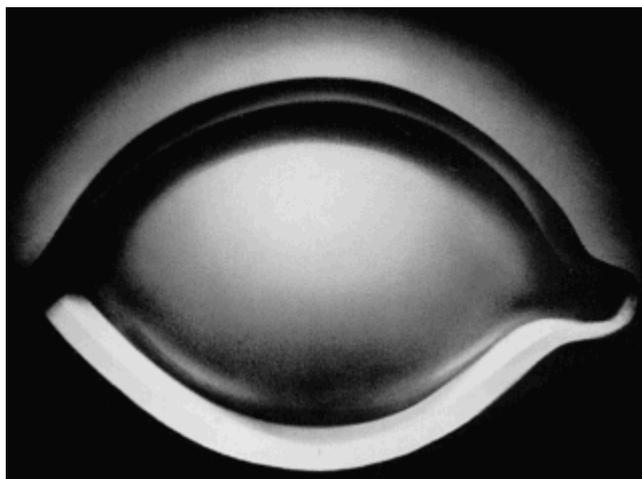


Stephan Schäufele

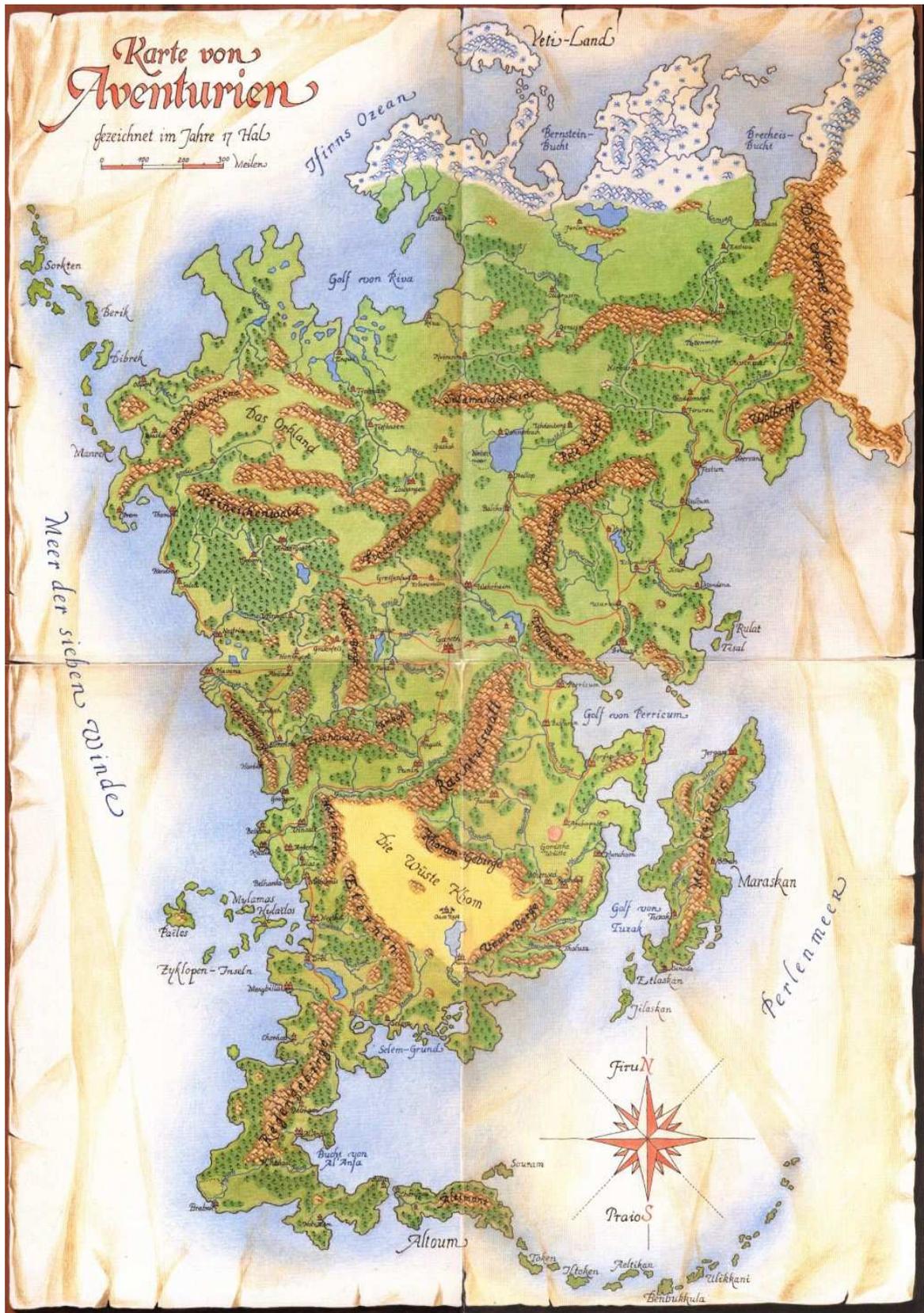
Die Gezeichneten

Erster Band



Eine Erzählung aus der Welt des
Schwarzen Auges

ქვემოთ აღწერილი ქარტის მიხედვით, აღნიშნულია ადრეული ხანების ადამიანების ცხოვრების ადგილები და მათი მოქცევის ადგილები. აღნიშნულია ადრეული ხანების ადამიანების ცხოვრების ადგილები და მათი მოქცევის ადგილები. აღნიშნულია ადრეული ხანების ადამიანების ცხოვრების ადგილები და მათი მოქცევის ადგილები.



ქვემოთ აღწერილი ქარტის მიხედვით, აღნიშნულია ადრეული ხანების ადამიანების ცხოვრების ადგილები და მათი მოქცევის ადგილები. აღნიშნულია ადრეული ხანების ადამიანების ცხოვრების ადგილები და მათი მოქცევის ადგილები.

Die Götter und Monate

Draios	Gott der Sonne und des Gesetzes (entspricht dem Monat Juli)
Rondra	Göttin des Krieges und des Sturmes (August)
Efferd	Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt (September)
Travia	Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe (Oktober)
Boron	Gott des Todes und des Schlafes (November)
Hesinde	Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie (Dezember)
Jirun	Gott des Winters und der Jagd (Januar)
Tsa	Göttin der Geburt und der Erneuerung (Februar)
Rhex	Gott der Diebe und Händler, Gott des Glücks (März)
Peraine	Göttin des Ackerbaus und des Handwerks (April)
Ingerimm	Gott des Feuers und des Handwerks (Mai)
Rahja	Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe (Juni)

Dramatis Personae

Borðarad	Mächtiger Schwarzmagier, der vor etwa fünfhundert Jahren lebte, der Sage nach der Sohn des Nandus
Thallian ya Arres	Sohn Thomeg Atherions und Yarima Anjuhals
Jinya Achanatar	Tochter Ti'dannas und Alcanar Achanatars
Thorn von Galayad	Geweihter des Kor und Söldnerhauptmann der Schwarzen Raben
Dhlian Liebenfeld	Magier, Absolvent der Halle der Macht zu Lowangen
Ighim Sohn des Imgrasch	Hohepriester des Ingerimm zu Lowangen
Darian Lowanger	Gefährte Thallians
Gerima Lowanger	Gefährtin Thallians, Gattin Darians
Imion Weidenblatt	Waldf, Gefährte Thallians
Thomeg Atherion	Spektabilität der Halle der Geistigen Kraft zu Fasar, Erzmagus
Yarima Anjuhah	Spektabilität der Akademie des Grauen Weges zu Punin, Mutter Thallians
Travin Dantomil	Stellvertretende Spektabilität der Akademie des Grauen Weges zu Punin, Lehrmeister Jingas
Sinister Wencelao Zurryaga	Magier, Absolvent der Academia der Hohen Magie zu Punin
Thalion von Rommitys	Spektabilität der Academia Arcomagica Scholaque Arcania Puniensis
Liscom Ghosipar	Magier, bekannt als Liscom von Fasar, Fanatischer Anhänger Borðarads
G. C. E. Calotta	Erster Kaiserlicher Hofmagus
E. Q. Eternenwacht	Abtprimas des Draconiterordens
Dexter Nemrod	Großinquisitor des Reiches, später Reichsgroßgeheimrat
Qsuin Puschinske	Spektabilität der Halle der Macht zu Lowangen

Erstes Buch

1

Die ersten Strahlen von *sha* ließen den Tau auf der Wiese glitzern. *Tâ*, die Amsel, und *u’njama*, die Nachtigall, schenkten dem neuen Morgen ihr Lied. *Nurti* war stark an diesem Tag, das spürte die kleine *Finya* deutlich. Ihr Blick schweifte durch den Raum, an den Schilfwänden entlang, zu der Hängematte ihrer Mutter. Wie ein Kätzchen zusammengerollt schmiegte sich der Körper ihrer kleinen Schwester Silberhaar an den *Ti’bannas*. Beide schiefen noch fest. Nachdenklich betrachtete *Finya* ihre kleine Schwester. Sie sah so friedlich aus, wenn sie schlief. Ihr Gesicht glich dem ihrer Mutter: dieselbe lange, fein geflügelte Nase, derselbe zierliche Mund, ja selbst die gold gesprenkelten Augen und das lange, silberne Haar war beiden zu Eigen.

Sie selbst war die einzige der Sippe mit gelbem Haar und Augen, die die Farbe des Regens hatten. Manchmal fühlte sie sich deswegen hässlich und allein. Aber immer, wenn sie sich von den anderen zurückzog, weil sie eine unsichtbare Wand zwischen sich und ihren Spielkameraden spürte, ein Gefühl, das ihr sagte, nicht richtig dazu zu gehören, fand sie Trost bei *Ti’banna*.

Einmal hatte sie *Finya* von deren Vater erzählt, um sie zu trösten. Ihr Vater sei ein großer *Istari*, ein Zauberer, aus dem Land hinter den Nebeln gewesen, einem Land, in das nur wenige zu reisen vermochten. Deswegen fürchteten sich viele vor diesem Land, weil sie es nicht kannten. Manche erzählten sich sogar, dass die Elfvölker, die dort lebten, in ewigem Krieg miteinander lägen und dass das *badoc* über all diejenigen kommen würde, die mit ihnen Kontakt pflegten. Deshalb lebte ihre kleine Familie auch nicht im Dorf bei den anderen *fey*, sondern hier draußen am See. Aber genau wie sie hätte auch ihr Vater langes, goldenes Haar besessen.

Finya hatte ihren Vater nur schwach in Erinnerung. Nachdem ihre Schwester vor vier Jahren auf die Welt gekommen war – sie selbst hatte gerade drei Sommer gezählt – war ihr Vater auf eine Reise in den Süden aufgebrochen, um einen Weg zurück in jenes Land hinter den Nebeln zu finden. Seither hatten sie ihn nie wieder gesehen. Manchmal, wenn sie träumte, reiste sie zurück in die Vergangenheit. Dann erfüllten Freude und Lachen das Haus und sie hörte die sanfte Stimme des Vaters. Aber die *fey* träumten nicht oft. Und nur wenige *fey* besaßen, wie sie, die Gabe zu weinen.

Vorsichtig stieg *Finya* aus ihrer Hängematte. Sie bewegte sich leise, dass Mutter und Schwester nicht erwachten. Durch die fensterartigen Öffnungen in der Ostwand fielen die ersten roten Strahlen des Tages und kitzelten sie in der Nase. Tief sog sie die Luft ein, schloss die Augen und hielt für einen Moment den Atem an. Die Luft roch frisch und duftete angenehm nach Blumen und Kräutern. Neben dem Schlag ihres Herzens hörte sie den Wind, der ganz sanft gegen die Wände strich und kleine Wellen gegen das Ufer des Sees trieb.

Der See. Er wartete wie jeden Morgen. Der Gedanke an ein kühles Morgenbad, um die Spuren der Nacht zu vertreiben, ließ ihr ein angenehmes Kribbeln über Schultern und Nacken laufen. Auf *Zehenspitzen* schlich sie zur Tür, die von zwei fein geflochtenen Schilfmatten gebildet wurde, und schlüpfte hindurch.

*

majestätisch seine Kreise, in den frühen Stunden des Morgens nach Beute spähend. Der kühle Wind kräuselte leicht das Wasser Sees und entlockte den Kronen der Erlen, Weiden und Birken am Ufer ein feines Rauschen. Dahinter wogte ein weites Meer aus tiefem Gras, gesprenkelt mit Gischt aus rotem Mohn, weißem Wiesenschaum und Schlüsselblumen. Geschwind kletterte sie die Treppe aus Ästen hinab, die den Zugang zur Hütte bildete und legte die wenigen Schritt, die sie vom See trennten, mit weiten Sprüngen zurück.

*

Ti'banna erwachte. Irgendetwas war falsch an diesem Morgen. Es war still. Zu still. Die Vögel hatten aufgehört zu singen. Nur der Wind war zu hören, wie er über die Bäume strich. Und er führte einen merkwürdigen Geruch mit sich - nach Menschen!

Nur zu deutlich war ihr die Begegnung mit Falnokul in Erinnerung, und sie war klug genug zu erkennen, dass er beabsichtigte, seinen Racheschwur zu erfüllen.

Ti'banna erhob sich und griff nach ihrem Bogen. Silberhaar, die nun ebenfalls erwacht war, blickte sie fragend an.

„Gefahr, meine Kleine! Schnell, lauf ins Dorf, hol' Hilfe! Ich suche deine Schwester!“

Gewandt schlüpfte sie ins Freie und ließ ihren Blick über die Umgebung schweifen. Sie konnte nichts Verdächtiges erkennen, dafür nahm sie den Geruch von Menschen hier draußen umso deutlicher wahr. Sie schloss für einen kurzen Moment die Augen und konzentrierte sich auf ihre Sinne. Ihre Wahrnehmung veränderte sich. Sie hörte sieben fremde Herzschräge und leises, verhaltenes atmen. Der Geruch nach Mensch wurde intensiver - sie roch ranziges Fett und alten Schweiß, dessen Gestank sie benommen machte. Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie eine dichte Wolke von Mücken, die, angezogen vom Schweißgeruch, über einem Gebüsch nicht weit von ihr schwebte. Dort lag einer der Fremden versteckt. Nur Menschen mit bösen Absichten mussten sich verstecken. Also hatte sie Recht behalten. Falnokul sammelte auf Rache.

Noch einmal schloss Ti'banna die Augen und legte ihre linke Hand auf die Stirn. Tief sog sie die frische Morgenluft in ihre Lungen. Beim Ausatmen verließ ihr Geist ihren Körper und suchte nach Finya. Der Wind trug ihre Botschaft weiter über den See und das Land: „*Tochter. Wo bist du?*“

Erschrocken fuhr sie zusammen, als ihr nicht Finya, sondern eine fremde Stimme antwortete: „*Natürlich hier bei mir, du Närrin! Doch nicht sie ist es, die ich will. Komm herunter, und ihr soll nichts geschehen.*“

Falnokul! Ein eisiger Schreck fuhr Ti'banna in die Glieder. Er hatte ihre geliebte Tochter, ihren Frühling. Was war zu tun? Ti'banna atmete mehrere Male tief ein und aus und dachte nach.

Nur einen Lidschlag später hörte sie einen erstickenen Aufschrei, gefolgt von rauem, gehässigem Lachen.

„Der Wildfang hat es in sich! Versucht mich zu beißen! Au! Verfluchter Braten!“

Die Stimme des Fluchenden gehörte Sven, was Ti'banna nicht wusste. Sehr wohl aber hatte sie die Stimme Silberhaars erkannt, die wütend auf den Thorwaler einschimpfte. Eine einzelne Träne schlich sich in Ti'bannas Augenwinkel und verharrte dort kurz, bevor sie Sumus eisernem Griff unterlag und nach unten fiel. Sie hatten ihre kleinste Tochter gefangen und sie selbst war machtlos.

Noch einmal sandte ihr Falnokul eine geistige Botschaft: „*Na so was, Ti'banna. Du hast doch nicht etwa ein vierjähriges Mädchen losgeschickt, um Hilfe zu holen? Wie dumm von dir! Ich hätte dich für bedeutend klüger gehalten. Und jetzt komm herunter. Aber versuch keine Spielchen. Sonst stirbt eine deiner beiden geliebten Töchter!*“

Ti'banna wusste, dass Falnokul seine Drohung wahr machen würde. Vor Schmerz war sie wie gelähmt. Sie konnte im Moment nichts tun, außer sich Falnokuls Willen zu beugen.

Laut rief sie: „Die ruchlose Schlange Falnokul hat gewonnen! Ti'banna wird kommen!“

darin waren, Waffen zu bauen, die einzig dem Zweck des Tötens dienten. Diese beiden stellten also wohl die größte Gefahr dar, zumal sie in sicherem Abstand von Ti'banna entfernt standen. Ein dritter hielt drei leichte Messer in der einen und ein viertes wurfbereit in der anderen Hand. Alle aber waren zusätzlich mit Schwertern oder Knüppeln bewaffnet. Zu ihrem Leidwesen musste Ti'banna sich eingestehen, dass die Männer obendrein noch den Eindruck machten, dass sie sich durchaus darauf verstanden, mit ihren Waffen umzugehen. Also beschloss sie, zum Schein auf Falnokuls Spiel einzugehen. Sie musste Zeit gewinnen. „Ich habe keine andere Wahl, ich muss tun, was du verlangst. Aber sage diesem *fialgra*“, dabei deutete sie auf Sven, „dass er meine Tochter nicht erdrücken soll!“ Falnokul lachte. „Deine Tochter hat es sich selbst zuzuschreiben, dass Sven sie so hart zu packen hat. Sie kratzt und beißt wie eine Wildkatze. Aber schön! Sven, fass’ das Mädchen ein wenig feinfühlicher an. Ich bin sicher, sie wird dich jetzt nicht noch einmal beißen.“ Dann blickte er einen der Armbrustträger an: „Du da! Geh’ die Pferde holen. Und beei’ dich! Wir müssen sehen, dass wir von hier fort kommen.“ Der Mann tat wie ihm geheißen und entfernte sich. Ti'banna wandte unmerklich den Kopf. Falls Tenobaâl nicht bald kam, war dies hier vielleicht ihre einzige Chance.

3

Falnokul steckte das Messer weg und stieß Finya auf den Boden. Aus seinem Gürtel zog er mehrere lederne Riemen und näherte sich Ti'banna. „Ich werde dich jetzt binden. Streck’ deine Hände vor!“ Gehorsam hielt Ti'banna beide Hände vor den Körper, scheinbar völlig in ihr Schicksal ergeben. In Wahrheit wartete sie, bis Falnokul nahe genug an sie herangetreten war. Jeder Muskel ihres geschmeidigen Körpers spannte sich, während ihr Blick sich fest in den Falnokuls bohrte. „Du magst mich nicht, nein, du hasst mich, Ti'banna. Ich sehe es in deinen Augen. Aber das wird sich ändern. Wozu steht unserer Art schließlich die Ewigkeit zur Verfügung?“ Während Falnokul sprach, näherte er sich Ti'banna, ihren Blick erwidern. Aber dann machte er einen Fehler. Er senkte seinen Blick auf Ti'bannas Hände, um sie zu fesseln. Darauf hatte Ti'banna nur gewartet. Blitzschnell schoss ihre Hand nach vorne. Mittel- und Zeigefinger fanden ihr Ziel in Falnokuls Augen, der aufschreiend nach hinten taumelte. In Gedankenschnelle wirbelte Ti'banna herum und schleuderte dem Messerwerfer ein zorniges „*Bha'iza dha'feyra!*“ entgegen. Bevor der Mann auch nur ausholen konnte, hatte der Zauber sein Ziel gefunden. Erschrocken über den unerwarteten Angriff ließ er seine Messer fallen und fasste sich an die geblendeten Augen. Abermals drehte sich Ti'banna. Ihr silbernes Haar peitschte durch den Wind, als ihr Kopf eine Vierteldrehung nach rechts vollführte und ihre sprühenden Augen den Mann in ihrem Rücken fixierten. Ti'banna sah die Angst des Fremden, als er Falnokul und seinen Kameraden fallen sah. Kurz trafen sich ihre Blicke. Dann schoss die zarte Faust der Elfe nach vorne, während ihr Mund die Worte „*Fial miniza dao' kha!*“ fauchte. Einen Moment schien die Welt stillzustehen. Im Gesicht des Söldners war Überraschung zu lesen, so als versuche er vergeblich zu verstehen, was gerade passiert war. Und während sein Hirn ihm mitzuteilen versuchte, dass er soeben durch einen elfischen Kampfzauber tödlich verletzt worden war, weigerte sich sein Körper, diese Tatsache zu akzeptieren. Sein Zeigefinger krümmte sich – der Bolzen zischte durch die Luft und traf. Ti'bannas Augen weiteten sich vor Staunen. Ihre Hände wanderten langsam zur Leibesmitte, während sie ihren Gegner hintenüber kippen sah. Sie ertastete einen harten Gegenstand, der

knapp unterhalb des Herzens aus ihrem Körper ragte. Warmes Blut rann über ihre Finger. Eigenartig. Sie hatte fast keinen Schmerz gefühlt, als das Geschoss sie getroffen hatte. Diese Menschenpfeile flogen viel schneller als gewöhnliche Pfeile. Keine Zeit, auszuweichen... .

Wie ein Schlafwandler drehte sich Ti'banna zu ihren Töchtern um. In ihrem Bauch machte sich ein taubes Gefühl breit. Langsam, als würde sie von vielen Gewichten niedergedrückt, brach die Elfe in die Knie. Sie sah ihre Töchter und lächelte. Der Thorwaler hatte Silberhaar losgelassen. Sein Gesicht war eine Maske des Schreckens. Er mochte ein rauer Kerl sein, aber Ti'banna fühlte in diesem Moment, dass er diesen Ausgang der Ereignisse bedauerte. Eine eigenartige Stille legte sich über den Platz.

Falnokul hielt sich noch immer die schmerzenden Augen und versuchte vergeblich, die Szenerie zu überblicken. Es verging eine kleine Ewigkeit, in der nur der Wind seine klagende Stimme erhob, bis er wieder Herr seiner Augen war.

„Nein! Ti'banna, nein!“ Bestürzt rannte Falnokul auf sie zu und hielt sie fest, bevor sie vollends zu Boden gleiten konnte. „Es wird wieder gut! Es wird wieder gut, hörst du? Du sollst leben, Ti'banna, leben!“ Er kniete nieder und bettete Ti'bannas Körper in seinen Schoß. Kraftlos sank ihr Kopf gegen seine Brust. Mit einem kräftigen Ruck riss Falnokul den Bolzen heraus und legte seine Hand auf die Wunde. Er musste sich beeilen. Bei jedem Schlag ihres Herzens ergoss sich ein Schwall hellen, schaumigen Blutes aus dem klaffenden Loch in ihrer Mitte und zerrann zwischen seinen Fingern.

„*Bhal'sama sala bian da'o!*“ Falnokul sprach die Worte wieder und wieder, bis die Blutung schwächer wurde und schließlich ganz verebbte. Die Wunde schloss sich, und frische Haut überzog die Stelle. Ein zarter, rosiger Hauch bedeckte die Wangen, aber der entrückte Ausdruck in Ti'bannas Augen wich nicht. Er sah, dass sie sterben würde, und konnte es nicht verstehen. Falnokul fasste den Bolzen und roch daran. Gift! Alle Hölle, dieser Hund hatte den Bolzen vergiftet. Vorsichtig bettete er Ti'bannas Kopf auf den Boden, dann sprang er auf. Der Mann, der den Bolzen abgefeuert hatte, lag noch immer dort, wo Ti'banna ihn niedergestreckt hatte. Er lebte noch, lag aber offensichtlich ebenfalls im Sterben. Aus weit aufgerissenen Augen stierte er in den Himmel und röchelte schwach. Falnokul packte ihn am Kragen und zog ihn halb in die Höhe: „Womit hast du deinen Bolzen vergiftet, verfluchter Abschaum, womit?“

Falnokul schrie ihm die Worte ins Gesicht, doch der Sterbende schien ihn nicht zu hören.

„Verdammt, Mann, rede! Womit hast du deinen Bolzen vergiftet?“ Falnokul schüttelte den schlaffen Oberkörper wie einen nassen Sack.

Langsam bewegten sich die Lippen des Mannes und seine Augen suchten die Falnokuls. Kaum ein Laut drang über die Lippen des Todgeweihten. Schnell brachte Falnokul sein Ohr an den Mund des Mannes. Dann brach er in sich zusammen, als er verstand: Kukris! Eines der schnellsten und tödlichsten Gifte, das man wegen seiner Gefährlichkeit auch Königsmacher nannte!

Inzwischen war es Finya gelungen, ihre Fesseln abzustreifen. Durch einen Schleier aus Tränen sah sie, wie ihre Mutter regungslos auf dem Boden lag. Schluchzend kroch sie zu ihr hinüber und betastete den schlaffen Körper. Noch war Leben in ihr, aber ihr Jagdhemd war voller Blut und das Gesicht hatte eine graue Färbung angenommen.

„Mutter!“ Finya rüttelte Ti'banna an der Schulter. Endlich bewegte die Sterbende den Kopf. Ihre Augen schienen den Quell der vertrauten Stimme zu suchen.

„Ich bin hier Mutter, ich bin hier!“ Inzwischen war auch Silberhaar herbeigeeilt. Sie schien nicht zu verstehen, was gerade geschah. Wieder und wieder forderte sie ihre Mutter auf, endlich aufzustehen und zog besorgt an ihrer Kleidung, wie um ihr dabei zu helfen.

„Still, Silberhaar, Mutter ist verletzt! Aber keine Sorge. Ich werde sie heilen.“

Als Finya ihr *mandra* öffnete, wurden Ti'bannas Augen für einen Lidschlag wieder klar und sie schenkte ihren Töchtern ein mattes Lächeln.

„Finya, mein kleiner *a'dala*. Pass gut auf mein kleines Glühwürmchen auf, versprich mir das.“

Ti'bannas Stimme war so schwach, dass Finya Mühe hatte, die gehauchten Worte zu verstehen. Sie erwiderte das Lächeln, ohne ihren Zauber abzubrechen. Sie würde ihre Mutter retten.

4

Falnokul saß auf dem Boden, den Kopf in den Händen vergraben. In unregelmäßigen Abständen schnellte er aus seiner Haltung empor und stach mit seinem Messer immer wieder auf die Leiche des unglücklichen Armbrustschützen ein. Dabei brüllte er wie ein Irrer.

Sven war hinter seinen Freund getreten und beobachtete besorgt dessen Verhalten. Sven hatte sich noch nie für Frauen interessiert – dazu blieb im Alter noch genügend Zeit – aber er verstand den Schmerz seines Freundes.

Die anderen Männer standen fassungslos dabei, aber langsam machte sich Unmut über die Entehrung ihres Kameraden breit. Vorsichtig legte Sven seinem Freund die Hand auf die Schulter: „Wir müssen gehen, Fal! Wir sind hier nicht sicher. Komm schon, steh' auf. Die Pferde sind gleich da.“

Wie ein Kind ließ sich Falnokul von Sven in die Höhe ziehen und von der Leiche wegführen. Sein Messer steckte noch immer in einer der Augenhöhlen.

Zu einem der Söldner gewandt, fuhr Sven fort: „Setz' ihn auf sein Pferd, und du“ er nickte dem Messerwerfer zu, „hilf mir, die Mädchen zu holen!“

Als die Männer nicht gleich gehorchten, packte er den ersten am Kragen und hob ihn wütend einen halben Schritt in die Höhe.

„Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?“

„Doch, Herr. Aber was ist mit unserem Kameraden?“

„Was soll schon mit ihm sein? Die Wölfe werden sich seiner annehmen, und jetzt sieh zu, dass alles fertig wird, sonst gesellst du dich zu ihm, bei Swafnir!“

Das wirkte. Zwei der Männer führten den immer noch apathischen Falnokul zu den Pferden, die gerade herangeführt wurden, und setzten ihn auf seinen Braunen.

Der andere tat, wie Sven ihm geheißsen hatte und klemmte sich Silberhaar unter den Arm, mit dem Erfolg, dass das Mädchen bitterlich zu weinen anfang. Sven selbst zerzte Finya grob von ihrer Mutter weg. Finya schrie auf vor Zorn und klammerte sich am Arm ihrer Mutter fest.

„Lass' mich los, sonst stirbt sie, du stinkender *Bha'za!*“

Sven hörte weder auf das Bitten und Flehen, das nicht abebben wollte, noch achtete er auf die Tritte und Bisse, die das Mädchen austeilte. Er verstand ohnehin kein Wort von dem, was sie sagte. Mit steinerner Miene stapfte er zu seinem Pferd, stieg auf und zog das immer noch zappelnde Mädchen mit der freien Hand vor sich in den Sattel.

Ein letztes Mal gelang es Finya, einen Blick zurück zu erhaschen. Ti'banna hatte sich mit ihrer letzten Kraft halb aufgerichtet und einen Arm flehentlich in ihre Richtung ausgestreckt.

Dann zwang Sven ihren Blick nach vorne und gab seinem Pferd die Sporen.

*

5

Ti'bannas Körper war bereits unangenehm kalt, als Tenobaâl eintraf. Er war so schnell gelaufen, wie er konnte, aber er war zu spät gekommen.

Tenobaâl sah sich um. Deutlich waren die Spuren eines Kampfes auszumachen. Etwas abseits von Ti'banna lag noch immer der Leichnam des Mannes, den sie getötet hatte. Der Tote war grausam verstümmelt, was sich Tenobaâl nicht erklären konnte. Aus den immer noch frischen

alles Leben auslöschen will, schritt er zum nächsten der Schlafenden und zog ihm die Klinge seines Jagdmessers durch die Kehle. Doch war der Schnitt nicht sauber, so dass er ein zweites Mal zustechen musste und sein Opfer in höchster Todesnot erwachte und einen gurgelnden Schrei ausstieß, der die anderen weckte. Wie in Trance ließ nun auch Sven die Riemen, die er immer noch in der Hand hielt, fahren und griff zum Messer. Es entspann sich ein kurzes Gefecht, dessen Ausgang abzusehen war. Die schlaftrunkenen Männer hatten keine Chance. Sven und Falnokul waren über ihnen, noch bevor sie richtig Zeit fanden, ihrerseits zu den Waffen zu greifen. Rotes Blut ergoss sich langsam über das Grün des Grases, das den Boden bedeckte und sammelte sich um die Leichnahme in tiefen Pfützen, ehe es von der durstigen Erde aufgesogen wurde. Auch die beiden Mädchen waren erwacht und hatten das Geschehen mit weit aufgerissenen Augen beobachtet. Sie gaben nicht einen Laut von sich, aber in ihren Augen konnte der Thorwaler eine stumme Anklage lesen, die er nicht ertrug. Er wandte den Kopf ab und blickte beschämt zu Boden. Ob sie wohl begriffen, was gerade geschehen war, fragte sich Sven. Bestimmt! Aber ob sie auch begriffen, warum? Er lachte gehässig auf. Wohl kaum. Wie konnten sie auch, wo er es doch nicht einmal selbst begreifen konnte?

„Warum?“ fragte er Falnokul und in seiner Frage schwangen Unverständnis und Zorn mit - Zorn über dieses wahnsinnige Vorgehen.

„Sie hatten keinen weiteren Nutzen für uns“ erklärte der Elf schlicht. „Sie wären nur lästig gewesen!“

„Aber doch nicht so!“ schrie Sven nun wütend. „Verdammt, Fal! Was ist los mit dir?“

Anstelle einer Antwort packte der Elf sein Messer fester und schritt auf die Pferde zu, die in der Umgebung grasten.

„Was? Jetzt vielleicht auch noch die Pferde?“ rief ihm der Thorwaler ihm zu, abermals ohne eine Antwort zu erhalten. „Weil wir auch sie nicht mehr brauchen? Weil sie unnützlich sind?“ Während er sprach, eilte er Falnokul nach, der grimmig weiterstapfte. „Weil du jemanden verloren hast, der dir nahe stand und du nicht damit fertig wirst? Aber das lasse ich nicht zu!“ Er erreichte den Elfen und packte ihm am Arm, während er den letzten Satz zischte. Mit blitzenden Augen wirbelte Falnokul herum und stieß mit dem Messer zu. Doch Sven hatte den Angriff kommen sehen und blockte die Hand, die das Messer führte, mit seinem massigen Unterarm ab, so dass die Waffe ins Leere stieß. Gleichzeitig hieb er mit der freien Faust zu, dass Falnokul sich nach hinten überschlug.

„Verdammt, Fal’, so komm’ doch zu dir!“ brüllte er dem Freund entgegen, fassungslos darüber, dass er diesen soeben geschlagen hatte. Falnokul rollte nach hinten und fing seinen Sturz ab. Dann schnellte er in die Höhe, das Messer zum tödlichen Wurf erhoben. Für einen Moment sah Sven allen Hass dieser Welt in den kalten Augen des Freundes lodern, doch dann ließ dieser das Messer fallen und vergrub das Gesicht in den Händen.

„Was weißt du denn schon?“ fragte er mit leiser Stimme. „Was weißt du davon, wie ich sie geliebt habe? Ich hätte tausendmal mein Leben für das ihre gegeben, doch nun ist sie tot! Nun ist sie tot...“

Unfähig zu einer Entgegnung wandte Sven sich ab und trieb die Tiere zusammen. Er wählte die vier besten aus, die anderen sattelte er ab und jagte sie davon. Er untersuchte die Satteltaschen und die Toten auf Wertgegenstände, ehe er die Mädchen wieder auf den Pferden festband. Er wollte nicht länger an diesem Ort des Grauens weilen und drängte zum Aufbruch.

Nach zwei weiteren Tagen erreichten sie den verabredeten Treffpunkt - ein verlassenes Steinhaus zweieinhalb Tagesritte westlich von Trallop, wo sie die Mädchen übergeben sollten. Dort schlugen sie ihr Lager auf und warteten auf ihren Kontaktmann.

*

7

„Was soll das heißen? Wollt Ihr uns etwa die Entlohnung verweigern?“
Sven trat bedrohlich einen Schritt auf den Schwarzgewandeten zu, der darauf unwillkürlich etwas zurückwich.
„Ich fürchte, Ihr habt mich missverstanden, Herr Gabelbart. Mein Herr wünscht lediglich, dass Ihr ihm einen kleinen Zusatzdienst erweist. Ihr werdet eines der Mädchen nach Festum bringen, und die ‚Seeschwalbe‘ ausfindig machen. Der Kapitän der „Schwalbe“ wartet bereits auf eure Ankunft. Sobald ihr das Mädchen bei ihm abgeliefert habt, ist euer Auftrag erledigt und ihr werdet entlohnt werden. 200 Goldstücke wie vereinbart, und noch einmal 40 für den Weg nach Festum. Was sagt Ihr?“
„Vierhundert!“ Falnokul fixierte den Mittelsmann kühl. Sven musste unwillkürlich schmunzeln. Die letzten beiden Tage hatte Fal’ wieder nur dumpf vor sich hingebütet. Er hatte weder gesprochen – wie auch Sven nicht viel Lust gezeigt hatte, über das Geschehene zu reden – noch hatte er viel gegessen oder geschlafen. Doch kaum ging es ums Geschäft, war seine Lethargie wie weggeblasen.
„Vierhundert?“ wiederholte der andere ungläubig. „Hat Euch auf dem Weg hierher eine Tarantel gebissen? Woher, bei Phex, soll ich denn soviel Gold nehmen?“
„Ich bin mir sicher, dass dem ersten kaiserlichen Hofmagus schon etwas einfallen wird, wie er eine solche Summe beschaffen kann.“
Falnokuls Gegenüber schluckte. „Was sagt Ihr da? Wie, bei allen Göttern kommt ihr darauf, dass mein Herr ausgerechnet...“
„Versucht nicht, uns zu täuschen!“ schnitt ihm Falnokul das Wort ab. „Wir wissen sehr genau, für wen wir arbeiten. Seid das nächste Mal vorsichtiger bei euren Botengängen, dann mögt Ihr vielleicht vermeiden, dass Euch jemand folgt!“ Er machte eine kleine Pause, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. „Vierhundert! Oder bringt das Mädchen selbst nach Festum und zahlt uns an Ort und Stelle aus!“ Dabei ließ er die Schneide seines Messers spielerisch über seinen Zeigefinger gleiten. Als er an der Kuppe ein wenig stärker drückte, hinterließ die Schneide ein haarfeines, rotes Rinnsal, woraus langsam ein kleiner Blutstropfen quoll. Die Augen des Anderen folgten der Bewegung des Messers und blieben schließlich an dem Blutstropfen haften. „Mein Herr wird nicht bereit sein...“ setzte er an, doch da hob Falnokul den Kopf und starrte ihn aus seinen raubtierhaften Augen so kalt und verächtlich an, dass er im Sprechen innehielt. Anstelle des ursprünglichen Satzes brachte er nur noch ein trockenes „einverstanden“ hervor.
„Gut!“ Falnokul grinste. „Welches der Mädchen sollen wir nun nach Festum bringen?“
Der Mann überlegte kurz, wohl auch, um sich wieder zu sammeln, dann murmelte er mehr zu sich selbst: „Die ältere der beiden. Die Schiffsreise um das Kap wird lang und anstrengend werden. Die jüngere kommt mit mir.“
„Um das Kap? Was meint ihr damit?“
Endlich hatte der Schwarzgewandete seine Stimme wieder in der Gewalt. Barscher als nötig versetzte er: „Das geht euch nichts an! Ihr habt das Mädchen nach Festum zu bringen, damit ist es genug. Mehr braucht Ihr nicht zu wissen! Am besten brecht Ihr sofort auf. Wenn Ihr schon derart unverschämt viel Gold verlangt, dann mögt Ihr Euch auch gefälligst sputen!“
Falnokul grinste. Ihm konnte das nur recht sein. Je eher sie von hier fort kamen, desto besser. Ein Blick zu seinem Gefährten bestätigte ihm, dass sich auch Sven über diesen Ausgang der Verhandlungen amüsierte.

*

8

Innerhalb der hölzernen Palisaden von Thures Heim waren 52 Menschen zu Salzsäulen erstarrt, als wären sie lebende Figuren auf einem großen >Rote Kamele, Weiße Kamele<-Spielbrett. Der warme Frühlingswind des östlichen Orklandes wehte durch das Palisadentor und brachte einen Hauch von Tod mit sich. Vor dem Tor saßen über sechs Dutzend Orkkrieger mit grell bemalten Gesichtern auf ihren struppigen Ponys.

Gebt ihnen, was sie verlangen, bei Hesinde! Wenn sie eine Kuh haben wollen, dann gebt sie ihnen. Das glatte Holz des Stabes war nass vom Schweiß seiner Handflächen. Die graue Reisekutte, die schon so oft geflickt worden war, dass die Farbe des eigentlichen Stoffes nur noch erahnt werden konnte, kratzte auf der entstehenden Gänsehaut. Phelian verfluchte die Unvorsichtigkeit der Siedler, um diese Jahreszeit das Tor offen stehen zu lassen. *Sie kommen betteln, hatte Angrond der Ältere gesagt.* Dabei war Angrond kein Freund von Bettelerei. Jetzt standen er und Gernot Adersin, der einzige Krieger der Gesellschaft, bei dem Anführer und verhandelten. *Aber was sollten auch an die hundert hungrige Orks mit einer Kuh anfangen? Warum hatte er, Magister Phelian Liebenfeld, sich nur dazu bereit erklärt, diesen Haufen verarmter Siedler zu begleiten? Er hatte es ohnehin für schieren Wahnwitz gehalten, am Rande der orkischen Jagdgebiete, über zwei Wochen von Tjolmar entfernt, eine Siedlung gründen zu wollen. Er könnte in diesem Augenblick in Lowangen sein und seinen Forschungen nachgehen, aber er hatte sich wieder einmal überreden lassen. Alter Narr.*

In diesem Moment ließ einer der Orken das weiße Stück Tuch, das er an einem Stock befestigt hatte, neben seinem Pony zu Boden fallen. Eine düstere Vorahnung machte sich in Phelians Bauch bemerkbar und breitete sich bis in die Eingeweide aus. Er hörte sein Herz in den Ohren pochen. Vorsichtig sah er sich nach etwas um, wohinter er Deckung suchen konnte. Die Frauen standen in den Eingängen der Häuser und hielten ihre Kinder fest. In der Mitte des Hofes hörte die dicke Girte damit auf, die Wäsche in dem großen, gusseisernen Kessel umzurühren. Sie zog die hölzerne Rührschaufel heraus und nahm sie wie eine große Keule in beide Hände. Mehrere Hühner hüpfen über den Hof und scharrt nach Körnern. Keines dieser einfachen Geschöpfe ahnte die Gefahr, die über dem Fort schwebte.

Ganz langsam, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, ging Phelian rückwärts, bis er an die hölzerne Palisade stieß. Niemand schien sein Tun zu bemerken. Vorsichtig schob er sich in Richtung der Stallungen weiter, wobei sein linnenenes Gewand sich immer wieder im rauen Holz der Palisadenwand verhakte. *Na los, Adran, mach das Tor zu. Mach es jetzt zu, sonst ist es für uns alle zu spät.*

„Los, verschwindet! Ihr habt mich gehört, elendes Gesindel!“ Angrond wies mit dem ausgestreckten Arm in Richtung Westen. Gernots Rechte ruhte schwer auf dem Griff seines Breitschwertes. Nur ein Dutzend Schritt dahinter stand Adran bereit, das schwere Tor zu schließen, sobald Angrond und Gernot sich wieder in der Sicherheit des Forts befanden.

„Oh ihr Götter“, flüsterte Girte. Obwohl sie mehrere Schritt entfernt stand, konnte Phelian ihre Worte verstehen. Das ganze Fort hielt den Atem an.

Plötzlich stürmten die Ponys los und überrannten Angrond. Gernot taumelte zurück und stürzte, von mehreren Pfeilen tödlich in die Brust getroffen. Die Orken stießen ein Gebrüll aus, als seien alle Geister der Niederhöhlen losgebrochen, während sie auf das Tor zujagten. Vor Schreck erstarrt, sah Phelian, wie der vorderste der Orken auf Adran zuhielt und die Lanze hob. Sein sehniger Körper spannte sich, dann flog der Speer. Adran wurde mit solcher Wucht getroffen, dass er gegen das Tor flog. Die eiserne Spitze drang durch seinen Leib und nagelte ihn an den rohen Balken fest. Die Leute im Hof stoben mit den panischen Hühnern vor den Hufen der Ponys auseinander. Ihre Angstschreie gingen im Kriegsgebrüll der Orken unter.

„Schnell! Alles in den Stall!“, rief Phelian, doch seine Stimme wurde vom Kreischen der Kinder und Frauen übertönt. Auf der anderen Seite des Hofes versuchte der Junge Connar, sich auf das Dach eines Hauses zu retten. Seine Hände waren in den Rand des Firstes verkrallt.

Er strampelte und wand sich, seine nackten Zehen suchten Halt in den Ritzen der Außenwand, während seine Arme sich vergeblich mühten, sein Gewicht in die Höhe zu ziehen. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis er den Oberkörper halb auf das Dach gezogen hatte. Seine Knie bluteten und seine Hände steckten voller Holzsplitter, aber der Weg über das Dach in die Freiheit war greifbar nahe. Da sah Phelian einen Orken in seine Richtung galoppieren. Connar hatte es fast geschafft, sich vollends aufs Dach zu ziehen, als der Krieger ihn erreichte. Er packte Connars schmale Fesseln und zog. Der Junge krallte sich an den Weidenbüscheln fest, mit denen das Dach gedeckt war. Die Befestigung riss und der Knabe schrie auf, als er wie ein Sack Kartoffeln auf die Erde geschleudert wurde. Weitere Krieger folgten und trieben ihre Ponys in wildem Galopp über den schmalen Körper. Connar versuchte vergeblich, Kopf und Bauch gegen die beinharten Hufe der Tiere zu schützen. Einer der Krieger riss sein Pony herum und zwang es wieder und wieder über den Leichnam des Jungen hinweg.

In der Mitte des Hofes tobte ein kurzes, ungleiches Gefecht. Die Orks hatten den Zeitpunkt für ihren Überfall gut gewählt. Die meisten Männer waren bei der Arbeit auf den Feldern und würden nicht vor dem Abend zurück sein. Die wenigen Männer, die sich im Fort befanden, fielen wie reifes Korn unter den wuchtigen Hieben der orkischen Krummsäbel und Äxte, und die Krieger machten sich einen Spaß daraus, die Frauen mit ihren Speeren zusammen zu treiben.

Die Schwarzpelze jagten mit dem Instinkt eines Raubtieres alles, was sich bewegte. Phelian war noch immer wie gelähmt. Das entsetzliche Schauspiel, das im Hof tobte, nahm ihm fast den Atem. Viele der Kinder hatten sich in das Haus der Treublatts geflüchtet, dessen Eingang die alte, starkknochige Großmutter Praiadne wie eine Löwin verteidigte. In der Linken schwang sie eine große Bratkelle, während sie in der Rechten eine große, gusseiserne Bratpfanne hielt. Eine Gruppe von Kriegern war von ihren Pferden gestiegen und bewegte sich langsam auf sie zu. Es war offensichtlich, dass die Krieger Großmutter Praiadne nicht ernsthaft als Gefahr betrachteten. Sie hielten ihre Waffen geradezu nachlässig locker in den Händen und drei von ihnen scherzten und lachten über die Gegnerin. Es würde ein sehr kurzer Spaß werden - die alte Frau besaß ja nicht einmal eine richtige Waffe, um sich zu wehren. Aber die Orks machten einen Fehler, die alte Frau derart zu unterschätzen. Mit dumpfem Knall prallte die Bratpfanne gegen den Schädel eines Schwarzrocks, der sich zu weit nach vorne gewagt hatte. Der Krieger stürzte zur Seite, wo er regungslos liegen blieb. Aber sofort traten zwei neue Gegner an seine Stelle - ein amüsanter Spiel hatte begonnen. Glucksend vor Lachen stießen die Krieger mit ihren Lanzen nach Großmutter Praiadne. Die Menschenfrau leistete zu ihrer Freude mehr Gegenwehr als angenommen. Dabei schrie und bellte sie fast wie ein Hund. Die scharfen Speerspitzen zerfetzten ihren Rock, und bald rann Blut aus tiefen Wunden über ihre Beine. Praiadne verlor den Halt und stolperte nach vorne. Im selben Moment zischte eine Schlinge durch die Luft und legte sich um ihren Hals. Der Krieger, der das Seil geworfen hatte, riss sein Pony herum und hieb ihm die Fersen in die Flanken. Ein kräftiger Ruck warf Großmutter Praiadne nach vorne in den Staub, dann wurde sie mehrere Schritte über den Boden geschleift. Der Ork ließ das Seil fahren und Praiadne blieb in der Mitte des Hofes liegen. Eine Horde johlender Schwarzpelze stürzte herbei und rollte sie auf den Rücken. Phelian wusste instinktiv, was die Orken vorhatten, und das, obwohl Großmutter Praiadne beinahe siebzig Sommer zählte. *Gerechte Götter, warum lasst ihr dies geschehen?*

Zorn stieg in ihm auf. Er stürmte nach vorne, auf die Stelle zu, wo ein weiterer Krieger gerade dabei war, die siebenjährige Alvida auf sein Pony zu zerren. „IGNIFAXIUS FLAMMENSTRAHL“ schrie, nein, brüllte er dem Orken entgegen. Der Zauber entfaltete seine ganze Macht: eine gewaltige Flammenlohe zischte brodelnd auf den Schwarzpelz zu und versengte Fleisch und Knochen. Der Krieger ließ Alvida fahren und stürzte schreiend vom Pferd. Wie rasend wälzte sich der Ork am Boden und versuchte in einem letzten Aufbäumen jenen Funkens, der allen lebenden Kreaturen zu eigen ist, die Flammen zu ersticken, die aus

war der orkische Heerwurm von den Mauern Lowangens aus am Horizont gesichtet worden. In der Nacht hatte der orkische Befehlshaber sein Heer rings um die Stadt Posten errichten lassen. War dies alles Zufall, oder brachte er vielleicht Tod und Verderben über all jene, die in seiner Nähe waren?

Tief in Gedanken versunken erstieg Phelian eine Treppe, die auf den Wehgang der Südmauer führte und blickte über die Zinnen. Gegen die Mittagssonne sah er mehrere orkische Feldzeichen, die in regelmäßigen Abständen im Gelände aufgestellt waren. Lowangen war eingeschlossen. Erschüttert wanderte Phelian auf dem Wehgang Richtung Nordosten, doch rings um die Stadt bot sich ihm dasselbe Bild: tausende und abertausende von Schwarzpelzen, die sich auf eine Belagerung einrichteten. An manchen Orten glaubte Phelian sogar, Kriegsmaschinen zu sehen, die gerade aufgebaut wurden. Ungläubig schüttelte er den Kopf. War das möglich? Orks waren doch wilde Tiere, Bestien. Gewiss, sie waren ernst zu nehmende Gegner, aber sie waren dumm! Orks konnten keine Kriegsmaschinen bauen... oder?

Ein ungewöhnlicher Krieg hatte begonnen und Phelian betete, dass die Mauern Lowangens dem orkischen Sturm standhalten würden. Wie ein Schlafwandler schritt er die Treppen hinab und machte sich auf den Weg zur Bibliothek, um mehr über das Volk der Schwarzpelze zu erfahren.

*

10

Tenobaâl brach sein Lied ab. Es hatte keinen Sinn. Die Geister des Windes würden ihm heute nicht mehr preisgeben. Sie erzählten Geschichten aus dem Norden, aber über den Süden und den Osten hüllten sie sich in Schweigen. Genau wie gestern. Er wusste, dass er nicht noch mehr Zeit verlieren durfte. Er war seiner Beute näher gekommen, fast greifbar nahe. Vor zwei Tagen hatte er in einem Gebüsch die Leichen von vieren der Männer gefunden, die er verfolgte. Es hatte keinen Kampf gegeben. Die vier waren im Schlaf ermordet worden. Man hatte ihnen einfach die Kehlen durchgeschnitten. Tenobaâl verstand dieses Volk nicht. Sie waren wie Ameisen, man traf sie überall. Sie mordeten für das gelbe Gestein, das sie Gold nannten und führten untereinander Kriege um das Land, auf dem sie wohnten. Und anstatt wie die *fey* mit dem Land zu leben, fällten sie den Wald, der ihnen Schutz hätte bieten können, und bauten stinkende Städte aus Stein. Sie vertrieben das Wild und rissen der Erde ihr Haar, das Gras aus. Dann trieben sie mit eisernen Geräten tiefe Furchen in die nackte Erde, um Pflanzen auszusäen, die sie mit viel Arbeit groß zogen. Verächtlich schüttelte er den Kopf. Vielleicht war es an der Zeit, darüber nachzudenken, den Krieg unter die Menschen zu tragen.

Gestern war er dann auf ihr letztes Lager gestoßen, in einem verfallenen Gebäude aus Stein, unweit der großen menschlichen Siedlung am See der Alten, die die Menschen *Tra'lop* nannten. Aus den Spuren hatte er gelesen, dass noch ein Rosenohr hinzugekommen war.

Doch er war zu spät gekommen – wieder einmal. Ein ihm unbekanntes Gefühl machte sich in seiner Magengegend breit, ein unangenehmes Kribbeln, das sich bis in die Haarspitzen fortpflanzte und ihn mit Unrast erfüllte. Und noch etwas anderes spürte Tenobaâl. Ein Gefühl, das ihn begleitete, seit er Ti'banna bestattet hatte: der Wunsch nach Rache! Er wusste, dass er die Männer töten würde, sollte er ihrer habhaft werden.

Aber wohin sollte er sich wenden? Die Spur gabelte sich nach Süden und nach Osten. Er wusste, dass er nicht beide Mädchen würde retten können.

*

„Beidrehen?“ herrschte ihn Rufus an. „Hast du den Verstand verloren, Jarl? Ich habe Termine einzuhalten! Die Flaute letzte Woche hat unseren Zeitplan schon aufs Ärgste strapaziert! Wir werden in ein paar Tagen in Al’Anfa vor Anker gehen und einen Teil unserer Ladung löschen. Dort hast du ausreichend Zeit, einen Heiler aufzusuchen.“

Rufus’ Entscheidung war endgültig, das wusste Jarl. Leise sagte er: „In Al’Anfa wird sie tot sein, Rufus. Ich bin Schiffsarzt, kein Magier! Ich kümmere mich um die Verletzungen von rauen Seebären. Das ist alles, was ich kann, und es wird diesmal nicht genug sein.“

Er hörte noch, wie Rufus etwas brummte, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Dennoch gab Jarl nicht auf. Er ließ auf dem Vorderdeck aus einigen Stangen und etwas Segeltuch einen Unterstand bauen, in welchen er Finya bringen ließ. Das Mädchen lag die meiste Zeit des Tages in unruhigem Fieberschlaf und selbst wenn sie erwacht wäre, hätte sie wohl nicht mehr die Kraft gehabt, sich gegen die Unterbringung zu wehren.

In den folgenden Tagen kümmerte sich Jarl aufopferungsvoll um Finya. Er flößte ihr frisches Wasser ein und versuchte mit feuchten Umschlägen, das Fieber zu senken. Mehr konnte er nicht tun, war doch sein karger Vorrat an Heilkräutern längst erschöpft. Keine Stunde wich der Arzt von der Seite seiner Patientin, und aß und schlief selbst so wenig, dass ihm bald die Spuren der durchwachten Nächte tief ins Gesicht geschrieben standen.

Trotz seiner Bemühungen schien es am Abend des fünften Tages, als sei sein Kampf vergebens gewesen. Seit dem Mittag hatte sich das Mädchen nicht mehr bewegt und ihr Atem ging nur noch flach.

„Verflucht seist du Rufus, du sturer Ochse.“ Jarl knirschte wütend mit den Zähnen und ballte die Hände zur Faust, bis die Knöchel weiß hervortraten. Da nahm er schräg hinter sich eine Bewegung wahr. Er drehte sich um und gewahrte den Kapitän. Wütend starrte er ihn an. Am liebsten hätte er ihm in diesem Augenblick die Faust in die Magengrube gerammt.

Mit einem Kopfnicken deutete Rufus auf das Lager.

„Wie geht es ihr?“

„Sie wird die Nacht nicht überleben, wie ich es dir prophezeit habe.“ Jarls Stimme bebte. „Aber du wolltest ja nicht hören. Nun sie zu, wie du damit leben kannst!“

„Wollen sehen!“ brummte Rufus. Aus einer seiner Gürteltaschen zog er eine kleine, gläserne Phiole und hielt sie Jarl entgegen.

„Was ist das?“

„Ein Heiltrank. Ich habe ihn vor Jahren in Festum erstanden. Man weiß ja nie... Ich hoffe, dass er noch wirkt.“

Jarl war sichtlich verlegen. Nach dem Gespräch von neulich Abend hatte er dies nicht erwartet. Er nahm das Fläschchen entgegen und nickte dankbar.

„Danke, Rufus. Trotz allem, danke. Bist eben doch ein guter Kerl.“

Verlegen winkte Rufus ab. Er brummte noch etwas davon, dass er den Trank dem Empfänger der Ware in Rechnung stellen werde, dann stapfte er davon.

*

12

Es war ein ungewöhnlich heißer und schwüler Tag, selbst für eine Stadt, die so weit südlich lag wie Al’Anfa. Die Sonne hatte gerade den Zenit überschritten und die meisten Bewohner der Stadt hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Die Straßen der Unterstadt und nahe des Hafens waren leer, und selbst die Bettler und die zerzausten Straßenkötter hatten sich ein

schattiges Plätzchen gesucht, wo sich die heißesten Stunden des Tages einigermaßen erträglich zubringen ließen.

Nur eine einzelne Gestalt, die durch die Straßen wanderte, störte das Bild der schlummernden Stadt. Sie war von hohem Wuchs und in eine weite, graue Kutte gehüllt, die fast bis zum Boden reichte. Um die Leibesmitte war ein breiter, lederner Gürtel geschlungen, an welchem unzählige kleine Säckchen und Taschen, sowie ein kleines Sichelmesser und eine lange Klingenwaffe hingen. Das Gesicht war hinter der breiten Krempe eines nach oben spitz zulaufenden Hutes verborgen, den sich der Mann tief ins Gesicht gezogen hatte. Dass es sich um einen Mann handelte, verriet der lange, von grauen Strähnen durchzogene schwarze Bart, der ihm bis auf die Brust fiel. Beim Gehen stützte sich der Fremde auf einen langen Stecken, der ihm an Größe beinahe gleich kam, und der mit allerlei fremdartigen Schnitzereien verziert war. Am oberen Ende des Stabes aber war eine doppelt faustgroße, durchsichtige Kugel befestigt, ähnlich jenen Gebilden, derer sich die Hexen in zahlreichen Geschichten und Märchen hin und wieder bedienen.

Der Fremde kam den langen Weg von der Akademie der Stadt herab und er hatte noch ein gehöriges Stück des Weges vor sich, bis er seine Unterkunft erreichen würde. Doch obwohl die Sonne unerbittlich brannte und ihm den Schweiß aus allen Poren trieb, murrte er nicht – im Gegenteil, um die Lippen des Mannes zeichnete sich ein breites Lächeln ab. Ab und an murmelte er auch unverständliche Worte vor sich hin, worauf er leise lachte, oder zufrieden auf ein längliches Päckchen schlug, das an seinem Gürtel baumelte.

Der Name des Mannes war Travin Dantomil, Spektabilität Minor der *Akademie des Grauen Weges* zu *Punin*, und der Grund für seine ungewöhnliche Heiterkeit war ganz subtiler Natur. Magister Dantomil war gerade auf dem Rückweg von der *Fakultät der theoretischen und der angewandten Thaumaturgie, Hermetik und Alchimie der groß-al’anfanischen Universalschule der Stadt des Raben*, wo er nach zwei Wochen zäher Verhandlungen die von seiner Akademie beehrte Meisterthesis des *FORTIFEX* erstanden hatte. Dies hatte die Akademie zwar einen gehörigen Batzen Geld gekostet, aber auf lange Sicht war der Nutzen für die Akademie weit größer.

Nun galt es nur noch, eine Nachricht an Ihre Spektabilität Anjuhal zu senden und er konnte diese verrückte Stadt endlich wieder verlassen. Nicht, dass Travin Al’Anfa nicht gemocht hätte – die Gleißende, die Sündige, mit tausend Namen bedachte Metropole des Südens. Aber sie war nicht seine Stadt, und er hasste das feuchte, klebrige Klima des Dschungels.

Auf halber Strecke kam er an einem Haus vorbei, über dessen Tür ein bronzenes Schild hing, das den Besitzer des Gebäudes als Apothekar auswies. Travin blieb halten und trat auf das Gebäude zu. Für die Art von Botschaft, die er vorhatte zu schreiben, verwendete man am Besten eine Geheimtinte, die nur die Eingeweihten wieder sichtbar zu machen verstanden. Er hoffte, hier alle nötigen Zutaten zu erhalten. Um das Gebäude vor der Mittagshitze zu schützen, war die Tür mit schweren Tüchern verhängt. Er schlug sie zurück und trat ein. Im Innern umfing ihn ein düsteres Zwielficht. Als sich seine Augen an die veränderten Lichtverhältnisse angepasst hatten, sah er sich um. Wie erwartet, war der Raum leer. Auch der Apothekar hatte sich zurückgezogen.

Nur zwei blakende Kerzen erhellten den Raum. In den Ecken des Raumes stand jeweils ein großes, dickbauchiges Tongefäß, das mit Wasser gefüllt war. Durch die porösen Wände der Gefäße verdunstete das Wasser, so dass im Raum eine angenehme Kühle herrschte. Am Eingang neben der Tür hing eine Glocke. Travin trat hinzu und läutete. Als nach mehreren Minuten niemand erschien, läutete er noch einmal – dieses Mal stärker. Endlich vernahm er schlurfende Schritte. Kurz darauf betrat der Apothekar den Raum und rieb sich schlaftrunken die Augen.

„Bei Boron, wer stört um diese Stunde meinen Schlaf?“

Travin lächelte nachsichtig. „Jemand, der große Eile hat und Euch Eure Mühen und den verlorenen Schlaf reichlich entgelten wird.“ Dabei zog er seine pralle Geldbörse aus einer seiner Gürteltaschen und ließ sie klimpernd auf den Tresen fallen.

Schlagartig war der Apothekar hellwach. Der Al’Anfaner ist ein sehr bequemer Mensch und hat, ebenso wie die Tulamidischen und die Aranier, sein Leben dem Genuss und dem Müßiggang verschrieben. In der Kunst, ohne viel Arbeit eine leichte Dublone zu verdienen, haben es Al’Anfaner hingegen zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Zwar konnte das Bankwesen in Al’Anfa – im Gegensatz zum Lieblichen Feld – nie richtig Fuß fassen, dafür aber blühten in ‚der Sündigen‘ der Handel mit jedweder Ware, aber auch der Schmuggel und der Geldwechsel, wie in keiner zweiten Stadt. So ist der Al’Anfaner stets bereit, dem Reisenden auch den ausgefallensten Wunsch zu erfüllen, wobei der Preis mit der Exklusivität der Ware selbstverständlich „angemessen“ steigt.

Der Apothekar bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Vom klang der Dublonen in der fremden Börse aufgeweckt, schwirrte er zwischen seinen Regalen hin und her, um die von Magister Dantomil verlangten Zutaten so schnell als möglich herbeizuschaffen. Dabei plapperte er unaufhörlich, pries die Weisheit seines Besuchers, sich ausgerechnet für dieses Pflänzlein und jenes Kräutlein zu entscheiden, bedachte beide mit tausend Vorschlägen, wie sie am besten zu verwenden und haltbar zu machen seien, wobei er die pralle Geldbörse seines Kunden aber keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Als alles zusammengetragen war, schätzte Travin im Stillen den Wert der ihm vorgelegten Waren. Die Qualität war akzeptabel, aber keineswegs so erstklassig, wie der Apothekar nicht müde wurde, immer wieder anzupreisen. Das Ganze mochte vielleicht fünf Dukaten wert sein – in einer Stadt wie Al’Anfa war es üblich, etwa noch einmal den Wert der Waren aufzuschlagen. Aber als der Apothekar in seiner Gier mehr als das Dreifache des Gegenwertes forderte, war dies Travin nun doch zu teuer. So begann ein Gefeilsche, als gelte es, den Gott der Händler selbst zu beeindrucken. Der Apothekar zeterte dabei aus Leibeskräften und berief sich immer wieder auf die Güte seiner Waren und auf den Schlaf, um welchen er doch gebracht worden sei.

Ihr Handel wurde jäh unterbrochen, als ein weiterer Kunde die Stube betrat. Der Mann war völlig außer Atem. Schweiß rann ihm in dicken Bächen von Stirn und Schläfe. Er musste eine längere Strecke in der Mittagshitze gerannt sein.

„Den Zwölfen sei’s gedankt, dass ich Euch gefunden habe, werter Herr! Ich bitte Euch, macht rasch. Packt all Eure Kräuter und Tränke zusammen, die heilkräftig sind und kommt mit mir. Es geht um Leben und Tod.“ Der Fremde sprach Garethi mit starkem bornländischen Akzent. Unwillig über die Störung runzelte der Apothekar die Stirn. „Wer seid denn Ihr? Seht Ihr nicht, dass ich zu tun habe?“ Und nachdem er einen Blick auf die Kleidung des Mannes geworfen hatte, die ihn als einfachen Seemann auswies, fügte er hinzu: „Habt Ihr überhaupt das Geld, um mich zu bezahlen?“

Der Fremde kramte aus einer seiner Taschen eine kleine Geldbörse heraus und legte sie auf den Tisch.

„Hier! Das ist alles, was ich habe. Es ist nicht viel, aber mehr kann ich Euch im Moment nicht geben.“

Stirnrunzelnd nahm der Apothekar das Säckchen entgegen und untersuchte dessen Inhalt. Mit geringschätzigem Blick legte er es auf den Tresen zurück. „Sieben Silber und ein paar Kupferstücke? Dafür soll ich Euch meine Dienste zur Verfügung stellen und obendrein noch diesen geschätzten Gast hier warten lassen? Ihr beliebt zu scherzen. Wartet draußen, bis ich fertig bin.“

So leicht wollte der Fremde jedoch nicht aufgeben. Er fasste den anderen am Ärmel und bat noch einmal eindringlich um Hilfe. „Bei der Gütigen Göttin! Ich flehe Euch an, werter Herr! Ich habe auf meinem Schiff eine Patientin, die sterben wird, wenn Ihr nicht sofort mit mir kommt!“

Ärgerlich riss der Apothekar seinen Arm los. „Das ist nicht mein Problem! Wenn Ihr nicht genug Geld habt, um mich zu bezahlen, kann ich nichts für Euch tun! Und nun verlasst mein Geschäft augenblicklich, oder soll ich die Büttel rufen?“

Widerwillig ließ der Fremde von ihm ab und wandte sich zum Gehen. „Das ist nicht nötig. Ich sehe, ich verschwende hier nur kostbare Zeit. Ihr habt ein Herz aus Stein. Mögen die Götter sich Euch gegenüber dereinst ebenso großzügig erweisen, wie Ihr es gegenüber Euren Mitmenschen seid, mein Herr!“

Ohne ein weiteres Wort teilte der Fremde die Vorhänge und verschwand. Der Apothekar räusperte sich verlegen. „Nun, mein Herr, wo waren wir gleich stehen geblieben? Sechs Dublonen, glaube ich, und keinen Silber weniger!“

Verächtlich griff Travin in seine Börse. Er entnahm den geforderten Betrag und warf die Münzen auf den Tresen. „Bei den Göttern, der Mann hat recht! Ihr habt ein Herz aus Stein! Hier, nehmt Euren Lohn und bezahlt damit den Preis des Feilschers, wenn Ihr dereinst an seiner Pforte steht!“

Mit diesen Worten ergriff er den Beutel mit seinen Waren und verließ ebenfalls den Raum. Draußen sah er sich nach dem Fremden um. Er fand ihn ein ganzes Stück des Weges weiter unten auf der Straße wieder. Travin raffte seine Robe und lief ihm nach.

„Heda, guter Mann! Wartet!“
Überrascht drehte sich der Fremde um und Travin schloss zu ihm auf.
„Bringt mich zu Eurem Patienten! Ich werde Euch helfen.“



13

Auf dem Weg zur ‚Seeschwalbe‘ erfuhr Travin von Jarl, dem Schiffsarzt, alles Nötige über seinen Patienten. Als sie aber das Schiff erreicht und er das Mädchen gesehen hatte, erschrak er doch. Auf dem Vorderdeck, auf einem Bündel Felle, durch ein Stück Segeltuch vor der Sonne geschützt, lag der Tod. Das Elfenmädchen war bis zum Gerippe abgemagert, die Haut glühte vor Fieber und war dünn wie Pergament.

„Könnt Ihr sie retten, Magus?“
Travin blickte den Schiffsarzt ernst an. „Das kann ich – aber nicht hier! Ich werde sie in die Stadt bringen müssen, weg von diesem stinkenden Hafen und raus aus der Sonne. Vor allem aber wird sie viel Ruhe brauchen.“

„Wie Ihr meint. Tut, was immer Ihr für nötig erachtet. Wegen der Bezahlung...“
„Darüber wollen wir uns später unterhalten. Ich bin sicher, wir finden schon einen Weg, uns zu einigen.“ Er machte eine kurze Pause, bevor er sich erneut an den Arzt wandte. „Wie kommt eigentlich ein bornischer Kauffahrer dazu, einen elfischen Passagier zu befördern?“

Der Arzt kratzte sich verlegen an der Nase. „Hmm, wisst Ihr, das ist die Angelegenheit des Kapitäns. Wir Matrosen halten uns nur an die Anweisungen, die er uns gibt.“
Travin spürte, dass ihm der Mann etwas verschwiegen. Was immer es war, er würde es schon noch herausbekommen.

„Ich werde mich später mit dem Kapitän unterhalten. Jetzt gilt es, sich um das Mädchen zu kümmern. Begleitet Ihr mich?“

Der Arzt nickte stumm. Travin kniete nieder und lud sich das Mädchen auf die Arme. Sie war federleicht. Da näherten sich ihnen schwere Schritte und eine tiefe Stimme fragte aufgebracht: „Jarl! Was geht denn hier vor? Und was hat dieser Kerl auf meinem Schiff zu suchen?“

Es war der Kapitän. Travin drehte sich um und sah ihm gelassen entgegen, während Jarl, der Schiffsarzt, ihm vorstellte.

„Dies ist Magister Dantomil, Kapitän. Er wird sich des Mädchens annehmen. Aber er sagt, dass es einige Zeit dauern wird. Vielleicht eine Woche.“

Ärgerlich fuhr der Kapitän ihn an: „Unsinn, Jarl! Wir haben einen Zeitplan einzuhalten! Heute Abend ist die Fracht gelöscht und in zwei Tagen laufen wir mit der Flut aus!“

„Rufus! Du solltest dir selbst einmal zuhören! Wegen deines Zeitplanes ist das Mädchen überhaupt in diesem Zustand! Sieh sie dir doch an! Bitte! Wir müssen warten.“

Travin, der bislang nichts gesagt hatte, meldete sich nun doch zu Wort. „Hört auf Euren Arzt, Kapitän! Auf Eurem Schiff wird das Mädchen keine weitere Nacht überstehen. Ihr wollt doch sicher, dass sie heil bei ihren Verwandten ankommt?“

„Verwandte? Was meint Ihr damit?“

„Nun, ich habe mich lediglich gefragt, warum ein bornischer Kauffahrer einen elfischen Passagier mit sich führt. Sie ist doch ein Passagier, Kapitän?“

„Das geht Euch einen feuchten Dreck an! Ihr habt Euch um ihre Gesundheit und sonst gar nichts zu kümmern, verstanden?“

Das war Travin nun doch zu viel der Frechheiten. Um die Lippen des Magiers legte sich ein hartes Lächeln, als er die Kraft strömen ließ, um seinen Zauber zu wirken. Seine Gestalt schien mit einem Mal zu wachsen, so dass sich ein dunkler Schatten über den Kapitän legte. Das Holz der Planken knarrte, als ob mit der Größe auch das Gewicht seines Körpers um ein Vielfaches zunähme. Die Augen aber loderten in gelbem Feuer, als er den Kapitän mit Donner in der Stimme anherrschte: **„HÜTET EURE ZUNGE, KAPITÄN! HIER STEHT MAGISTER TRAVIN DANTOMIL, UND NICHT IRGEND EIN DAHERGELAUFENER JAHRMARKTSAUBERER! ALSO BEANTWORTET MEINE FRAGE!“**

Erschrocken fuhr der Kapitän zurück. Das war Hexerei.

„Der böse Blick!“ flüsterte Jarl ängstlich. Der Kapitän war indes bis zur Reling zurückgewichen und klammerte sich daran fest.

„NUN?“

„Verzeiht! Verzeiht, Magister! Ja, das Mädchen ist ein Passagier.“ Um den Mund des Kapitäns zuckte es. „Ein Passagier, mehr nicht.“

„UND WO HIN BRINGT IHR SIE?“

„Nach Brabak, gelehrter Herr, nach Brabak“, befließigte sich der Kapitän zu antworten.

„Brabak?“ Travin erschrak. „Etwa zur Akademie?“

„Ja, Herr! Zur Akademie. Aber mehr weiß ich nicht. Ich weiß weder, woher das Mädchen stammt, noch, wer uns bezahlt hat.“

„Das ist auch nicht nötig. Den Rest kann ich mir denken. Ihr wurdet im Voraus bezahlt?“

Der Kapitän nickte. „Zur Hälfte, ja.“ Der Schreck saß ihm noch immer im Nacken. Schweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirn. Travin lächelte schief. Irgendwie dauerte ihm dieser arme Tropf. Aber er war weit davon entfernt, Mitleid für einen Menschenhändler zu empfinden. Er verlagerte das Gewicht des Mädchens so, dass er eine Hand frei bekam.

„Dann ist Euer Auftrag hiermit erledigt!“ Während er sprach, fixierte er die Augen des Kapitäns und umfasste mit seiner freien, linken Hand dessen Stirn. „Ihr habt das Mädchen bereits abgeliefert – in Brabak! Ihr werdet meinen Namen vergessen! Dies hier ist niemals geschehen! Und jetzt schlaft!“

Travin gähnte einmal herzhaft, worauf der Kapitän langsam zu Boden sank und friedlich zu schnarchen anfangte.

Der Schiffsarzt hatte all dem fassungslos zugesehen. Ängstlich starrte er den Magier an, als er seinen Kapitän zu Boden sinken sah: „Was tut Ihr?“

„Bleibt ruhig! Ich rette nur das Leben des Mädchens. Ihr müsst wissen, dass die Akademie Brabak einen sehr schlechten Ruf hat. Ich weiß jetzt, warum sich das Mädchen auf Eurem Schiff befindet. Ich denke nicht, dass man ihr in Brabak etwas antun würde. Aber lasse ich sie weiterhin hier auf dem Schiff, wird sie sterben. Und selbst wenn sie überleben sollte, so wird man in Brabak aus ihr ein verderbtes, skrupelloses Geschöpf machen. Sie wird dort zu einer

Magierin ausgebildet werden, die die Mächte der Finsternis anruft und mit Dämonen buhlt. Wollt Ihr das?“

Betroffen schüttelte Jarl den Kopf.

„Gut. Also hört, was ich zu sagen habe. Ich nehme das Mädchen jetzt mit mir. Ihr werdet kein Wort darüber verlieren, was hier geschehen ist. Sobald Euer Kapitän erwacht, wird er einen gehörigen Brummschädel haben, nichts weiter. Er wird sich an nichts erinnern. Falls sich in den Schiffsbüchern irgendwelche Einträge befinden, so vernichtet sie. Vertraut mir.“ Travin lächelte gütig. „Dem Mädchen wird es gut gehen. Ich werde für sie sorgen.“

*

14

Der Schwarzgewandete seufzte erleichtert auf. Am Abend würden sie endlich Baliho erreichen. Dort würde er rasten und sich dem Luxus einer menschlichen Ansiedlung hingeben. Nach fast zwei Wochen Wildnis freute er sich auf frische Kleidung und ein heißes Bad. Und er konnte das Mädchen einer Amme übergeben. Mit Grauen dachte er an die vergangenen Tage der Reise zurück, an die Schwierigkeiten, die ihm dieser spitzohrige Teufel bereitet hatte. Auf der Reichstraße hatte er das Mädchen nicht binden können, ohne Aufsehen zu erregen. Keinen Augenblick hatte er sie aus den Augen gelassen, trotzdem war es dem kleinen Derwisch zweimal gelungen, ihn zu narren und auszubüchsen. Also waren sie abseits der Straße geritten, wo sie vor neugierigen Augen sicher waren. Und doch hatten die Schwierigkeiten dort erst angefangen. Jedes Mal, wenn er sie füttern musste, war er Gefahr gelaufen, einen seiner Finger einzubüßen. Schließlich hatte er versucht, ihr kleine Brocken, die er auf ein Messer aufgespießt hatte, in den Mund zu schieben. Aber sie hatte sich geweigert, diese zu essen. Er war fast verzweifelt. Und endlich waren da noch all die Tiere, die ihn attackiert hatten. Spinnen und Schlangen, die sich morgens in seiner Kleidung und in seinen Stiefeln tummelten, Vögel, die sich mit Genuss über ihm zu erleichtern schienen – einem wütenden Dachs war er nur Dank der Schnelligkeit seines Pferdes entkommen. Jetzt war er müde und abgespannt. Aber bald würden sie die Stadt erreichen.

Doch halt, was war das? Überrascht zügelte er sein Pferd. Ein groß gewachsener Mann stand so plötzlich auf dem Pfad, dem er folgte, als wäre er aus dem Boden gewachsen. Er trug eng anliegende Kleider in den Farben des Waldes und der Erde und hielt einen gespannten Bogen in der Hand. Der Wind spielte in seiner langen, blonden Mähne, die ihm offen bis auf den Rücken fiel. Der Schwarzgewandete fluchte. Ein Elf! Das hatte ihm gerade noch gefehlt.

*

15

Die untergehende Sonne tauchte die Dächer der Häuser in flüssiges Gold. Von der Seeseite her wehte ein angenehm kühler Wind durch die marmornen Fensteröffnungen herein und fing sich in den leichten Stoffbahnen der Vorhänge, die er zu luftigen Gebilden aufbauschte. Von seinem Balkon aus bot sich Travin ein faszinierender Anblick über die Stadt der Raben. Er beobachtete die herrlichen schwarzen Vögel, wann immer er die Zeit dazu fand. In halsbrecherischen Manövern fegten sie über die Dächer hinweg, jagten Brotrumen nach, die er in die Tiefe warf, oder neckten einander in der Ferne, wo sich die Wellen des Meeres an dunklen Felsen brachen. Die Tiere hatten sich inzwischen an ihn gewöhnt. Er hatte sein

Quartier in der Unterstadt aufgegeben und sich mit seinem Patienten in einem Haus in der Grafenstadt eingemietet. Die frische Seeluft hatte wesentlich zur Gesundung des Mädchens beigetragen. Dank seiner Magie und den Tränken, die er bereitet hatte, war sie nun wieder so weit genesen, dass er ihr gestatten konnte, das Bett zu verlassen. Lächelnd erinnerte er sich daran, wie sie vor einer Woche erstmals wieder ihr volles Bewusstsein erlangt hatte. Sie hatte ihn angefaucht wie eine Katze – er hatte die Worte nicht verstanden, dazu war sein Isdira zu schlecht – aber er hatte dem Klang ihrer Stimme auch so die Bedeutung der Worte entnehmen können. Er hatte sie zwingen müssen, das Bett nicht zu verlassen, obwohl sie es aus eigener Kraft nicht einmal bis zur Tür geschafft hätte.

Aber dann stand er vor einem ganz anderen Problem. Wie sollte er das Mädchen davon überzeugen, dass er ihr nichts Böses wollte? Er hatte ja keine Ahnung, woher sie kam, oder wie sie auf das Schiff gelangt war. Eins war jedenfalls sicher. Sie war ein waschechtes, wildes Elfenmädchen, das zuvor noch keinen Kontakt zu den Menschen gehabt hatte. Für jeden Magier ein Geschenk der Götter. Vielleicht die erste, echte Chance in der Geschichte der Gildenmagie, zu erforschen, wie sich ein Elfenkind entwickelte, wenn man ihm eine magische Ausbildung zukommen ließ.

Wahrscheinlich war aber genau das der Grund ihres Hierseins. Vom Kapitän der Seeschwalbe wusste er, dass das Mädchen ursprünglich nach Brabak gebracht werden sollte. Nun musste er nur noch eins und eins zusammenzählen, um auf den Rest der Geschichte zu schließen. Aber wenn das Mädchen tatsächlich geraubt und gewaltsam hierher gebracht worden war, hatte er dann das Recht, über ihre Zukunft zu entscheiden? Lange Zeit grübelte er darüber nach, doch er fand keine Antwort. Er war zu sehr Magier, um sich eine solche Chance entgehen zu lassen. Andererseits sagte ihm diese kleine Stimme in seinem Inneren, dass er das Mädchen zu seiner Sippe zurückbringen musste. Seufzend erhob er sich aus seinem Sessel und verließ den sonnigen Balkon. Es war nicht leicht, ein Magier zu sein.

In der Wohnung war es inzwischen angenehm kühl geworden. Travin ging zu dem großen Bücherregal, das fast die gesamte Südwand einnahm. Der Besitzer des Hauses musste ein großer Liebhaber von Büchern sein, leider ohne Geschmack. Travin hatte nur ein einziges Werk gefunden, das nicht von den schwülstigen Liebesabenteuern des Emirs von Selem oder von den glorreichen Eroberungsfeldzügen der al’anfanischen Patriarchen handelte: *die Märchen vom Gadang*, auch bekannt als *die Geschichten aus Tausend und einem Rausch*. Es war ein großes Buch, ein Quarto, in dunklem Leder gebunden, dessen Seiten aus feinstem tulamidischen Reispapier gefertigt waren. Der Band war mit zahlreichen Bildern versehen, die die einzelnen Geschichten untermalten und jede Seite war an ihren Rändern mit kleinsten, farbenprächtigen Figuren verziert, die zu betrachten selbst Travin nicht müde wurde. Der Pinsel des Malers hatte so fein gearbeitet, dass jedes Detail einer Figur auf das Genaueste nachgebildet war. Da waren zierliche Feengestalten zu sehen, Braunchen und Blütenjungfern, deren Libellen- und Schmetterlingsflügel in den mannigfaltigsten Farben strahlten. Unter ihnen sprangen Kobolde und andere Winzlinge umher, die er nicht benennen konnte. Aber auch Elfen waren zu sehen, und Zwerge, sowie Drachen mit majestätischen Schwingen.

Jeden Abend nahm er das Buch zur Hand und las seiner schlafenden Patientin daraus vor, oft bis tief in die Nacht hinein. So war es ihm gelungen, das Mädchen an seine Stimme und den Klang der fremden Sprache zu gewöhnen. Doch diesmal ließ Travin das Buch stecken. Stattdessen ging er zu dem kleinen Tisch, auf dem sich seine Unterlagen befanden und setzte ein zweites Schreiben an Ihre Spektabilität auf, in welchem er ihr mitteilte, dass sich seine Ankunft nochmals um mehrere Wochen verzögern würde. Ganz gleich, wohin er das Mädchen letztlich bringen würde, ihre Reise würde sie durch die Welt der Menschen führen – und darauf musste er sie vorbereiten, ihr die Grundlagen der Sprache, sowie die wichtigsten Gebräuche der verschiedenen Reiche, die sie durchqueren würden, beibringen. Letztlich würde ihr Weg so oder so zu seiner Akademie führen, und dann wäre es an Ihrer Spektabilität, zu entscheiden, was mit dem Mädchen geschehen würde.

Sichtlich erschöpft fuhr der alte Magier fort: „Magister Liebenfeld bat mich, beim Magistrat vorstellig zu werden und um Erlaubnis zu bitten, eine kleine Gesandtschaft ins Mittelreich entsenden zu dürfen, die dem Prinzen den Ernst unserer Lage vortragen und um Entsendung von Truppen bitten solle. Nach reiflichen Überlegungen hat der Magistrat dem Vorschlag zugestimmt. Allerdings kostete es mich einige Mühe“, der Magier setzte ein hintergründiges Lächeln auf, „den Magistrat davon zu überzeugen, dass das Kriegerrecht in diesem Fall ein wenig zu lockern und die Gesandtschaft aus mehr als nur einem Mann zusammenzusetzen sei.

Also wurde beschlossen, dass Ihr, Magister Liebenfeld, in Begleitung von Ehrwürden Ighim nach Gareth reisen sollt. Schließlich wiegt das Wort der Kirche schwer in der Hauptstadt, und sollte man Euren Ausführungen wider Erwarten keinen rechten Glauben schenken, so wird es wohl niemand wagen, den Herrn Ighim einen Lügner zu schimpfen. Zu Euer beidem Schutz werden euch der Herr von Yalaid und zwei seiner Raben begleiten – mehr waffenfähigen Streibern wollte der Magistrat den Abzug aus der Stadt nicht gestatten. Morgen Nacht werdet ihr aufbrechen.“

Wie sehr hatte Phelian diesen Moment herbeigesehnt. Er hatte zu den Göttern gebetet, ihm seine Rache zu gewähren. Jetzt, endlich, bot sich den Bewohnern des Svelttales die Möglichkeit, zum Gegenschlag auszuholen. Lowangen würde durchhalten, bis sie zurück waren. Die tapferen Bürger würden ein Zeichen setzen – eine Tafel, mit dem Blut der Orken besudelt, auf der unmissverständlich geschrieben stand: bis hierher und nicht weiter!

Und letztlich würde er mit der Armee des Prinzen im Rücken wiederkehren und die Orken dafür strafen, was sie in Thures Heim getan hatten.

Allein, ihm brannte noch eine Frage auf den Lippen: „Wie, Euer Spektabilität, sollen wir die Stadt verlassen? Die Schwarzpelze kontrollieren jeden Pass, jede Straße, ja selbst die Flüsse!“

Anstelle einer Antwort setzte Spektabilität Puschinske ein verschmitztes Lächeln auf und zwinkerte ihm verschwörerisch zu. Phelian wusste, dass er vor morgen Abend keine Antwort erhalten würde.

*

17

„Wohin gehen wir, Ohm Travin?“ Obwohl Travin in den vergangenen Wochen mehrere Male mit seinem Schützling in der Stadt gewesen war, bereiteten ihr die vielen Menschen und der Lärm immer noch ein gewisses Unbehagen. Lächelnd schaute er auf das Mädchen hinab.

„Erinnerst du dich noch an das Gebäude, in dem wir deine Kleidung gekauft haben?“

Finya, die durch ein lästiges Kratzen auf der Haut an den fremden Stoff, den sie nun trug, erinnert wurde, nickte.

„Wir gehen wieder in dieselbe Richtung, nur etwas weiter. Zum Hafen.“

„Was ist ein Ha'fén, Ohm Travin?“

Travin musste unwillkürlich schmunzeln. Sein Schützling besaß die Neugier einer ganzen Zwergenschar. Dafür lernte sie aber auch mit einer Geschwindigkeit, die einen Archomagus vor Neid erblassen ließe. In den wenigen Wochen, die sie in Al'Anfa gelebt hatten, hatte das Mädchen die Grundzüge der garethischen und der tulamidischen Sprache erlernt – nur durch Zuhören.

„Ein *Hafen*“, er betonte das Wort deutlich, um ihre falsche Aussprache zu korrigieren, „ist ein Ort am Wasser, wo sich viele große Boote befinden, ähnlich dem Boot, auf dem du hierher gekommen bist.“

Erschrocken blieb das Mädchen stehen. „Ich will aber nicht wieder zu den großen Booten! Und ich will nicht an das große Wasser!“

Travin blieb ebenfalls halten. So etwas Ähnliches hatte er befürchtet. Er erinnerte sich, wie er Collega von Werckenfels einmal von einem posttraumatischen Schock hatte sprechen hören. Wahrscheinlich war Finya einer Situation ausgesetzt gewesen, die eine solche Reaktion auf das Meer hervorrufen konnte. Er wünschte nur, Collega von Werckenfels befände sich jetzt hier, um ihm zu helfen. Er selbst verstand nämlich nur sehr wenig von der Kunst, derlei Ängste zu mildern. Travin kniete sich nieder und berührte das Mädchen sanft an den Schultern. „Du brauchst dich nicht zu fürchten, Finya. Ich werde bei dir sein. Und ich lasse dich nicht allein. Aber du erinnerst dich noch an die Karte, die ich dir gezeigt habe?“ Ein einfaches Nicken war die Antwort. „Und du weißt noch, was ich dir über den Wald gesagt habe, der zwischen uns und meiner Heimat liegt?“ Wieder nickte das Mädchen. „Deshalb müssen wir mit dem Schiff reisen. Es geht nicht anders.“

„Aber ich verstehe das nicht, Ohm Travin. Warum können wir nicht durch den Wald gehen? Ich kenne den Wald gut. Und ich kann dich beschützen. Der Wald ist unser Freund. Und die kleinen, braunen Männer, von denen du erzählt hast, die können uns auch nichts tun. Ich bin eine *féy*. Niemand schleicht so gut wie die *féy*.“ Die Worte sprudelten nur so aus dem kleinen Mund hervor. Dabei blickten ihn die leicht mandelförmigen, grauen Augen so eindringlich an, dass Travin nicht anders konnte. Abermals musste er lächeln.

„Das könntest du bestimmt. Aber dieser Wald ist anders als die nördlichen Wälder. Er ist heiß und feucht, voller wilder Tiere und giftiger Pflanzen, die einen krank machen. Deshalb nehmen wir das Schiff. Und nun komm!“ Er raffte sich auf und nahm Finya an der Hand, die sich widerstandslos ziehen ließ.

Nach einer weiteren halben Stunde erreichten sie den Hafen und bestiegen ein Schiff, das sie nach Kuslik bringen würde.

*

18

Phelian fröstelte. Die Nacht war unangenehm kühl und feucht. Er schlang den grauen Reisemantel enger um sich, aber wie zum Hohn blies der Wind daraufhin nur noch stärker. Neben ihm warteten Thorn und Ighim, die ungeduldig auf und ab gingen.

„Es ist schon eine halbe Stunde nach Mitternacht“, knurrte Ighim. „Ich möchte wissen, warum man uns so lange warten lässt, bei Angrosch!“

Phelian, dem die Verzögerung ebenfalls ein Rätsel war, zuckte nur mit den Schultern. Es bedurfte schon eines sehr triftigen Grundes, damit sich Spektabilität Puschinske zu einem Treffen wie diesem verspätete.

Sie warteten wohl noch eine Viertelstunde, ehe sich endlich das Echo von Hufschlag in den Gassen brach. Wenig später schälten sich die Gestalten mehrerer Männer aus der Dunkelheit, die Pferde an den Zügeln führten. Bei ihnen war auch Spektabilität Puschinske, der einen dampfenden Krug in den Händen hielt.

„Ich bitte, die Verspätung zu entschuldigen, meine Herren, aber es galt noch ein Hindernis zu beseitigen, das ich in der Eile der Planung übersehen habe.“ Sein Blick streifte Ighim, der stirnrundelnd die Pferde musterte.

„Fünf Pferde? Bei Angrosch, Ihr denkt doch nicht etwa, dass Ihr jemals einen Zwergen auf einem Pferd sehen werdet, in dem noch ein Fünkchen Leben ist?“ zeterte der Zwerg.

„Ich dachte mir, dass Ihr so reagieren würdet, Ehrwürden“, erwiderte der Magier. „Deshalb habe ich dies für Euch bereitet. Trinkt!“

Er wollte Ighim das Gebräu überreichen, doch der wich wild gestikulierend zurück.

„Niemand zwingt einen Zwergen auf ein Pferd! Wäre es Angroschs Wille gewesen, dass mein Volk reitet, dann hätte er uns auf vier Beinen erschaffen! Weicht zurück mit eurem Hexentrunk!“

Kopfschüttelnd stieß Seine Spektabilität einen Seufzer aus. Dann tauschte er einen Blick mit Thorn und nickte kaum merklich mit dem Kopf. Wie um Ighims Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sagte er: „Ich wünschte, Ihr würdet es mir nicht so schwer machen, Euer Gnaden. Ich bedaure, aber Ihr zwingt mich zum Äußersten.“

Ighim hob aufgebracht seine zweischneidige Streitaxt. „Ha! Wollt Ihr mich etwa behexen? Ihr wärt der Erste, der...“

Weiter kam er nicht, denn Thorn, der unbemerkt hinter ihn getreten war, hatte mit der flachen Seite seines Schwertes ausgeholt und schlug zu. Sein Hieb traf den Nacken des Zwergen, der mit einem Röcheln in sich zusammensackte.

„Gut gemacht!“, lobte Puschinske. „Jetzt helf mir, ihm den Trank einzuflößen.“ Seine Spektabilität kniete nieder und führte die Schale an die Lippen des Zwergen. Auch Thorn war niedergekniet und hob den Kopf des Bewusstlosen in die Höhe.

„Wie wollt Ihr verhindern, dass der Trank in seine Lungen fließt?“

„Das brauche ich gar nicht. Seht Ihr? Er bewegt sich schon wieder. Er wird im Dämmer Schlaf ganz von alleine schlucken.“

Auch Thorn beobachtete ungläubig, wie sich Ighims Lippen bewegten. Er murmelte unverständliches Zeug vor sich hin und auch seine Finger verkrampften sich immer wieder, als wolle er etwas – oder jemanden – packen. Seine Spektabilität hatte ihn zwar gewarnt, dass das Volk der Zwerge eine erstaunlich zähe Konstitution besaß, aber so etwas hatte er nicht erwartet. Sein Schlag hätte einen Ochsen fällen können, aber er war nicht kräftig genug gewesen, um diesen zwergischen Dickschädel völlig ins Reich der Träume zu befördern. Thorn hoffte, dass der Trank, den Puschinske bereitet hatte, seine Wirkung erzielen würde. Andernfalls mochte es ihnen allen übel ergehen, wenn der Zwerg wieder erwachte...

Als hätte die Spektabilität seine Gedanken gelesen, sagte Puschinske: „Ich habe vorsichtshalber die doppelte Menge an Zutaten verwendet. Er wird weder vorzeitig erwachen, noch wird er sich daran erinnern, was hier geschehen ist.“

Zu den anderen gewandt, fuhr er fort: „Das wäre geschafft. Die Schale ist leer. Hievt ihn auf ein Pferd und bindet ihn fest, so dass er nicht herunterfallen kann. Magister Liebenfeld – hier, nehmt!“ Er reichte dem Angesprochenen eine kleine, gläserne Kugel. „Dies wird euch einige Zeit vor den Augen des Feindes verbergen. Aber gebt gut Acht: es enthält nur eine einzige Ladung! Sprecht das elfische Wort für Nebel und es setzt seine Macht frei. Aktiviert es, bevor wir das Tor öffnen. Die Nacht ist kühl und feucht, die Bedingungen für den Zauber sind also optimal. Meine Adepten hier und ich werden von den Zinnen der Mauern aus den Rest besorgen. Eilt Euch nun, die Nacht dauert nicht ewig!“

Bei den letzten Worten waren Seine Spektabilität und die Adepten schon dabei, die Treppen zu den Wehrgängen der Stadtmauern hinaufzusteigen.

Die anderen folgten der Anweisung des Magiers und saßen auf. Thorn nahm das Pferd Ighims am Zügel und setzte sich an die Spitze des Zuges. Er hörte, wie Phelian etwas flüsterte – wahrscheinlich das Zauberwort, von welchem Seine Spektabilität gesprochen hatte. Einige Augenblicke später quollen wie aus dem Nichts dunstige Nebelschwaden hervor und hüllten die Männer ein. Der Nebel war so dick, dass die Sicht bald nur noch wenige Meter betrug. Mehr ahnte er, als dass er sah, wie das Tor sich öffnete. Mit einem Schenkeldruck setzte er sein Pferd in Bewegung und lenkte es zum Tor hinaus. Als er sich umdrehte, gewahrte er nichts als Nebel. Kor, wie sollte er wissen, ob ihm die anderen auch folgten? Und was, wenn sie im Nebel auf Orken stießen? Zwar konnten die Orken sie im Nebel nicht sehen, dafür war es aber auch ihnen nicht möglich, einer Patrouille auszuweichen. Er versuchte, diese Gedanken zu vertreiben, was ihm nicht recht gelingen wollte, als ihm eine Hand an der Schulter berührte. Es war Phelian, der ihm ein Stück Seil reichte und durch Zeichen bedeutete, es einmal um sein

Handgelenk zu schlingen. So verbunden, war es ihnen möglich, einigermaßen sicher die Richtung einzuhalten. Phelian, der signalisiert hatte, dass er imstande war, etwas zu sehen, übernahm die Führung.

Die Zeit verging quälend langsam, als sie sich so durch das dichte Weiß tasteten. Hin und wieder drangen durch den Nebel gedämpfte Laute an ihr Ohr. Thorn wusste nicht zu sagen, ob sie orkische Patrouillen passierten, oder ob sie die Rufe der Wachen auf den Stadtmauern vernahmen. Genauso gut hätten sie blind reiten können, für Thorn machte das keinen Unterschied. Ein Gefühl der Hilflosigkeit überkam ihn, und er stellte fest, dass er dieses Gefühl hasste. Doch wie durch ein Wunder begegneten sie keiner Patrouille und nach einer kleinen Ewigkeit teilten sich die weißen Schleier und sie hatten wieder einen kristallklaren, strahlenden Sternenhimmel über sich.

Phelian, der immer noch an der Spitze ritt, zügelte sein Pferd und wartete, bis die anderen aufgeschlossen hatten. Dann entwirrte er sein Seil und hängte es sorgsam an den Sattelknauf.

„Ist es geschafft? Haben wir alle Patrouillen hinter uns?“

Phelian nickte stumm. „Die letzte Patrouille haben wir vor gut einer Viertelstunde passiert. Es ist aber möglich, dass noch weitere Patrouillen hier draußen durch die Gegend streifen. Deshalb sollten wir zügig weiterreiten, solange uns die Nacht noch schützt. Ihr kennt die Gegend?“

Thorn nickte. „Gut genug, denke ich.“

„Dann schlage ich vor, dass Ihr die Führung übernehmt. Ich führe das Pferd des Zwergen, für den Fall, dass er vorzeitig erwachen sollte.“

*

19

Von seinem Versteck auf dem Dachboden des Alchimistenturmes aus beobachtete Thallian, wie sich das Fährschiff langsam durch die Wellen pflügte. Starke Seile hielten das schaukelnde Gebilde in seiner Bahn, doch die Strömung war stark genug, um die Seile bis zum Zerreißen zu spannen. Nur knapp eine halbe Meile oberhalb der Fährstation ergossen sich die Wasser des Bosquir in die gelblichen Fluten des Yaquir. Nicht wenige Fährleute hatten schon mit dem Leben bezahlt, weil sie die Strömungen um die kleine Halbinsel im Yaquir nicht ernst genug nahmen, doch dieser hier schien sein Handwerk zu verstehen. Stück um Stück zog er seine Passagiere näher an das andere Ufer. Als die Fähre nahe genug heran war, dass man erkennen konnte, wer sich darauf befand, glitt ein vieldeutiges Lächeln über Thallians Züge. Es war Magister Dantomil, die Spektabilität Minor der Akademie. Er mochte den Mann recht gern, was ihn allerdings nicht davon abhielt, auch ihn gelegentlich mit seinen Streichen zu beehren. Travin war freundlich und gütig und besaß eine fast unerschöpfliche Geduld, was ihm Thallian im Unverstand seiner Jugend aber als Schwäche auslegte. Noch nie hatte er den ältlichen Magister zornig oder unbeherrscht gesehen. Ein deutliches Zeichen dafür, dass von dem Mann nicht viel zu halten war. Ein richtiger Mann musste hart sein. Heroisch, heldenhaft, Furcht einflößend. So wie er sich etwa den Schwertkönig vorstellte.

Den zweiten Passagier kannte er allerdings nicht. Ein blondes, schlankes Mädchen in einer einfachen, grauen Tunika. Höchstwahrscheinlich eine neue E Levin. Achselzuckend spie er den Halm aus, auf dem er kauete und verschnürte seine Sachen in einem Bündel. Eine handvoll goldbrauner Kekse, die er vorhin in der Küche gemopst hatte, eine Schleuder, mehrere Kiesel, ein Kohlestück und einen Bogen Pergament, auf dem er die Ideen seiner neuesten Streiche festhielt und verfeinerte. Thallian zählte mittlerweile dreizehn Sommer. Seine Mutter hoffte inständig, dass er bald so erwachsen sein würde, um einzusehen, dass es an der Zeit war, sich

20

Mit gemischten Gefühlen öffnete Travin die Tür zum Arbeitsraum Ihrer Spektabilität. Wie es die Sitte gebot, hatte er sich von einem Novizen anmelden lassen, während er seine Kleidung und die seines Schützlings vom Schmutz der Reise säuberte. Dank eines kleinen Zaubertricks hatte dies nicht allzu viel Zeit in Anspruch genommen, aber Ihre Spektabilität wartete sicher schon ungeduldig. Die Tür quietschte leise in den Angeln, als diese vollends aufschwang. Travin gewahrte in der Mitte des Raumes eine große, blonde Frau, die gerade dabei war, ein Büschel Haare über einem glühenden Kohlebecken zu verbrennen. Durch das Geräusch der aufschwingenden Tür aufmerksam gemacht, drehte sie sich zu ihnen um und warf die letzten Haare in die Glut.

„Ah, Collega Dantomil! Da seid Ihr ja endlich! Wir fürchteten schon, Al’Anfa sei Euch so sehr ans Herz gewachsen, dass Ihr gar mehr nicht wiederkehren wollt.“ Spektabilität Anjuhal lächelte, als sie ihn mit einer Geste aufforderte, näher zu treten, aber Travin war der verborgene Tadel nicht entgangen. Anstelle einer Antwort neigte er nur leicht den Kopf. Er wusste, dass Spektabilität Anjuhal es nicht schätzte, unterbrochen zu werden. In dieser Hinsicht ähnelte sie der Spektabilität der *Academia Arcomagica Scholaque* zu Punin.

„Wie ich Eurer Nachricht entnehmen konnte, wart Ihr erfolgreich.“ Nach einem Blick auf das Elfenmädchen, das sich halb hinter Travins weiter Robe vor der großen Unbekannten versteckte, meinte sie: „sogar doppelt erfolgreich, wie Ihr schreibt. Wo ist die Formel?“

Schweigend zog Travin eine Pergamentrolle aus einer Gürteltasche und reichte sie der Spektabilität. Anjuhal brach das Siegel und überflog die sorgsam gezeichneten Lettern. Schließlich nickte sie anerkennend. „Sehr schön! Ausgezeichnet. Die Formel wird unverzüglich in den Curriculum aufgenommen. Ich wünsche, dass selbst die Studiosi des letzten Jahres noch diesbezüglich ausgebildet werden. Das wäre für den Moment alles, Collega, danke. Ich werde Euch heute Abend noch einmal aufsuchen, nachdem Ihr Euch ausreichend von der Reise erholt habt.“

Travin aber rührte sich nicht. Er flüsterte dem Mädchen zu, kurz vor der Tür zu warten und wandte sich an die Spektabilität, als die Tür hinter Finya ins Schloss gefallen war.

„Euer Spektabilität, ich bitte frei sprechen zu dürfen.“

„Sprecht nur immer zu, Collega, wir kennen uns schon lange genug. Was bedrückt Euch?“

„Es geht um das Mädchen, Spektabilität. Was gedenkt Ihr mit ihr zu tun?“

Die Spektabilität klang verwundert. „Collega, ich fürchte, ich verstehe den Sinn Eurer Frage nicht ganz. Wofür habt Ihr das Mädchen denn erworben und hierher gebracht?“

Ein wenig ungehalten darüber, dass die Spektabilität seiner Frage auswich, entgegnete er: „Bedenkt, dass sie ein wildes Elfenmädchen ist, Spektabilität. Man hat sie ihrer Sippe geraubt. Es ist unsere Pflicht als aufrechte Diener Hesindes, sie zurückzubringen. Ferner sei noch zu bedenken, dass in den Wäldern und Schluchten entlang des Yaquir immer noch Elfen leben, die es vielleicht nicht schätzen, einen Angehörigen ihres Volkes hinter den Mauern einer Akademie gefangen zu sehen. Ihr wisst so gut wie ich, wie die meisten Elfen über unsere Magie denken.“

Verächtlich lachte Anjuhal auf. „Collega, Ihr solltet Euch selbst einmal zuhören! Ich fürchte die verkommenen Reste jener Kultur nicht, die sich in Gebirgsfalten und Wäldern versteckt! Der billige Abklatsch einer Zivilisation, die vor mehr als 5000 Götterläufen ihren Höhepunkt überschritten hat! Und selbst wenn – wie sollten diese Tröpfe von dem Mädchen erfahren? Ich gedenke nicht, es ihnen mitzuteilen. Und um Eure sonstigen Bedenken zu zerstreuen: Hesinde zu dienen heißt nicht, der Göttin potentielle Anhänger vorzuenthalten! Die Sippe des Mädchens hält sie inzwischen vermutlich ohnehin für tot. Doch wenn nicht: wie wolltet Ihr als Magus, dessen Magie, wie Ihr vorhin richtig feststelltet, die Elfen als unheilig ansehen, ihre Sippe finden?“ Als sie sah, dass Travin beharrlich ihrem Blick auswich und endlich, als sie ihn zwang, sie anzusehen, verlegen das Muster des Mosaikbodens studierte, fuhr sie versöhnlicher

gestimmt fort: „Es ist eine unvergleichliche Chance, Travin! Bei Hesinde, wir werden sie zu der fähigsten Magierin ausbilden, die jemals auf aventurischem Boden wandelte und ihr Tun und Wirken wird der Göttin zur Ehre gereichen.“

Noch immer haftete der Blick des Magisters auf dem Fußboden, studierte die Figuren, die dort abgebildet waren. Es handelte sich um die Darstellung einer Szene aus den Magierkriegen. Der gütige, weißhaarige Mann mit den strahlenden blauen Augen stellte Rohal dar, den Vater der Gildenmagie, wie er in einigen Kreisen der Grauen Gilde genannt wurde. Ihm gegenüber war, umgeben von Dämonenfratzen und einer Lohe von kalten, eisblauen Höllenflammen, sein Widersacher Borbarad zu sehen, im Schutze von gewaltigen, schwarzen Mauern, die für Borbarads sagenhafte schwarze Feste standen. Unglaubliche Schätze sollten in ihren Ruinen verborgen sein, manche Geschichten wussten sogar von den verschollenen magischen Werken zu berichten, die dort verschüttet lagen. Travin betrachtete eingehend Borbarads Gesicht. Es war hässlich. Der ganze Mann wirkte abstoßend, mit seiner raubtierhaften Hakennase, den dicht beieinander liegenden, harten Augen und dem verwachsenen Buckel auf seinem Rücken. All dies gewahrte Travin in seinem Versuch, sich vor einem anderen Augenpaar zu verstecken, das ihm in diesem Moment noch viel härter und bedrohlicher zu blicken schien. Er hasste sich für seine Feigheit, hasste sich für den Verrat, den er an dem Mädchen begehen würde. Er wusste, dass er Ihrer Spektabilität nachgeben würde. Er hatte es schon in Al’Anfa gewusst, als er die Entscheidung über Finyas Zukunft in Anjuhals Hände gelegt hatte. Zugleich aber wusste er, dass es falsch war, was sie taten.

„Travin!“ Die Stimme der Spektabilität klang ruhig, duldete aber keinen Widerspruch. „Ich werde das Mädchen persönlich ausbilden. Sie wird in den Basisfächern zusammen mit den anderen unterrichtet, aber ihr Curriculum wird abgeändert und erweitert. Ihr werdet mich dabei unterstützen, wann immer Eure Pflichten dies erlauben. Ihr könnt jetzt gehen. Das Mädchen soll draußen auf mich warten. Ich werde sie später selbst zu ihrer Unterkunft führen.“

Abermals neigte Travin leicht das Haupt und schritt zur Tür. *Rondra*, dachte er, *warum hast du mich nur als Feigling auf die Welt kommen lassen?* Wie zur Antwort fiel die Tür mit einem metallischen Klacken ins Schloss. Der dumpfe, hohl klingende Laut warf sein Echo in den leeren Gang und hallte in Travins Kopf zum Klang seiner eigenen Schritte wider, als seine Ohren schon längst keinen Ton mehr wahrnahmen.

Hinter den dicken Bohlen der schweren Tür hingegen lehnte sich Spektabilität Anjuhal zufrieden in ihren Sessel und gab sich ihren Gedanken hin. Ein waschechtes Elfenmädchen in ihrer Akademie. Das eröffnete ungeahnte Möglichkeiten. Eine zukünftige Maga Maxima, die ihr ergeben war, auf ihren Befehl hörte. Ein zufriedenes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Spektabilität Anjuhal schritt durch die weiten Gänge der Akademie, dicht gefolgt von dem Elfenmädchen. Obwohl die Akademie nicht gerade groß zu nennen war, dauerte es mehrere Minuten, bis sie vom Arbeitsraum Ihrer Spektabilität im Ostflügel zum Westflügel gelangten, wo sich der Schlafsaal der weiblichen Novizen befand. Die Akademie war wie ein großes Quadrat aufgebaut. Vier Flügel, die an den Enden ineinander übergangen, umschlossen einen großen Innenhof, der bei schönem Wetter zu Übungen der praktischen Magie und zum Stockfechten herangezogen wurde. In der Mitte des Hofes stand ein großer Turm aus weißem Marmor, der sich zur Spitze hin verjüngte und in einer Plattform endete, die von mehreren dornartigen Auswüchsen des Gesteins eingefasst war. Der Turm Ihrer Spektabilität. Niemand hatte dort Zutritt. Nicht einmal die Spektabilität Minor wagte es, das Gebäude ohne Erlaubnis der Akademieleiterin zu betreten. Der restliche Komplex war nach liebevoller Art erbaut.

rühren. Aber wo? „ODEM ARCANUM SENSEREI“, murmelte sie, „ZEIG MIR DEN QUELL DER ZAUBEREI!“ Der Saal erstrahlte schwach in einem rötlichen Schimmer. Überall dort, wo die Novizen geschlafen hatten, war der Schein stärker konzentriert. Dann glitt ein leises Lächeln über die Lippen der Spektabilität. Der Lump steckte hinter einer der Gardinen. Doch ließ sie sich zunächst nichts anmerken und befahl das Mädchen zu sich.

„Das da hinten ist von nun an dein Bett. Es muss noch bezogen werden. Frag die anderen Mädchen heute Abend. Sie werden dir zeigen, wo du alles nötige finden kannst.“

Finya rührte sich nicht. Der Raum war groß und hell, dennoch fühlte sie sich nicht wohl. Sie wusste inzwischen, dass bei den Menschen alles etwas merkwürdig roch, doch in diesem *Gestank* zu schlafen? Als die Spektabilität den Gesichtsausdruck des Mädchens bemerkte, fragte sie ungeduldig: „Was ist? Ist etwas nicht in Ordnung, junge Dame?“

Finya, die gelernt hatte, dass erregte Menschen meistens zu besänftigen waren, indem man mit dem Kopf nickte, vollzog langsam jene Geste der Bestätigung.

„Nun“, fragte Ihre Spektabilität mit wachsendem Unmut, „und was?“

„Wo ist Ohm Travin?“

„Wer...? Ach so! Es heißt Magister Dantomil! Merk' dir das für die Zukunft. Genauso wirst du ab morgen ‚Euer Spektabilität‘ hinzufügen, wenn du mich etwas fragst oder mit mir sprichst. Verstanden?“

Das Mädchen nickte sacht. Versöhnlicher fügte die Spektabilität, der nun ihre eigenen Worte allzu harsch in den Ohren klangen, hinzu: „Warte draußen auf mich, Mädchen. Ich komme gleich nach und zeige dir, was du sonst noch wissen musst, und danach bringe ich dich zu Magister Dantomil, ja?“ Sie strich dem Mädchen einmal sanft übers Haar; eine Geste der Mütterlichkeit, für die sie sich sofort selbst schalt – sie durfte sich vor ihren Schülern einfach nicht gehen lassen – und wartete, bis sie den Raum verlassen hatte. Dann fixierte sie die Gardinen. Eine herrische Handbewegung rief aus dem Nichts einen Windstoß, der den schweren Stoff beiseite fegte. Dahinter wurde der schmale Körper eines Jungen sichtbar, der erschrocken aufquiekte. Wieselflink schnellte er dem Ausgang entgegen, aber es war bereits zu spät. Mit schnellen Schritten war die Spektabilität bei ihm und packte sein linkes Ohr, welches sie mit Genuss verdrehte. Der Junge stieß einen Schmerzschrei aus. Wie eine Marionette folgte er jeder Bewegung der Spektabilität, die noch immer sein Ohr in unbarmherzigem Klammergriff gefangen hielt. „Novize Thallian!“ donnerte sie. „Wie kannst du es wagen? Zunächst, Lausejunge, wirst du dir Wasser, Seife und Wischzeug besorgen und die Schweinerei unter der Tür dort saubermachen! Dann kommst du in mein Arbeitszimmer und holst dir deine wohlverdiente Strafe ab! Und überleg' dir bei dieser Gelegenheit auch gleich eine passende Erklärung, warum du nicht beim Unterricht warst!“

Mit diesen Worten ließ sie das Ohr des Jungen los und rauschte aus dem Saal.

22

Spektabilität Anjuhal lehnte sich in ihrem Sessel zurück und fixierte mit giftigem Blick den Jungen, der vor ihrem Schreibtisch stand. Dunkle Locken umrahmten sein Gesicht und fielen ihm frech auf die Schultern. Trotzig und ohne jede Spur von Angst erwiderte der Junge ihren Blick, wie sie ungehalten, aber auch anerkennend, feststellte. Bei den Göttern, wenn sich dieser Bengel doch nur so lenken ließe, wie sie es sich erträumt hatte. Er besaß das Potential, all das zu erreichen, was sie niemals schaffen würde. Er war der Beste seines Jahrgangs, in jedem Fach. Sein Verstand war so scharf wie die Schneide eines frisch geschliffenen Schwertes und sein Körper – was bei der mangelhaften körperlichen Ertüchtigung, die die Schüler genossen, ungewöhnlich war – erstaunlich biegsam und kräftig. Aber dieser verfluchte Stolz, ganz zu

schweigen von seinem Eigensinn. Trotz der Gaben, die ihm die Götter zuteil hatten werden lassen, war er dumm. Er erkannte nicht, welche Möglichkeiten sie ihm eröffnen konnte. Sie bemerkte, wie sie sich innerlich in Rage brachte und bemühte sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben. „Num? Was hast du mir zu sagen?“

Thallian schwieg, aber er senkte den Blick nicht. Ihm war es einerlei, ob man ihn verprügelte, nachdem er etwas gesagt hatte, oder weil er schwieg. Die Strafe würde ohnehin folgen. Im Grunde wollte die Spektabilität das ‚Warum‘ ja gar nicht hören. Sie wusste es längst.

„Also hast du nichts zu sagen... auch gut. Du weißt, was du zu erwarten hast?“

Ein spöttisches Lächeln glitt über das Gesicht des Jungen. „Natürlich. Zehn Hiebe auf den Rücken oder die Fußsohlen, vielleicht mehr. Schmerzen Anderer sind Euch ja ein Genuss.“

Ihre Spektabilität erleichte. Diese Frechheit suchte ihresgleichen. „Raus!“ zischte sie. „Raus, oder ich...“

„Oder Ihr werdet was?“ fiel ihr Thallian ins Wort. „Mich verprügeln? Mir Euren Gürtel zu schmecken geben? Das hattet Ihr doch ohnehin vor, oder etwa nicht?“

„Nein, das hatte ich nicht! Ich weiß einfach nicht, was ich mit dir noch anstellen soll, du verfluchter Bengel!“ brüllte sie durch den Raum. Sofort bereute sie ihren Gefühlausbruch, als sie ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen des Jungen sah. Sie wusste, dass er es als Sieg betrachtete, sie derart in Rage zu versetzen. Es war ihm jedes Mal eine Genugtuung, sie bis zum Äußersten zu treiben. Erschöpft sank sie in ihren Sessel zurück und schloss die Augen.

„Warum, Thallian? Warum tust du mir das an?“

„Ihr wisst, warum.“ Es war eine einfache Feststellung. In seiner Stimme lag keine Häme, kein Hass.

„Nein, bei Hesinde, ich weiß es nicht! Ist es denn so schlimm, was ich von dir verlange? Bei der Göttin, jeder...“

„...Straßenjunge würde einen Arm dafür opfern, wenn er meine Kräfte erhalten könnte, ich weiß, ich weiß!“, äffte Thallian sie nach. „Die Götter haben mich mit einer unvergleichlichen Gabe gesegnet, ich werde Euer Nachfolger und groß und berühmt und mächtig werden und wenn ich mir Mühe gebe, irgendwann die Welt beherrschen.“ Den letzten Teil, den er frei erfunden hatte, leierte er in einem beleidigenden Tonfall herunter.

Die Augen der Spektabilität hatten sich zu schmalen Schlitzen verengt. Ihre Hand verkrampfte sich zum Ansatz einer Geste, die einen Zauber hinter sich hergezogen hätte, aber sie führte die Geste nicht aus. Stattdessen sagte sie beinahe gelassen: „Bist du fertig? Dann besorge dir Eimer und Seife. Du schrubbst die Gänge der Akademie, bis ich mich in den Böden spiegeln kann. Danach nimmst du dir die Latrinen vor. Und wage es ja nicht, dir in der Küche etwas zu essen besorgen, ehe du fertig bist!“

Thallian schluckte. Das war mehr, als er erwartet hatte. Offensichtlich war er diesmal zu weit gegangen. Zaghaft fragte er: „Saget Ihr *alle* Böden?“

„Ja, alle! Abmarsch!“

23

Die Monate vergingen wie im Flug, und bald hielt der Herbst auch im sonnigen Süden Einzug. Die Blätter färbten sich in den schönsten Farben und die Wälder dufteten nach den Früchten des Waldes, die in großer Zahl den Boden bedeckten. Der *Belemann*, der westwärts von der See her blies, machte sich einen Spaß daraus, die gelben Fluten des Yaquir zu meterhohen Wellen aufzupeitschen, die sich krachend am Ufer der kleinen Insel brachen. Und je schöner der Wald sich schmückte, desto größer war der Neid des Windes auf das festliche Blätterkleid.

In dicken Trauben entriss er den Ästen der Bäume die bunten Gebilde und versenkte sie in den tosenden Wassern.

Um diese Jahreszeit wurde der Fährbetrieb zur Insel eingestellt und erst im kommenden Frühling wieder aufgenommen. Für die Schüler der Akademie bedeutete dies, dass eine lange Zeit anstand, in denen sie das Festland am anderen Ufer nicht betreten konnten. Für die jüngeren Jahrgänge machte dies keinen Unterschied, sie verbrachten ohnehin die meiste Zeit in der Akademie und verließen sie nur gelegentlich, wenn es galt, Kräuter für den Vorrat der Akademie im nahen Wald zu sammeln. Den Studiosae des 7. und 8. Lehrjahres aber war es einmal im Monat gestattet, die Insel zu verlassen und in die benachbarten Dörfer, oder gar nach Punin zu gehen, wenn sie sich dies leisten konnten. Manchmal leitete Spektabilität Anjuhal auch eine Exkursion in die Stadt. Ihrer Meinung nach mussten die Schüler auf die Welt vorbereitet werden. Dazu gehörten eine gesunde Weltanschauung, sowie das Wissen um die richtige Etikette, die bei solchen Anlässen gleich unter Beweis zu stellen war.

An diesem Tag hatte Ihre Spektabilität angeordnet, dass die zuständigen Magister der unteren sechs Lehrjahre ihre Schützlinge in den Wald zu führen hatten, um die Vorräte der Alchimistenkammer aufzustocken. Vor zwei Tagen hatte es aufgehört zu regnen und die Sonne blickte von Zeit zu Zeit durch das Wolkendach. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Suche waren also fast optimal. Zeitig zur Praisostunde wurden die Eleven und Novizen geweckt und nach einem kargen Frühstück aus der Akademie geführt. Thallian indes, dessen Gruppe von Magister Donflinger beaufsichtigt wurde, dachte gar nicht daran, seine wertvolle Zeit für eine dämliche Kräutersuche zu opfern. Bei der ersten Gelegenheit schlug er sich seitwärts in die Büsche und folgte seinem eigenem Weg. Bei über vier Dutzend Schülern würde sein Verschwinden frühestens in einer Stunde bemerkt. Er hatte einen geheimen Platz, den er des Öfteren heimlich aufsuchte. Außer ihm wusste niemand davon – zumindest nahm er dies an. Der Platz lag tief im Wald versteckt. Es gab dort eine kleine Quelle, die unter dem hohlen Stamm einer Silberbuche entsprang. In einem weiten Kreis rahmten weitere Laubbäume eine kleine Lichtung um die Quelle ein, deren Wasser sich zunächst in einem kleinen Becken sammelte und schließlich in einem munteren Bächlein in den Wald floss. Die kräftigen Wurzeln der Bäume hatten sich wie ein dichtes Flechtwerk über den steinigen Boden erhoben und bedeckten fast den ganzen Platz. Fast schien es ihm, als hätten die Bäume versucht, aufeinander zu zuwachsen in dem Bestreben, sich zu vereinigen. Es war ein besonderer Platz. Aber ganz so verlassen, wie Thallian glaubte, war er indes nicht. In jeder Neumondnacht war die Quelle Zeuge heimlicher Treffen. Uralte Riten, um deren Sinn und Kraft nur noch die Eingeweihten wussten, wurden dann zelebriert. Neben der heiligen Quelle lag ein großer, glatter Findling, der annähernd die Form eines Quaders hatte. Für die Besucher war dieser Stein heilig. Und die Bauern des Umlandes wussten von einer Quelle zu berichten, die in Zeiten großer Dürre den Leben spendenden Regen herab beschwor, wenn man ihr Wasser auf den heiligen Stein des Efferd gösse.

Obwohl die nächtlichen Besucher stets bemüht waren, ihre Spuren zu verwischen, gelang ihnen dies nicht immer. Einmal hatte Thallian einen geflochtenen Kranz aus frisch geschnittenen Misteln gefunden, den die Fremden bei ihrem letzten Besuch nicht mitgenommen hatten. Er hatte sich die Herkunft des Gebildes nicht erklären können und es achselzuckend als unwichtig abgetan.

Sein Atem ging schnell und Schweiß rann ihm vom Laufen über die Stirn. Er bückte sich und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus der Quelle, erfrischte Nacken und Stirn und nahm einen tiefen Schluck. Das Wasser war frisch und klar und schmeckte ein wenig nach Erde. Aber jedes Mal, wenn er davon trank, hatte er das Gefühl, seinen Körper von Grund auf zu reinigen.

Er streckte sich lang ins weiche Moos, das an mehreren Stellen am Rand der Lichtung wuchs und schloss die Augen. Die Sonne brach durch die Wolkendecke und wärmte ihn mit ihren Strahlen, während er dem melodiosen Lied der Vögel lauschte und den herben Duft der Farne

in die Lungen sog, die in der Nähe wuchsen. Es dauerte nicht lange, und er fand sich in Marbos sanften Armen wieder.

*

Das Geräusch nahender Schritte weckte ihn. Er spähte durch ein Büschel Farne und stieß einen leisen Fluch aus. Zwei Gestalten näherten sich, offenbar ebenfalls Novizen. Was suchten die beiden hier? So weit ab vom Pfad war es den Schülern normalerweise verboten, durch den Wald zu streifen. Die beiden kamen direkt auf sein Versteck zu und würden unweigerlich den geheimen Platz entdecken, wenn er nichts unternahm. Er musste sie weglocken. Entschlossen griff er nach zwei faustgroßen Steinen und brach durch das Unterholz. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, blieben die beiden stehen und schauten zu ihm herüber. Es waren Answin und Bogumil aus dem sechsten Lehrjahr. Thallian konnte die beiden nicht leiden. Sie waren nicht die klügsten, aber groß und kräftig für ihr Alter. Bogumil hatte Thallian einmal bei der Spektabilität wegen eines Streiches angeschwärzt. Dafür hatte er eigentlich noch eine Abreibung verdient. Ohne weiter nachzudenken, rief er: „Bogumil! Hier, fang!“ und warf die beiden Steine hinterher. Die beiden waren so überrascht, dass die Steine ihr Ziel fanden, ehe sie wussten, wie ihnen geschah. Thallian hatte gut gezielt. Das erste Geschoss traf Bogumil am Knie, der aufschreiend auf einem Bein hüpfte, während das zweite gegen Answins Oberschenkel schlug. Thallian hatte indes kaum Gelegenheit, die Wirkung seiner Würfe zu verfolgen. Nachdem der zweite Stein seine Hand verlassen hatte, nahm er die Beine in die Hand und rannte. Es dauerte nicht lange, und er hörte hinter sich das Brechen von Zweigen und wütendes Gebrüll, das zweifellos ihm galt. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um sich seinen Verfolgern zu zeigen. Schließlich sollten sie nicht die Lust an der Jagd verlieren und womöglich auf ihrem Rückweg doch noch auf sein Versteck stoßen. Als er befand, dass er sie weit genug von dem Platz weglockt hatte, blieb er stehen und verbarg sich in einer Erdmulde. Der Streit musste hier im Wald bereinigt und nicht etwa hinter die Mauern der Akademie getragen werden. Also würde er den beiden eine Möglichkeit bieten, sich abzureagieren. Zudem galt es noch, Bogumil den besagten Denkkzettel zu verpassen. Es dauerte auch gar nicht lange, als eben jener hinter einem Gebüsch hervorbrach. Sein Atem ging dabei beängstigend schnell und rasselnd. Als er Thallian nicht mehr vor sich sah, blieb er stehen, um Atem zu schöpfen und auf Answin zu warten, den er offenbar weit hinter sich gelassen hatte. Fluchend hielt er sich die schmerzende Seite und stützte sich mit der freien Hand auf den Knien ab. Diesen Moment der Unachtsamkeit nutzte Thallian und stürzte sich mit einem Kriegsschrei auf seinen Verfolger. Die Wucht von Thallians Sprung war so gewaltig, dass beide Jungen unsanft auf der nassen Erde landeten. Es entspann sich ein wildes Gerangel, bei dem keiner der Streithähne mit Hieben und Tritten sparte. Schließlich setzte sich Thallians pantherhafte Wendigkeit gegen die Kraft des Älteren durch. Er bekam Bogumil in einer Söldnerzwinge so zu packen, dass diesem rasch die Luft ausging.

„Was ist, Bogumil? Gibst du auf? Kleine Stinklaus! Dich werd’ ich lehren, mich noch einmal zu verpetzen.“ Zur Bekräftigung seiner Worte verstärkte er den Druck seiner Armbeuge und verpasste dem anderen mit den Fingerknöcheln einen herzhaften Schlag auf die Schädeldecke. Bogumil quiekte schmerz erfüllt auf. *Was für eine Memme*, dachte Thallian verächtlich. Gerade wollte er den Älteren, der den Tränen nahe war, loslassen, als ihn jemand von der Seite ansprang, so wie er vorhin Bogumil angesprungen hatte. Es war Answin, der sie endlich eingeholt hatte. Durch den Schwung der Attacke wurde Thallian zur Seite gerissen und musste sein Opfer freigeben. Abermals verwandelte sich der Waldboden in eine Arena, doch diesmal war Thallian deutlich im Nachteil. Es dauerte nicht lange, und Answin, der binnen kürzester Zeit von Bogumil Unterstützung erhielt, hatte ihm beide Arme auf den Rücken verdreht. Keuchend gab er sich geschlagen, doch die beiden dachten nicht daran, ihn so leicht davonzukommen zu lassen. Besonders der in seinem Stolz verletzte Bogumil bestand darauf, Thallian eine Lektion in Sachen Respekt zukommen zu lassen. Mit wachsender Genugtuung hieb er dem Jüngeren solange in Gesicht und Magengegend, bis dieser schlaff in Answins Griff

hing. Blut lief ihm aus der Nase und aus einer aufgeplatzten Augenbraue. Befriedigt ließ Answin ihn auf den Boden fallen, wo er liegen blieb. Bogumils Abschiedstritt spürte er gar nicht mehr. Er wollte einfach nur noch liegen bleiben und sehnte sich eine gnädige Ohnmacht herbei. Dann müsste er wenigstens keine Schmerzen mehr spüren. Doch Marbos samtener Mantel wollte sich einfach nicht über ihn legen, so dass ihm nichts weiter übrig blieb, als die pochenden Schmerzen zu ertragen. Tief einatmend versuchte er sich auf das Zentrum seines Körpers zu konzentrieren, wie es Magister Honorald die Schüler seines Jahrgangs gelehrt hatte. Allmählich ebten die Schmerzen ein wenig ab. Thallian grinste. Eigentlich hatte er sogar gewonnen. Sie hatten den Platz nicht entdeckt. Und nur darauf kam es an.

„Warum lachst du?“ fragte da eine sanfte, melodiose Stimme. Erschrocken schlug er die Augen auf und fuhr herum. Er hatte niemanden kommen hören. Er blinzelte das herabrinnende Blut aus den Augen und erkannte das blonde Mädchen, das mit Magister Dantomil gekommen war. Ärgerlich darüber, dass sie es geschafft hatte, sich unbemerkt an ihn heranzuschleichen, schnauzte er sie an: „Was suchst du hier? Weißt du nicht, dass es verboten ist, hier herumzustreunen?“

Das Mädchen betrachtete ihn lange aus ihren grauen Augen, ehe es sagte: „Ich bin der Stimme des Waldes bis zum Wasser der *Nurti* gefolgt. Dann hörte ich Geschrei und kam hierher.“ Sie schien kurz zu überlegen, dann meinte sie mit einem schelmischen Augenzwinkern: „Und was machst du hier?“

Thallian rieb sich den schmerzenden Kiefer und spuckte einen Schwall roten Schaums auf den Waldboden. „Ich suche die Waldgeister auf und lasse mich von ihnen verprügeln. Was denkst du denn?“

„Das glaube ich nicht. Die Waldgeister schaden niemandem. Sie warnen nur.“ Thallian stöhnte entnervt auf. „Welchem Dorf bist du denn entlaufen? Hallo, das war Ironie, falls du weißt, was das ist!“ Bei den letzten Worten streckte er die Hand aus, um den Mädchen gegen die Stirn zu tippen, was sein Körper aber sofort mit einem schmerzhaften Reißen in den Muskeln bestrafte. Er stöhnte auf und griff schützend an die schmerzende Stelle.

Mitfühlend legte ihm das Mädchen die Hand auf die Stirn und sagte ein Wort in einer fremden Sprache. Thallian zuckte unter der Berührung zusammen, rührte sich aber nicht. Die Augen des Mädchens schlugen ihn so in ihren Bann, dass er sich nicht mehr bewegen konnte. Zart strichen ihre Finger über sein verletztes Gesicht, wobei sie eine leise Melodie summte. Eine feine Wärme breitete sich unter seiner Haut aus und der Schmerz wich. Statt dessen begannen seine Wunden leicht zu kribbeln, was er aber durchaus als angenehm befand. Er glaubte förmlich hören zu können, wie sich das Gewebe an den blutenden Stellen zusammenschloss. Lange Minuten verstrichen, in denen er den Berührungen ihrer zierlichen Finger nachspürte und wünschte, er könnte ewig so verharren. Als sie schließlich geendet hatte, war es, als erwache er aus einem Traum.

„Danke.“ Er war verwundert. Das Mädchen war für ihn eine Fremde, und doch hatte sie sich seiner angenommen. Er konnte sich nicht erinnern, jemals zuvor eine vergleichbare Fürsorge erfahren zu haben. „Sag, wie heißt du?“

„Finya“, antwortete sie und erwiderte sein Lächeln. „Und du?“ „Meine Mutter gab mir den *klangvollen* Namen Thallian. Doch lass uns später Höflichkeiten austauschen. Ich fürchte, die anderen werden langsam zurückgehen. Man sollte uns nicht vermissen. Und später wirst du mir zeigen, wie du das gemacht hast!“

*

24

Hart krallten sich Thorn und seine Begleiter in den dunklen Fels des Finsterkamms. Die Leiber dicht an das kalte Gestein gepresst, versuchten sie, sich so klein als möglich zu machen. Das ganze Gebirge wimmelte von Orks. Der Pass war besetzt. Keine Chance, unbemerkt an den Wachen vorbei zu schleichen. Thorn betete zu den Göttern, dass keines der Pferde einen Laut von sich geben würde, bis die Patrouille über ihnen vorbei war. In der kleinen Felsnische waren sie zwar vor den Blicken der Krieger geschützt, aber das leiseste Geräusch musste ihnen in dieser Situation zum Verhängnis werden. Stoßweise verließ sein Atem in kleinen Dampfölkchen den Mund und schlug gegen die eisige Felswand, wo er fast augenblicklich gefror. Lange Minuten verharrte er so, bis er seine Nase, die ebenfalls dicht am Fels klebte, vor Kälte nicht mehr spürte. Endlich, als er schon fürchtete, sein geliebtes Riechorgan sei unlösbar am Felsen festgefroren, waren die Schritte über ihnen nicht mehr zu hören. Die Patrouille war hinter der Biegung des Pfades verschwunden und stellte keine Gefahr mehr für sie dar. Langsam hob er den linken Arm und gab seinen beiden Begleitern ein Zeichen, zu der Nische zurückzukehren, in der Ighim und Phelian mit den Pferden warteten. Vorsichtig hangelten sie sich den schmalen Pfad zurück. Schon bei Tageslicht schien er unwegsam, aber in der hereinbrechenden Dämmerung wurde er geradezu zu einer Stolperfalle. Thorn verscheuchte die unwillkommenen Gedanken an einen Fehltritt und griff nach dem nächsten Felsvorsprung. Ein Sturz in die Tiefe wäre ihr Tod. Die Felswand fiel steil ab und bildete erst nach mehreren Dutzend Schritt einen weiteren Grat aus. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis sie die wenigen Schritt zurückgelegt hatten. In der Felsnische angekommen, trat Thorn als erstes zu seinem Pferd und steckte seine tauben Finger unter den Sattel. Die Wärme des Pferdeleibes tat ihnen wohl. Auf Phelians fragenden Blick hin sagte er: „Der Pass wimmelt von Orks. Unmöglich, hinüber zu kommen.“

„Und nun?“
„Wir warten, bis es völlig dunkel ist. Dann gehen wir den Weg zurück, den wir gekommen sind und reiten am Fuß des Finsterkamms entlang. Ruht euch jetzt aus. Bis Tagesanbruch müssen wir ein gehöriges Stück zwischen uns und den Pass gebracht haben.“

„Reiten?“ knurrte da Ighim in die Runde hinein. Wohl hatte er sich an die Ereignisse vor ihrem Aufbruch in Lowangen nicht mehr erinnern können, wie Spektabilität Puschinske vorhergesagt hatte und das Tier, das ihn getragen hatte, hatten die anderen vor seinem Erwachen in ein Packpferd verwandelt. Dennoch war der Zwerg misstrauisch, und sie hatten ihn seither nicht dazu bewegen können, sich auf das Pferd zu setzen.

„Ja, reiten, Herr Ighim! Es ist nötiger, als jemals zuvor, dass Ihr Euer heiliges, zwergisches Hinterteil auf den Rücken dieses Packpferdes schwingt, und bei Kor, ich schwöre Euch, Ihr werdet es tun!“

Rote Zornesflecken bildeten sich auf Ighims bärtigen Wangen, als er aufsprang. „Und wie, bei den Zwölfen wollt Ihr das anstellen? Ich sehe nämlich keine Armee hinter Euch, die Euer Vorhaben durchsetzen könnte, bei Angrosch!“

In der Hitze des Wortwechsels machte Thorn einen Fehler. Kalt gab er zurück: „So wie ich es schon einmal...“ er stockte, als er erkannte, was er gerade im Begriff war, zu sagen. Eine verlegene Pause entstand. Phelian räusperte sich lautstark und wechselte geistesgegenwärtig das Thema: „Ich denke nicht, dass wir bis Mitternacht warten sollten. Vielleicht wäre es besser, sofort aufzubrechen.“ Zustimmung heischend blickte er in die Runde, doch niemand antwortete. Thorn hatte sich abgewandt und beschäftigte sich eingehend mit der Befestigung seines Sattels, während Ighim noch über die Bedeutung des letzten Satzes grübelte.

„Was meintet Ihr damit?“
„Womit?“, gab Thorn trocken zurück und nahm seinen Rucksack auf.
„Ihr wisst genau, was ich meine, bei Angrosch!“

„Ach – tatsächlich?“, dehnte Thorn ausweichend, während er angestrengt auf seine Arbeit blickte. Er wickelte seinem Pferd Lappen um die Hufe und sah erst wieder auf, als er damit fertig war. Bestimmter sagte er dann in die Runde hinein: „Ich denke, Magister Liebenfeld hat recht. Wir sollten die Dämmerung nutzen und sofort aufbrechen. Es ist dunkel genug, um nicht gesehen zu werden. Wickelt wie ich Lappen um die Beine der Pferde, um den Tritt der Tiere zu dämpfen, und folgt mir so leise wie möglich.“ Damit nahm er sein Pferd am Zügel und ging voran. Die beiden Raben waren die ersten, die ihm folgten.

Ighim, der die Bedeutung von Thorns Worten noch immer nicht deuten konnte, wandte sich an Phelian: „Was meinte er damit, ‚schon einmal‘?“

Phelian indessen zuckte nur mit den Achseln. „Das wissen allein die Götter, mein Freund. Beeilt Euch und folgt mit dem Packpferd nach!“

Verdutzt schaute Ighim dem Magister nach, dessen Gestalt nach und nach von der Dunkelheit verschluckt wurde. Irgend etwas stimmte hier nicht. Man verschwieg ihm etwas, das war gewiss. Und er wusste, dass er das Gefühl nicht mochte, hintergangen zu werden. Wütend zog er mehrere Lappen aus der Satteltasche und wickelte sie dem Pferd ungeschickt um die Hufe. „Halt gefälligst still, du zu groß geratener Ziegenbock, sonst lasse ich dich hier stehen, bei Angrosch! Pferde, pah! Blödes Vieh!“ Als er endlich fertig war, zog er murrend an den Zügeln und trottete missmutig den anderen hinterher.

*

25

Seit jenem Tag im Wald waren die beiden unzertrennlich. Was immer der eine unternahm, der andere war dabei. Thallian und Finya waren zwei Namen, die man immer zusammen im Munde führte, wenngleich jedermann Finya für den Engel, Thallian dagegen für den verdorbenen Sünder in der Beziehung hielt. Oft saßen die beiden in den wenigen freien Stunden nach dem Unterricht einfach nur in ihrem Versteck auf dem Dachboden des Alchimistenturmes, wo sie auf den Yaquir hinabblickten, sich die Ereignisse des Tages erzählten, oder von fernen Ländern träumten. Häufig genug aber war der Dachboden auch der Geburtsort eines neuen, genialen Streiches. Wann immer aber der Mond am Himmel zu sehen und die Nacht mild genug war, schlichen sie sich aus der Akademie und suchten die verborgene Quelle im Wald auf. Nur hier fühlte sich Finya richtig geborgen. Der Platz erinnerte sie an ihr Zuhause in den Salamandersteinen, doch schwieg sie über jene Ereignisse in ihrer Kindheit eisern, selbst gegenüber Thallian. Das Schicksal wusste die Dinge allerdings stets so einzurichten, dass sie ihre Ausflüge in den Wald nicht allzu oft unternehmen konnten, so dass die Vorfremde auf den nächsten Ausbruch aus der Akademie von Mal zu Mal erhalten blieb.

So vergingen ein Winter und ein Sommer, und die kalte Jahreszeit hielt wieder Einzug im Land. Die Magister stöhnten auf, denn für sie bedeutete dies den doppelten Aufruhr. Die Eleven würden sich den größten Teil der Zeit innerhalb der Mauern der Akademie aufhalten. Dies galt aber auch für Thallian, der damit unweigerlich mehr Zeit für die Planung neuer Teufeleien aufwenden würde. Seine Streiche hatten zwar an Qualität und Witz gewonnen, wie man neidlos anerkannte, aber leider auch an Effektivität. Ärgerlich war nur, dass die Magister zwar genau wussten, wer dahinter steckte, nur ließ sich der Bursche nicht mehr erwischen. Als aber mitten im Winter eine Schar quicklebendiger Frösche den kleinen Alchimistensaal verwüstete, ließ sich Magister Honorald dazu herab, den Jungen magisch zu befragen. Unter dem Einfluss eines Wahrheitszaubers gestand Thallian, den Streich verübt zu haben. Allein, es

konnte sich niemand erklären, wie er es geschafft hatte, die Tiere aus ihrem Kälteschlaf zu wecken. Dennoch forderten die Magister eine Bestrafung. Es war am Abend jenes Tages, als Finya nach dem eigentlichen Unterricht wieder einmal in Travins Stube saß und seinen Ausführungen lauschte. Doch in Gedanken war sie an einem gänzlich anderen Ort. Im Turm der Spektabilität brannte noch Licht, wie sie durch das Fenster erkennen konnte. Die Magister hatten sich zur Beratung versammelt. *Armer Thallian. Hoffentlich geht man nicht zu streng mit ihm ins Gericht.* „...und deshalb führt eine Kombination des REVERSALIS und des NIHILATIO zwangsläufig zu einer Verstärkung der Schwere. Wie man aus dem Argument dieser Funktion ersehen kann, ist diese Verstärkung genau doppelt so hoch, wie...“ Travin hielt in seiner Ausführung inne und trat neben das Mädchen, das abwesend aus dem Fenster sah. Verwundert bemerkte er, dass seine sonst so aufgeweckte Schülerin weder zu bemerken schien, dass es im Raum plötzlich still war, noch, dass er mittlerweile neben ihr stand und ebenfalls aus dem Fenster blickte.

„Nun, was gibt es da draußen zu sehen, das deine Aufmerksamkeit derart zu fesseln vermag?“ fragte der Magister mit einem warmen Lächeln.

Erschrocken besann sich Finya, wo sie sich befand und setzte zu einer wortreichen Entschuldigung an: „Verzeiht, Magister Dantomil, ich wollte nur... ich meine, ich...“, aber der Magister nickte nur lächelnd und schritt zu seinem Pult zurück. „Du fragst dich, was die da drüben wohl beschließen mögen und ob es deinem Freund gut geht?“

Finya nickte. Sie wusste, dass sie sich dem Magister bedingungslos anvertrauen durfte. „Der Unfall im Labor...“

„Ja? Was ist damit?“

„Ich habe die Frösche geweckt, nicht Thallian.“ Jetzt war es heraus. Doch Magister Dantomil schien nicht überrascht zu sein. Immer noch lächelnd, entgegnete er: „Und du glaubst, das hätte ich nicht schon längst gewusst? Kein Gildenzauberer, und sei er noch so mächtig, hat die Gabe, so auf die Natur einzuwirken, wie die Angehörigen deines Volkes. Und ich bin mir sicher, Ihre Spektabilität weiß es auch.“

„Aber es ist ungerecht, Ohm Travin! Thallian wird bestraft werden, nicht ich.“ Ihr Mund bildete den trotzigsten, geraden Strich, den Travin inzwischen gut genug kannte. Er hatte ihn immer dann gesehen, wenn sein kleiner Schützling mit einer Sache nicht einverstanden war, die ihm einfach „falsch“ erschien. Travin seufzte. Dieses Kind wusste wahrscheinlich mehr über Recht und Unrecht, als ein studierter Advokat, und das obwohl, oder vielleicht gerade weil es sich nur auf seinen natürlichen Instinkt verließ. Hätte er Kinder gehabt, er hätte sich eine Tochter wie diese gewünscht. Vielleicht war sie dies auch in gewisser Weise. Seine Tochter.

„Finya mein Schatz, die Welt der Menschen ist nun einmal so. Auch wenn es uns schwer fällt, das zu akzeptieren. Aber es geht hier nicht um das, was du getan, oder was du nicht getan hast. Es geht einzig und allein um Thallian. Und da er die Schuld bereits auf sich genommen hat, solltest du es dabei bewenden lassen. Es würde ohnehin nichts ändern.“

Er dachte an das Gespräch zurück, das er mit Ihrer Spektabilität vor wenigen Tagen geführt hatte. Noch nie hatte er sie so gesehen. Sie hatte nicht als Spektabilität zu ihm gesprochen, sondern als Frau, die seinen Rat suchte. Verwundbar. Verletzlich. Verzweifelt. Sie hatte ihm ihr Herz ausgeschüttet, hatte von ihren Sorgen erzählt. Davon, wie sie zunächst gehofft hatte, Thallians Freundschaft mit dem Elfenmädchen werde den Jungen zur Vernunft bringen. Aber es sei alles nur noch schlimmer geworden. Er hatte nur still dagesessen und ihr zugehört. Am Ende hatte er ihr einen Rat erteilt. Auch wenn dieser ihr nicht zu gefallen schien, war er vielleicht die einzige Lösung des Problems, die beiden Parteien gerecht wurde.

*

26

Es war bereits Mitternacht. Das helle Licht des vollen Mondes färbte den Nachthimmel in ein tiefes Blau und verdeckte die Sicht auf die Sterne. Finya lehnte an der Mauerkrone des Alchimistenturms und schaute auf den Yaquir hinab, dessen nachtschwarze Fluten gemütlich vor sich hin gurgelten. Mitternacht hatte Thallian gesagt. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis er kam. Sie dachte zurück an ihre erste Begegnung in der Akademie vor über einem Jahr und musste lächeln. Der Lausejunge von einst war ihr liebster Freund geworden. Gemeinsam hatten sie so manchen Streich ausgeheckt. Sie waren nicht oft erwischt worden, nur zwei oder drei Mal. Aber wenn, dann hatte stets Thallian die Schuld auf sich genommen. So wie heute morgen, nach dem Vorfall im Alchimistenlabor. Es reiche, wenn einer für ihre Dummheit, sich erwischen zu lassen, die Strafe ausbade, hatte er gemeint. Doch diesmal war Spektabilität Anjuhal offenbar ernsthaft erzürnt gewesen. Seit er in ihren Arbeitsraum gerufen worden war, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Sie hoffte inständig, dass seine Strafe nicht allzu schlimm ausgefallen sein mochte. Kaum hatte sie den Gedanken zu Ende gedacht, als die Luke zum Turm hochgeklappt und Thallians Kopf sichtbar wurde. Stöhnend und unendlich langsam, als bereite es ihm große Mühe, schob er sich Zoll um Zoll weiter die Treppe hoch, bis er endlich ganz auf der Turmkrone stand. Besorgt näherte sich ihm Finya und fasste nach seinem Arm, um ihn zu stützen. Als sie ihre freie Hand auf seinen Rücken legte, stöhnte er schmerzerfüllt auf. „Verdammt, Finya, pass doch auf, beim Difar!“

Erschrocken zog sie ihre Hand zurück. „Verzeih. Was ist geschehen? War es schlimm, diesmal?“

Thallian, der schon wieder zu Späßen aufgelegt war, grinste sie an. „Das kann man wohl sagen. Ihre Spektabilität ist total ausgetickt. Dreißig Striemen mit ihrem Gürtel hat sie mir verpasst. Kein angenehmes Gefühl, kann ich dir sagen.“

„Was? Dreißig? Lass mich deinen Rücken sehen!“ Behutsam half sie Thallian aus seinem Hemd, der den Schmerz, den das Kleidungsstück, als es über seinen Rücken glitt, verursachte, nicht völlig unterdrücken konnte. Ein gequältes Pfeifen glitt durch seine zusammengebissenen Zähne.

„Bei Hesinde, Thallian, dein ganzer Rücken ist voller Blut. Hat man dich nicht verbunden?“

Thallian, der sich langsam auf dem Boden niederließ, verneinte. „Ihre Spektabilität hat unter Strafe verboten, dass sich jemand meiner Wunden annimmt.“

Wütend ballte Finya die Fäuste. Das war ungerecht. Die Strafe stand in keinem Verhältnis zu dem, was sie getan hatten. Ihre Stimme klang zornig, als sie sagte: „Das ist mir egal! Ich werde dich heilen. Schließlich hatte ich auch Anteil daran. Halt still!“ Dann nahm sie sein Hemd zur Hand und rollte den Ärmel zu einer Wurst zusammen. „Hier, nimm das und beiß fest drauf! Das könnte jetzt ein bisschen weh tun!“ Sanft strichen ihre kleinen Hände über seine Wunden, wobei sie eine leise Melodie anstimmte, die Thallian irgendwie vertraut vorkam.

Bilder stiegen in ihrem Geist auf, Erinnerungsfetzen, wachgerufen durch den Zauber, den sie unbewusst in der Art der *fey* ausführte. Sie sah das Gesicht ihrer Mutter, über dem der graue Schatten des Todes lag. Sie sah sich selbst, wie sie versuchte zu heilen, genau wie jetzt. Die Zeit in der Welt der Menschen hatte sie viele Dinge vergessen lassen. Sie hatte aufgehört, vom Land der *fey* zu träumen, hatte den Verlust von Mutter und Schwester verdrängt. Doch all das angestaute Leid brach sich in diesem Moment seine Bahn und fiel in dicken Tropfen auf Thallians Schultern, von wo es auf den Rücken rann und sich mit verkrustetem Blut vermischte. Sie befand sich wieder am See im Auenland, hielt die sterbende Ti'banna in den Armen und öffnete ihr *mandra*. Sie stimmte dieselbe Melodie an, strich ihr sanft übers Haar und wiegte sie hin und her wie ein Kind. Ihr Mund formte Worte, die sie wie ein dumpfes Echo aus weiter Ferne hörte.

Thallian, der anfänglich unter ihrer Berührung zusammengezuckt war, entspannte sich, als der Schmerz verebbte und dem bekannten, wohligen Kribbeln wich. Er genoss es, ihre kühlen

Hände auf seinem Rücken zu spüren und lauschte der wundervollen Weise, die sie dazu sang. Er hätte so einschlafen mögen, den Blick auf das volle Madamal gerichtet, das leuchtend und schwer am Himmel hing. Plötzlich benetzten Tränen seine Haut und ihre Bewegungen wurden fähig, fast hektisch. Die Melodie war in ein Schluchzen übergegangen, das von elfischen Worten unterbrochen wurde, die sie in die Nacht hineinrief. Er drehte sich um und sah sie weinen, griff besorgt nach ihren Händen, die in ihrer Bewegung nicht innehalten wollten. „Finya!“ Er schüttelte sie, als sie nicht reagierte. „Finya, was ist in dich gefahren?“ Es schien, als erwache sie aus einem tiefen Traum. Ungläubig und noch immer nicht ganz bei sich, schaute sie ihn an. „Was ist los mit dir? Warum weinst du?“ Abwehrend hob sie die Hände und schüttelte den Kopf. „Es ist nichts. Ich habe mich nur an etwas erinnert.“ Sie rückte von ihm ab und lehnte sich an die kühle Mauer, den Kopf auf die Knie gestützt. Weil er nicht wusste, was er tun sollte, tat er es ihr gleich und hockte sich an die Steinwand. Er wusste nichts genaueres über das, was ihr in ihrer Kindheit widerfahren war, aber das wenige, das er aus den vagen Andeutungen Magister Travins geschlossen hatte, schien ihm schlimm genug. Allerdings konnte er sich nicht erinnern, Finya schon jemals weinen gesehen zu haben. Tatsächlich hatte er angenommen, dass das schöne Volk, ganz wie die Töchter Satuaras, nicht weinen konnte. Schweigend betrachtete er wieder den Mond, dessen fahler Schein etwas Tröstliches hatte.

In die aufkommende Stille hinein fragte sie plötzlich: „Warum hasst sie dich eigentlich so sehr, Thallian?“

„Wer?“ Natürlich wusste er, wen Finya mit ihrer Frage gemeint hatte, aber es war ihm unangenehm, darüber zu sprechen. Er stierte weiter zum Madamal hinauf, sah sie absichtlich nicht an. In seinen Augen hätte sie erkannt, was er fühlte.

„Ihre Spektabilität meine ich. Was hat sie gegen dich?“

Thallian zögerte, ehe er antwortete. Er wusste nicht, warum er es ihr sagte, aber er tat es. „Sie ist meine Mutter.“

Endlich war es heraus. Nach all den Jahren der Geheimniskrämerei war sie die erste Person, der er es erzählte. Es war ihm erstaunlich leicht gefallen. Vielleicht weil er es schon längst hatte jemandem sagen wollen. Außer ihr wussten nur noch drei Menschen in der Akademie darüber Bescheid – seine Mutter, Magister Dantomil und er selbst.

Hörbar sog Finya die Luft ein. Erstaunt fragte sie: „Sie ist deine Mutter? Unsere Spektabilität? Aber wieso...“

Thallian wandte sich ihr zu. „Niemand weiß etwas davon. Du bist die erste Person, der ich das erzähle. Und ich möchte auch, dass das so bleibt.“

Finya nickte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich gehe fort von hier, Finya. Deswegen fiel die Strafe so hart aus. Meine Mutter hat endlich nachgegeben.“

„Fort?“, fragte sie ungläubig. „Aber du kannst doch nicht einfach...“

Er unterbrach sie mit einer unwilligen Handbewegung. „Dass ich überhaupt hier bin, war einzig und allein der Wille meiner Mutter. Mein ganzes Leben ist ein Produkt ihrer ehrgeizigen Fantasie. Ein einziger Witz. Sie brachte ihr Kind nicht zur Welt, weil sie einen Mann liebte, Finya. Sie bekam mich, weil sie einen Erzmagier gebären und großziehen wollte.“ Seine Stimme wurde lauter und erregter. „Also suchte sie sich einen geeigneten ‚Kandidaten‘ für die Zucht!“ Er spie das letzte Wort förmlich aus. „Sie wählte Thomeg Atherion, den Leiter der Akademie zu Fasar. Sie legte sich zu ihm wie eine billige Hure, Nacht für Nacht, bis ihr Leib gesegnet war – mit mir. Meister Atherion lässt keine schöne Frau unbeachtet, wie man sagt, aber das war ihr nicht genug. Sie bezahlte ihn für seine Dienste und rang ihm das Versprechen ab, mich persönlich auszubilden. Und sie hatte Glück. Hesinde war ihr gewogen und schenkte mir magische Kräfte, ganz wie sie erhofft hatte.“

Finya konnte nicht glauben, was sie gerade hörte. Ungeduldig unterbrach sie ihn. „Was? Der berühmte Thomeg Atherion ist dein Vater? Das ist ein Scherz, nicht wahr?“

Thallian schüttelte betont langsam den Kopf. Sein Gesicht war eine erstarrte Maske, der man ansah, dass ihm gerade nicht nach scherzen zumute war. „Als ich acht Jahre alt war, wurde ich

zu erreichen. Falls ja, dann sollten die Gäste vermutlich eingeschüchtert werden, ging es ihr durch den Kopf, als sie die unzähligen ausgestopften Tierköpfe und Vögel an den Wänden sah. Auch einige Echtenarten waren in der Sammlung zu sehen. Ansonsten war der Raum eher karg möbliert. Auf dem Boden lagen mehrere tulamidische Teppiche und um einen offenen Kamin waren eine Anzahl Stühle und ein niedriger Tisch gruppiert. Das Zentrum wurde von einer großen, steinernen Wendeltreppe gebildet, auf die Thallian auch schon zuing. Er hatte bereits die ersten Stufen erklommen und winkte ihr, zu folgen, als sie zögernd weiterging. Sie stiegen die Treppe nach oben und erreichten den nächsten Raum. Es war der Arbeitsraum der Spektabilität. Überall standen oder hingen Regale mit Büchern, teilweise waren die kostbaren Werke auch auf dem Boden aufgestapelt, doch anders als bei den meisten Magistern herrschte eine gewisse Ordnung. Besonders der große Schreibtisch aus dunklem Holz, der nahe der Treppe in der Mitte des Raumes stand, war sorgsamst aufgeräumt. Finya sah sich staunend um. Noch nie hatte sie so viele Bücher gesehen. Die ganze Wand wurde von einem einzigen Regal eingefasst, das nur dort, wo sich Fenster befanden, genügend Zwischenraum aussparte, um einen ausreichenden Lichteinfall zu gewährleisten. Thallian, der sich irgendwie zurechtzufinden schien, hielt direkt auf den Schreibtisch zu. Finya setzte zu einer Frage an, doch er unterbrach sie, indem er schnell den Finger an die Lippen führte und anschließend nach oben deutete. Finya verstand. Ihre Spektabilität schließ in dem Raum über ihnen. So leise als irgend möglich machte sich Thallian an einer Schublade zu schaffen. Wie erwartet, war sie verschlossen. Er ließ die Lichtkugel über seiner Hand erlöschen, um seine ganze Konzentration in den nächsten Zauber zu legen. „FORAMEN FORAMINOR, ÖFFNET EUCH, TÜR UND TOR!“ Doch nichts geschah. Die Schublade blieb verschlossen. Ärgerlich stieß er einen Fluch aus.

„Was jetzt?“ wollte Finya wissen.
„Ich weiß nicht!“, gab er zurück. „Der Schutzzauber ist zu stark. Ich kann ihn nicht brechen!“
„Und wenn wir das Schloss einfach mit Gewalt aufbrechen?“
„Zu laut. Und selbst wenn meine Mutter nicht erwachen sollte, so wird sie den Einbruch doch unbedingt morgen entdecken!“
Was also war zu tun? Finya überlegte fieberhaft, als ihr plötzlich eine Idee kam.
„Warte hier!“ raunte sie Thallian zu. „Ich bin in ein paar Minuten zurück!“
„Wohin...“, begann Thallian, doch sie war bereits auf der Treppe verschwunden. Bange Minuten des Wartens vergingen, in denen Thallian ständig fürchtete, seine Mutter werde erwachen und gleich die Treppe herabkommen, als er endlich Finyas blonden Schopf auf der Treppe erblickte. Das Mädchen war geradezu eine Meisterin im Schleichen. Er hatte keinen Laut gehört, als sie den Turm betreten hatte. Ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie einen ellenlangen, eisernen Schlüssel aus ihrem Gewand zog und ihn Thallian unter die Nase hielt.

„Hier! Wir schließen sie einfach auf.“
Thallian stöhnte leicht auf. „Finya! Das ist ein Stadtschlüssel! Das Ding ist viel zu groß!“
Das Mädchen lachte verhalten. „Das denkst du! Für wie einfältig hältst du mich eigentlich? Das ist ein magischer Schlüssel. Ich habe ihn von Ohm Travin geborgt. Er wird passen, glaub mir!“
Staubend nahm Thallian das Artefakt entgegen. Natürlich wusste er, was ein magischer Schlüssel war, gesehen hatte er allerdings noch keinen. Gewicht und Geruch des Metalls verriet ihm allerdings, dass es keineswegs Eisen war, das er in den Händen hielt. Eher eine Arkanil- oder Mindoritlegierung, ging es ihm durch den Kopf.
Er hielt die Spitze des Schlüssels gegen das gut dreimal kleinere Schloss. Ein schwaches, goldenes Licht glühte auf und die Spitze schrumpfte, so dass er den Schlüssel hineinstecken konnte. Nach einer Umdrehung sprang das Schloss auf. Gespannt öffnete er die Lade und entnahm ihr das gesuchte Kästchen. Sein Gesicht verriet allerdings Enttäuschung, als er es öffnete. In seinem Inneren befanden sich drei schlichte Ringe. Andererseits, und bei diesem Gedanken glitt schon wieder ein Lächeln über seine Züge, würde seine Mutter nicht solche Mühe darauf verschwenden, die Ringe zu verbergen, wenn sie nichts wert wären. Befriedigt

nahm er die Ringe von dem Samtkissen, auf dem sie ruhten, und schob den Kasten wieder in die Schublade zurück. Dann stiegen sie die Treppe hinab und schlichen sich genauso leise wieder hinaus, wie sie gekommen waren.

Wieder auf dem Alchimistenturm, begutachteten sie zunächst ihre Beute. Die Ringe glänzten silbern, waren aber bis auf wenige Gravuren, die sie im Halbdunkel nicht zu lesen vermochten, unverziert. Nur ein Ring trug eine kleine, sechseckige Platte, auf der ein Drudenfuß abgebildet war.

„Hier!“ sagte Thallian und hielt Finya einen der beiden identischen Ringe hin. „Ich möchte, dass du ihn trägst. Als Andenken. So wirst du mich niemals vergessen.“ In seinem Auge glitzerte eine Träne, die er verlegen wegwischt. „Du solltest jetzt gehen und Magister Dantomil seinen Schlüssel zurückbringen, solange er noch schläft.“

Das Mädchen nahm den Ring an sich und steckte ihn in ihr Gewand. Dann beugte sie sich vor und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. „Leb wohl“, flüsterte sie. Sie wusste, dass er nun allein sein wollte, um sich von der Akademie zu verabschieden und respektierte seinen Wunsch. Ohne sich noch einmal umzudrehen, ging sie zur Dachluke und schritt die Treppe hinab. Als sie am nächsten Morgen erwachte, saß Thallian bereits in einer Kutsche, die ihn nach Thegûn bringen würde. Es sollte lange dauern, ehe sie sich wiedersahen.

*

28

Sie hatten das Hinterland des Finsterkammes vor zwei Tagen hinter sich gelassen. Die Gegend war nun zunehmend mit kleinen Waldflächen und dichtem Buschwerk bewachsen. Sie hatten sich entschlossen, die Route östlich der Koschberge zu wählen, da anzunehmen war, dass die Orken bereits jenseits des Finsterkammes standen. Obwohl sie schon seit mehreren Tagen keinem Orken mehr begegnet war, ließen sie dennoch jede erdenkliche Vorsicht walten. Einer der beiden Raben ritt in großem Abstand voraus, um das Gelände auszukundschaften. Fortan reisten sie nur noch bei Tag, da sie ihr Vorwärtskommen zu beschleunigen trachteten. Da Ighim sich jedoch auch weiterhin standhaft weigerte, ein Pferd zu besteigen, kamen sie nur im Marschtempo voran. *Sei's drum*, dachte Thorn, vor ihnen lag ohnehin ein großes Waldstück, das die Grenze zwischen Mittelreich und dem Königreich Andergast bildete. Im Wald wären sie zu Fuß genauso schnell wie zu Pferd. Ärgerlich war allein, dass der schiere Umweg sie bereits mehrere Wochen kosten würde. Und da keiner von ihnen jemals zuvor in den Koschbergen gewesen war, hielten sie es für sicherer, den langen Weg um den Süzipfel der Berge nach Ferdok zu nehmen, was ihre Reise abermals in die Länge ziehen würde.

Phelian, der bislang hinter ihm gegangen war, schloss zu ihm auf. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, bis Phelian schließlich die Stille brach.

„Herr Thorn!“

„Ja?“ erwiderte Thorn knapp.

„Ich würde gerne die Route mit Euch besprechen.“

„Ich wüsste nicht, was diesbezüglich nicht schon gesagt worden sei.“

„Es ist nur, dass mir gestern Nacht noch etwas eingefallen ist. Ich erinnerte mich an eine Karte, auf der eine Straße über die Koschberge eingezeichnet war. Wenn wir dieser Straße folgen würden, benötigten wir nur etwa die Hälfte der Zeit.“

„Eine Straße? Seid Ihr Euch sicher? Oder vielleicht doch eher ein Pfad? Seht, mir gefällt der Weg über Ferdok genauso wenig wie Euch, Phelian, aber wir bräuchten schon diese Karte, um Eure Straße zu finden. Wir werden schon unsere liebe Not damit haben, überhaupt den Weg nach Ferdok zu finden.“

„Gewiss“, befließigte sich Phelian einzulenken, „ich wollte ja auch nur anmerken, dass wir die Augen offen halten sollten. Denn wenn wir die Straße fänden, dann würde uns der Weg über die Berge kostbare Zeit einsparen.“

„Die Augen offen halten?“, schraubte Thorn. „Seid unbesorgt, das tue ich dauernd, auch ohne, dass Ihr mich daran erinnert. Aber wisst, dass die Region nicht gerade sehr dicht besiedelt ist. Wir könnten nur wenige Meilen an einem Dorf, ja vielleicht sogar einer Stadt vorbei marschieren, ohne es zu merken. Ohne einen Ortskundigen, der uns die Richtung weist, lasse ich mich auf keine Experimente ein. Am Ende folgen wir einem nutzlosen Trampelpfad nach Osten, nur weil wir ihn für Eure Straße halten und finden uns in einer Schlucht wieder, wo es kein Weiterkommen gibt. Der Zeitverlust wäre in einem solchen Fall viel größer, als wenn wir unsere jetzige Route beibehielten.“

Phelian schwieg betreten, schien aber nicht von den Argumenten des Söldners überzeugt. Thorn, dessen Laune an diesem Tag ohnehin nicht die beste gewesen war, fühlte aus irgend einem Grund seine Autorität als Anführer bedroht und setzte daher nach: „Zudem werden wir die Pferde jenseits des Gebirges dringender benötigen als bisher. Habt Ihr Euch die Frage gestellt, was wir tun sollen, wenn sich die Straße für sie als unbegehrbar erweist? Ich werde mein treues Tier auf keinen Fall zurücklassen. Bedenkt ferner die Kälte in diesen Höhen, unsere mangelnde Ausrüstung... ganz zu schweigen vom Proviant, den wir im Gebirge wohl schwerlich beschaffen können. Im Gegenteil“, er lachte trocken auf „in den Bergen dienen wir wohl eher den Bären und anderen Raubtieren als Mahlzeit.“ Er bemerkte, dass Phelian ob seiner Redeflut nicht mehr ganz wohl in seiner Haut war und fuhr ein wenig milder gestimmt fort: „Verzeiht den Ton, in dem ich zu Euch sprach, mein Freund. Ich fürchte, an Euch meinen Unmut über unser langsames Vorwärtkommen ausgelassen zu haben. Dies lag nicht in meiner Absicht. Aber der Grund hierfür ist auch eine der Ursachen dafür, dass wir nicht den Weg über die Berge nehmen können.“ Er nickte mit seinem Kopf in Richtung des Zwergen. „So weit ich weiß, graben sie sich unter der Erde durch einen Berg hindurch und besteigen ihn nicht! Glaubt Ihr im Ernst, dass wir ihn dazu bringen, in schwindelnde Höhen zu steigen, wenn er sich nicht einmal auf den Rücken eines Pferdes schwingt?“

„So! Ah! Hm!“, machte Phelian. „Das alles hatte ich freilich nicht bedacht. Gut, dann also über Ferdok. Wie Ihr meint! Ihr seid schließlich der Führer! Ich wollte unserer Sache lediglich behilflich sein.“ Er blieb stehen und ließ sich zurückfallen. Erst am Ende des kleinen Zuges reihte er sich wieder ein.

„Phelian, ich wollte nicht... verflucht, ist ja auch egal, bei Kor!“, schloss er wütend, als er sah, dass Phelian ihn nicht beachtete. Ärgerlich ging er weiter und beschleunigte seinen Schritt. Allmählich wurde die Gegend flacher und die anfangs vereinzelt stehenden Bäume traten dichter zusammen. Nach etwa einer weiteren Stunde, in der niemand ein Wort sprach, erreichten sie besagten Wald. Es war ein warmer Tag und das dichte Dach der Wipfel spendete Schatten und willkommene Kühle. Gleichzeitig aber erschwerte der Wald auch die Orientierung, da an manchen Stellen die Bäume so dicht beieinander standen, dass die Sonne kaum noch zu erkennen war. Ferner fiel mancherorts der Boden steil ab und bildete eine Art Schlucht, an anderer Stelle stieg er dagegen steil an, so dass sie zu großen Umwegen gezwungen waren. Das Unterholz tat ein Übriges, um ihr Vorankommen zu behindern. Hinzu kam, dass sie beim Marschieren ihre Waffen in den Händen führten, denn auch wenn sie den Wald ausgekundschaftet hatten, so konnte dennoch hinter jedem Baum ein Feind lauern. Hierzu waren sowohl die Orken, als auch die Andergaster zu zählen, die in ihrem Wahn dazu neigten, erst zu schießen, und dann zu fragen, ob der Fremde Nostrier, oder etwa Mittelreichler sei.

Des Nachts brannten sie kein Feuer an, dessen Schein sie vielleicht verraten hätte. Sie ernährten sich von dem, was sie in ihren Satteltaschen mit sich führten und was der Waldboden ihnen schenkte. Im Gegensatz zu den spärlichen Mahlzeiten hatten sie an Wasser keine Not zu leiden. Der Wald wurde von zahlreichen Bächen durchflossen, die ihren Bedarf mehr als ausreichend deckten.

„Dazu habt Ihr kein Recht!“, stieß er nun betroffen hervor. In Thorn's Stimme hatte keine Spur von Humor gelegen, so dass er langsam doch zu zweifeln begann.

„Ach nein? Da kennst du die Gesetze aber schlecht. Wer in den Wäldern des Königreiches jagt, den darf ein jeder aufknüpfen, der seiner ansichtig wird. So will es das Gesetz. Und es sollte mich schwer wundern, wenn sich in den letzten zehn Jahren etwas daran geändert hätte.“ Mit einem knappen Kopfnicken wandte er sich an den Raben: „Knüpf’ den Kerl auf! Und mach diesmal einen ordentlichen Knoten! Nicht, dass er so lange zappelt, wie beim letzten Mal.“ Natürlich schnitt Thorn mit seiner Geschichte gewaltig auf, aber das konnte der Fremde ja nicht wissen.

Der Rabe packte den Gefesselten und schleifte ihn in Richtung des nächsten Baumes, wie Thorn gesagt hatte. Langsam entrollte er ein Seil, das ihm sein Kamerad zugeworfen hatte und begann, sorgsam eine Schlinge zu knüpfen.

„He! Halt! Nein! Das dürft ihr nicht!“, zeterte der Fremde und diesmal sprach Todesangst aus seiner Stimme. Phelian, dem das Ganze nun doch zu weit ging, trat zu Thorn und packte ihn am Ärmel und zischte: „Das reicht, denke ich! Der arme Teufel hat genug! Was bezweckt Ihr damit?“

„Haltet den Schnabel, verstanden?“ , gab Thorn ebenso leise zurück. „Sonst verderbt Ihr noch alles! Wer sich hier draußen derart bewaffnet an andere heranschleicht und erwischen lässt, der ist normalerweise des Todes! Wenn man sich hier draußen nicht vorsieht, dann legt man sich am Abend nieder und steht am anderen Tag als Leiche wieder auf. Ein Gedanke, mit dem ich mich eher weniger anfreundenden kann. Und da ich für Eure Sicherheit zuständig bin, Magister, bleibt mir gefälligst mit Eurer Nachsicht vom Leib und lasst mich meine Arbeit tun!“

Das war hart gesprochen. In Phelian kochte es, doch beherrschte er sich und schluckte seinen Ärger hinunter. Wahrscheinlich hatte der Söldner recht mit dem, was er sagte.

„Also gut! Haltet ein! Ich werde Euch alles erzählen!“ tönte es da vom Baum herüber. Thorn indessen tat, als hätte er nichts gehört, worauf der Rabe ungerührt fortfuhr und dem Schreihals die Schlinge um den Hals legte.

„Bitte, edler Herr! Ich flehe Euch an, erbarmt Euch! Ich wollte Euch nichts böses!“ winselte der Mann. Während er flehte, zischte die Schlinge durch die Luft und legte sich um einen starken Ast. Mit wenigen Handgriffen war sie herabgezogen und um den Hals des Fremden drapiert. Ein rascher Ruck und das kratzige Material des Seils spannte sich so straff um Kehle und Genick, dass der Mann Mühe hatte, Atem zu schöpfen.

„Ich bin doch nur ein armer Kundschafter!“, heulte es vom Baum herüber. Der Rabe blickte erwartungsvoll zu Thorn, das andere Ende des Seils in den Händen.

„Ein Kundschafter? Für wen?“ Thorn hatte sich umgedreht und schritt auf den ‚Todgeweihten‘ zu.

„Für den Fuchs!“, kam die gekeuchte Antwort.
 „Der Fuchs? Nie gehört. Wer soll das sein?“
 „Der König des Waldes. Seines Waldes! Der Fuchs weiß alles und hört alles, was in seinem Wald vor sich geht.“

„Alles?“, fragte Thorn stirnrunzelnd. „Schwerlich. Nicht, wenn für ihn lauter Leute spionieren, die so geschickt sind wie du.“ Dann nickte er dem Raben zu und meinte: „Lass ab, Torben. Ich bin sicher, wir werden für den restlichen Abend glänzend miteinander auskommen. Nicht wahr, Alrik?“ Dabei schlug er ‚Alrik‘ auf den Rücken, dessen immer noch zitternde Knie einknickten und er unsanft auf dem Boden landete. Mit einem breiten Grinsen schnitt ihm Thorn die Fesseln durch und half ihm wieder auf die Beine. Anschließend setzte man sich zusammen und brannte sogar ein Feuer an, nachdem Alrik, der eigentlich Gisbert hieß, bestätigt hatte, dass die Gegend soweit sicher sei. Von Orken hatte er noch nichts vernommen. Im Königreich sei man vielmehr mit dem Erzfeind Nostria beschäftigt. Das kleine, rivalisierende Königreich habe wieder einmal aufbegehrt. Und während die Thorwaler die rebellische Stadt Salza besetzt hielten, hätten die Andergaster den Krieg erklärt und seien

siegreich in Nostria einmarschiert, wie Gisbert stolz verkündete. Natürlich stünden sie Männer des Fuchses auf Seiten des Vaterlandes, wengleich man sie in Friedenszeiten zu Vogelfreien erklärt und ohne viel Federlesens aufgeknuipft hätte. Doch dies hätte Thorn und seine Gefährten als Bürger des Städtebundes nicht zu kümmern. Es sei denn, sie wollten ihre Klingen vielleicht dem Königreich zur Verfügung stellen? Tapfere Männer könne man ja immer gebrauchen.

Geschickt gelang es Thorn, der Frage auszuweichen und das Thema zu wechseln. So verbrachte man noch einen geselligen Abend, an dem man nicht müde wurde, über den armen Gisbert zu lachen, der in seiner vermeintlichen Not gar zu albern dreingeblickt hatte.

*

29

Die Sterne funkelten silbern am Firmament. Keine Wolke verdeckte den Schein der filigranen Gebilde, deren flirrendes Licht zarteste Schatten auf die Wälder warf. Die Luft war angenehm warm und nur von Zeit zu Zeit durchbrach ein leichter Windstoß die Wipfel der Bäume, die sich daraufhin etwas zuzuflüstern schienen. In der Mitte des kleinen Lagers prasselte ein Feuer, das den Bäumen und Sträuchern am Waldrand Leben einhauchte und sie in zuckenden Bewegungen tanzen ließ. Über dem Feuer schmorte ein großes Stück Wildbret, das von einer zierlichen, blonden Frau fachkundig gedreht und von Zeit zu Zeit mit klebrigem Honigbier übergossen wurde. Nur wenige Schritt entfernt lag Thallian im weichen Gras und sog den Duft der Freiheit in die Lungen. Er roch gut, dieser Duft, nach heldenhaften Abenteuern, glorreichen Schlachten, Ruhm und Ehre. Und nach würzigen Braten, beschied er, als ihm der Wind einen appetitlichen Geruch in die Nase wehte. Er sah hinüber zu den anderen, die ebenso faul wie er ihren Gedanken nachgingen. Darian und Imion hatten sich lang im Gras ausgestreckt - nur Gerima hielt am Feuer Wache und drehte unermüdlich den Bratspieß. Es tat gut, endlich frei zu sein. Drei Jahre hatte er es im Oktogon zu Thegûm ausgehalten, bis es ihm endlich zu viel geworden war. Endlose Litaneien, stundenlange Choräle, Schönschreibübungen, tagelange Meditation und ungezählte Gebete, über den Tag verstreut. Keine Spur von der Ausbildung zum Krieger, wie er sie sich erhofft hatte. Allenfalls einen hölzernen Kampfstab hatte er ein paar Mal in der Hand gehalten. Vor vier Wochen, ein Jahr vor seiner Aufnahme in den Drachenorden, hatte er das Weite gesucht. Nur mit den Kleidern, die er am Leibe trug, einem Laib Brot und ein paar Kupferstücken, war er losgezogen, die Welt zu erobern. In einer Herberge in Arenkis war er dann auf Gerima und ihre Gefährten getroffen. Sie erzählten sich am Nebentisch Geschichten von den Abenteuern, die sie bestanden hatten. Von Al'Anfa waren sie gerade herauf gekommen, mitten durch die gefährlichen Urwälder des Regengebirges voller Giftpflanzen, wilder Tiere und blutrünstiger ‚Mohas‘. Er hatte den halben Abend lang zugehört und schließlich gebettelt, sie auf ihren weiteren Reisen begleiten zu dürfen. Er könnte ihre Ausrüstung putzen, das Abendmahl bereiten, auf alle Fälle sei er ihnen nützlich. Und er sei ein guter Kämpfer. Schallendes Gelächter hatte die Worte des Jünglings begleitet. *Knabe, Grünschnabel, Träumer*, hatte man ihn genannt und ihm von den Schattenseiten des Abenteuerlebens erzählt. Doch Thallian war kein Knabe mehr. Seit dem letzten Winter zählte er 17 Götterläufe. Er ließ sich nicht durch den Hohn der anderen abschrecken und bestand darauf, die Gruppe dennoch zu begleiten. Schließlich war es Gerima, die blonde Diebin, die sich des Jungen erbarmt hatte. So abgemagert, wie er aussehe, sei er in wenigen Wochen verhungert und man könne ihn doch nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Thallian war der hübschen Frau, die kaum älter als er selbst sein konnte, sehr verbunden für ihre Fürsprache. Letztlich hatten auch die beiden

anderen zugestimmt, ihn mitzunehmen. In seinem Jubel hatte sich Thallian dazu hinreißen lassen, mit seinen neuen Gefährten um die Wette zu trinken. Unter schallendem Gelächter hatte er sich an einem Getränk versucht, das Bärenod genannt wurde und aus dem nördlichen Weiden stammte. In den Jahren der Ausbildung hatte er kaum einmal dem Genuss von Alkohol zugesprochen. Um so härter war am nächsten Morgen die Strafe ausgefallen.

Thallian grinste schief, als er daran zurückdachte, wie schrecklich übel es ihm am folgenden Morgen gewesen war. Die Enthauptung durch eine Guillotine wäre ihm als die reinste Erlösung erschienen. Seither hatte er sich sehr zurückgehalten, was den Genuss von Alkoholischem anging.

Der Ruf einer Eule lenkte seine Aufmerksamkeit auf sie. Es war ein recht großes Exemplar, das dort am Rand des Waldes auf dem Ast eines fast blattlosen, ausgedörrten Baumes saß. Ihr Gefieder war von einem dunklen Braun mit einzelnen, weißen Tupfen darin. Auch die beiden Ringe um die leuchtenden Augen waren weiß. Wie schön die Geschöpfe der Natur doch waren. Dass die Menschen sich oft lieber in ihren Häusern und Palästen tummelten, anstatt sich der Pracht Sumus hinzugeben, hatte er nie verstanden. Das einzige Stück Natur, das er im Oktogon gesehen hatte, war der Sternenhimmel gewesen, da die Sternkunde ein fester Bestandteil des Curriculumms eines angehenden Draconiters war. Unwillkürlich wanderten seine Augen zum Firmament. Direkt über sich konnte er den Nordstern sehen. Und dort, nur wenige Finger weiter links, erkannte er die Sternbilder des Helden und des Drachen, die in dieser Nacht dicht beim Kaiserstern lagen. Auf der anderen Seite seines Gesichtsfeldes befanden sich der hell leuchtende Elfenstern und der Wandelstern Nandus. Nandus – der Sohn der Göttin Hesinde, Sinnbild von Wissen und Weisheit. Diesen Stern würde er unter tausenden herausfinden. Nandus war einer der Schutzgötter des Ordens der Draconiter. Dementsprechend hoch war die Aufmerksamkeit, die die Mitglieder des Drachenordens dem Sternbild des Gottes am nächtlichen Sternenhimmel widmeten.

Wenn Held, Drache und Kaiserstern auf einer Linie mit Nandus stehen, kann dies doch nur Gutes für meine Reise bedeuten. Held und Kaiserstern stehen für Abenteuer, die es zu bestehen gilt. Der Drache ist die Gefahr, die dem Helden droht – aber was wäre ein Abenteuer ohne Gefahr? Raidri Conchobair wäre auch kein Schwertkönig, wenn er seine Siege gefahrlos errungen hätte. Und Nandus? Nandus steht für die Weisheit, die der Held benötigt, wenn er überleben will...

„Wir können essen! Das Fleisch ist so weit.“, unterbrach da Gerimas Stimme seine Gedanken. Man versammelte sich um das Feuer und langte herzlich zu.

„Wohin geht eigentlich unsere Reise?“, fragte Thallian zwischen zwei Bissen.

„Das wirst du schon sehen“, grinste Gerima ihn an. „Wette aber, dass du noch nicht dort gewesen bist.“

„Was soll diese Geheimniskrämerei eigentlich?“, murrte Thallian ungehalten. „Seit zwei Wochen sind wir schon unterwegs, und keiner von Euch besitzt den Anstand, mir zu sagen, wohin es geht.“

„Nun hört Euch den Grünschnabel an!“ lachte Darian. „Hat gerade mal sein Nest verlassen und ist noch feucht hinter den Ohren, kräht aber schon lauter als der älteste Gockel!“

„Ich bin kein Grünschnabel mehr!“, verteidigte sich Thallian gekränkt. „Und jeder, der etwas anderes behauptet, dem gebe ich mein Messer zu schmecken!“ Er vollführte eine Handbewegung, die drohend sein sollte, aber eher das Gegenteil bewirkte. Zur Bekräftigung schlug er auf den Dolch, den ihm Gerima geschenkt hatte, erntete aber nur noch mehr Gelächter.

„Da sollten wir uns aber in acht nehmen, Kameraden! Unser Küken will uns beißen!“, grölte Darian. Der Söldner besaß einen derben Humor, wenngleich er es nicht böse meinte. Dennoch schaffte er es irgendwie immer, Thallian auf die Palme zu bringen. Ärgerlich warf dieser einen Knochen, der Darian am Kinn traf. Schlagartig verstummte das Lachen.

„Hör zu Bürschchen, werd’ bloß nicht frech!“, fuhr Darian auf. „Wir haben dich aufgelesen wie einen streunenden Köter und wir können dich auch genauso gut wieder sitzen lassen! Wenn du nicht weißt, wo es hingeht, dann darum, weil wir es so wollen, verstanden?“

Trotzig erwiderte Thallian den Blick des Älteren. Er fühlte sich gekränkt. Was glaubte dieser hirnlose Ochse eigentlich, wer er war? Wohl war ihm bewusst, dass der Kampf in wenigen Lidschlägen für ihn zu Ende wäre, sollte es zu einer Auseinandersetzung mit dem Krieger kommen, doch war er nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen.

„Darian! Thallian! Hört auf, alle beide!“ Gerima blickte die beiden scharf an. Zu Thallian gewandt, der unter ihrem strengen Blick die Lider senkte, fuhr sie fort: „Es geht nach Punin, wenn du es unbedingt wissen willst. Die Gilde verlangt mich zu sehen. Anschließend wollen wir weiter nach Khunchom, zum großen Gauklerfest. Und wenn ich noch einmal sehe, dass du mit Essen um dich wirfst, schneide ich dir die Klötze ab, bei Phex! Und jetzt zieh’ nicht so ein Gesicht, sondern iss weiter! Schließlich musst du bis Khunchom bei Kräften bleiben.“

Eine ganze Weile blieb es still am Lagerfeuer, bis Imion nach seiner Flöte griff und eine leise Melodie anstimmte. Fast augenblicklich ließ die Spannung spürbar nach und alsbald waren die bösen Worte vergessen, die man sich im Zorn an den Kopf geworfen hatte. Schließlich war es Darian, der, bereits wieder zu Scherzen aufgelegt, nun seinerseits eine halb abgenagte Keule warf. „Verdammt, altes Schlappohr, kannst du vielleicht auch mal was lustiges spielen? Von dem Gejaule kriegt man ja das Heulen!“

Mit einer einfachen Bewegung des Kopfes wich Imion der Keule, die ihm gegolten hatte, aus. Der Knochen landete hörbar im Gras. Sein Lied endete abrupt, als er die Flöte von den Lippen nahm. Seine leuchtenden Augen nahmen Darian ins Visier. „Wie hast du mich genannt? Schlappohr?“

Thallian fiel erst jetzt auf, dass er den Elfen eigentlich noch nie hatte sprechen hören. Zu seiner Verwunderung sprach er mit einer kräftigen, voll tönenden Stimme.

„Japp! Hast mich schon verstanden, alter Mäusefänger! Los, spiel was lustiges, sonst zieh ich dir die Lauscher so lang, dass du dich im Regen unterstellen kannst, bei Kor!“

Achselzuckend legte Imion seine Flöte beiseite und kramte in seinen Sachen, wo er die Laute wusste, die er zur Unterhaltung der anderen mit sich führte. Plötzlich aber schnellte er herum, in der Hand den gespannten Bogen. Noch im Sitzen schoss er einen Pfeil ab. In einer einzigen, fließenden Bewegung zog er einen zweiten Pfeil, legte an und schoss abermals. Das Ganze geschah so schnell, dass die anderen Mühe hatten, nur mit den Augen zu folgen. Beide Pfeile galten Darian. Der erste Pfeil nagelte seinen rechten Hemdsärmel am Boden fest, der zweite bohrte sich verdächtig nahe am Schritt durch den Hosenstoff in die Erde. Darian selbst war viel zu verdutzt, um auch nur mit der Wimper zu zucken. In aller Seelenruhe, als ob nichts gewesen wäre, legte der Elf den Bogen wieder zur Seite und griff zur Flöte, um weiterzuspielen.

„Verdammt, Elf, du hast wohl den Verstand verloren?“, fluchte Darian, der seine Sprache wieder gefunden hatte. „Wenn du da getroffen hättest“, er deutete mit der freien Hand an die delikateste Stelle seines Körpers, „was hätte denn dann aus dieser Welt noch werden sollen?“

Thallian brach in schallendes Gelächter aus und Gerima stimmte ein. „Verpasst hätte sie wohl nichts“, prustete die Diebin. „Bei Hesinde, du denkst doch nicht etwa, dass du eines Tages noch dazu kommst, ihn an einer Frau auszuprobieren?“

„Eben das, beim sechshehörnten Stier!“, fluchte Darian, während er sich mühte, mit der freien Hand die Pfeile aus der Erde zu ziehen, die ihn fesselten. „Und wenn du nicht augenblicklich still bist“, grinste er frech, „bist du die erste, der ich meine Aufwartung mache!“

„Danke für dieses Angebot!“, lachte Gerima. „Aber nicht einmal im Schlaf könntest du mich überraschen. Selbst gegen den Wind würde ich dich auf eine Meile Entfernung riechen.“

Darian, der sich inzwischen von dem ersten Pfeil befreit hatte, hob in gespielter Erstaunen den Arm, um an seiner Achselhöhle zu schnuppern. „Was meinst du damit? Wo ich doch einmal im Monat zu baden pflege!“ Dabei machte er so ein gekränktes Gesicht, dass selbst Imion seine

elfische Zurückhaltung vergaß und in das Lachen der anderen einstimmte. Erst spät in der Nacht beendeten sie ihre fröhliche Runde und legten sich schlafen.

*

30

„Quint! Sekund! Terz! Und Retour! Hahaha! Gut gemacht!“, lobte Darian. Thallian strahlte über beide Ohren, in der Hand einen langen Stecken, der als Ersatz eines Schwertes diente. „Nur weiter so! Wirst schon sehen, in ein paar Monaten habe einen veritablen Schwertkämpfer aus dir gemacht.“

„Nicht, wenn ich ihn vorher in meinem Handwerk ausbilden kann! Wollen doch mal sehen, ob ihm das nicht eher schmeckt, als dieses Gesteche und Gehau“, ließ sich da Gerima vom Lager her hören.

„Pah! Der Kerl ist geradezu zum Kämpfer geboren. Und da würdest du ihn zu einem waschweibigen Langfinger ausbilden!“, gab Darian zurück, verpasste es aber nicht, Thallian gleichzeitig einen Dämpfer mitzugeben, den er immer parat hatte. „Lass dir das bloß nicht zu Kopf steigen, Junge, hörst du? Man muss nur von Zeit zu Zeit selbst den dümmsten Schüler loben, damit er nicht ganz die Lust verliert. Im Grunde bist du immer noch grün um den Schnabel.“

Thallian, der sich inzwischen die derbe Art des Söldners kannte, lächelte nachsichtig. Sie schritten über die Böschung hinweg zum Lager. Gerima hatte in der Zwischenzeit die Fische zubereitet, die Imion am Morgen gefangen hatte. Der Yaquir war zu dieser Jahreszeit voll von zappelnden Leckerbissen. Als die beiden heran waren, drehte sie sich um und blickte Darian herausfordernd an. „Ich sage: warten wir, bis wir in Khunchom sind. Dann gehört er abwechselnd für eine Woche mir und eine Woche dir. Anschließend mag er selbst entscheiden, welchen Weg er einschlagen will. Was sagst du?“

„Wenn du unbedingt verlieren willst!“, lachte Darian. „Der Junge wird unbedingt ein Kämpfer. Ich würde mich nicht wundern, wenn in ihm sogar ein Zweihänder schlummern würde.“

„Haben wir eine Wette?“ Gerimas Stimme klang gereizt. Herausfordernd streckte sie dem Söldner die Hand entgegen.

„Was meinst du damit, in mir schlummert ein Zweihänder?“, wollte Thallian wissen.

„Das zeige ich dir gleich. Pass auf!“ Er bückte sich und hob eine Handvoll Kiesel auf.

„Fangen!“, rief er dem Jungen zu und warf die Kiesel in hohem Bogen durch die Luft. Thallian reagierte instinktiv. In den wenigen Wochen seit dem Beginn der Unterweisung durch Darian hatte er gelernt, auf die Befehle des Söldners zu achten. Beide Hände schnellten in die Höhe und griffen zu. Auf Darians Aufforderung zeigte er sie vor. Die linke Hand hatte drei, die rechte gar vier der Steine gefangen. Grinsend drehte Darian sich um und ergriff die immer noch dargebotene Rechte der Diebin.

„Fünf Dukaten!“

„Abgemacht, bei Phex! Und glaub’ bloß nicht, dass ich diesmal deine Schulden schon wieder stunde!“

Mürrisch zog sie sich einen Fisch aus dem Feuer, der auf einem angespitzten Stecken aufgespießt war und begann zu essen.

*

31

Nach dem Mahl setzten sie ihren Weg fort. Sie folgten dem Lauf des Yaquir ohne Eile und erreichten nach einer weiteren Woche Punin. Es war ein Markttag, als sie dort ankamen und die Stadt war ein wahrer Hexenkessel. In den Straßen kochte das Leben. Menschen aus aller Herren Länder waren hier zu sehen: aufs sorgsamste gepflegte liebevolle Stutzer mischten sich mit in bunte Tücher gekleideten Tulamiden und den ansonsten eher zurückgezogen lebenden Zahori, baumlange Thorwaler überragten die einheimischen Almadanis fast um Haupteslänge, und die Kauffahrer und Händler aus dem fernen Bornland und aus allen Winkeln des Reiches schwatzten dem unvorsichtigen Reisenden soviel Plunder auf, wie er gerade noch zu tragen imstande war. Dies war für eine Metropole wie Punin an und für sich nichts ungewöhnliches, auffällig war eher die ungewöhnlich hohe Anzahl an kaiserlichen Werbeposten, die an jeder Ecke standen und neue Rekruten zu werben trachteten.

Kopfschüttelnd betrachtete Gerima das Treiben: „So hektisch hatte ich die Stadt gar nicht in Erinnerung. Seht ihr die vielen Uniformierten? Ich wette, da ist etwas vorgefallen, von dem wir noch nichts wissen. Aber das lässt sich herausfinden. Wir treffen uns in etwa einer Stunde im Einhorn.“

„Wo geht sie hin?“ wollte Thallian wissen, als er sah, wie die Diebin sich entfernte und in der Menge verschwand. Darian schüttelte nur den Kopf und brummte etwas davon, dass ein anständiger Mann das gar nicht so genau wissen wolle. Also machten sie sich auf den Weg zum Einhorn, einer Schenke, die sie immer gerne aufsuchten, wenn sie sich in Punin aufhielten. Ihr Weg führte sie quer über den Marktplatz, so dass sie sich die Zeit nahmen, die Auslagen der Händler zu begutachten und an diesem und jenem Stand bereits jetzt ihre Vorräte aufzufrischen.

Später, im Einhorn, saßen sie bereits bei einem Krug kühlen Bräus, als endlich Gerima die unterkellerte Stube betrat. Sie setzte sich, sagte jedoch zunächst nichts, sondern griff nach Darians Krug und lehrte ihn in einem einzigen Zug. Ihre Hand zitterte leicht, als sie ihn krachend wieder auf dem Tisch absetzte.

„Na, das nenne ich mal einen ordentlichen Zug!“, lobte der Söldner. „Du bist wohl den Weg hierher gelaufen? Gab es denn so dringende Neuigkeiten?“

„Oger!“, stieß sie hervor. Ihr Atem ging schnell. „Es heißt, eine Horde Menschenfresser bedroht das Reich im Norden. Sie überrennen jedes Dorf, jede Stadt und fressen die Bewohner mit Haut und Haaren.“

„Was? Ein neuerlicher Zug? Bei Kor, bist du sicher?“

Gerima nickte bloß.

„Von wie vielen spricht man?“

„Es sollen mehr als tausend sein.“ Ihre Stimme klang bleiern. Für die meisten Aventurier war der Oger nicht mehr als ein Schreckgespenst, eine Figur, mit der man gerne kleine Kinder erschreckte. Und doch waren diese Kreaturen so wirklich wie der Nordstern, der des Nachts das Firmament erleuchtete. Sie hausten in unzugänglichen Höhlen im unwegsamen Gebirge und ernährten sich von Wild, das sie in primitiven Fallen fingen, oder mit ihren Keulen und Speeren erlegten. Daneben stand auch Aas auf ihrem Speiseplan und sollte ein einsamer Wanderer unvorsichtigerweise den Weg eines dieser Geschöpfe kreuzen, so wird er mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls bald als Nahrung dienen – ein Umstand, der dem Oger den wenig schmeichelhaften Namen „Menschenfresser“ eingebracht hat.

Ein Oger kann bis zu vier Schritt an Höhe erreichen, manche wollen sogar Exemplare gesehen haben, die fünf Schritt groß gewesen sein sollen. Ein solches Exemplar mag wohl bis zu dreihundert Stein schwer werden und entwickelt dabei eine unwahrscheinliche Körperkraft. Mit seiner bloßen Faust zerdrückt er den Kopf eines ausgewachsenen Menschen, ein Hieb dieses Ungeheuers ist aber dazu geeignet, ganze Wände einzureißen. Wahrscheinlich existierten im ganzen Reich nicht einmal eine handvoll Menschen, die tatsächlich einen

„Ugdalf der Bär! So stark wie eh und je, wenn mir meine Augen keinen Streich spielen, bei Phex!“

Mit einem heiseren Aufstöhnen stieß der Angesprochene den Felsen von sich, so dass er mehrere Schritt entfernt zu Boden polterte.

Erst als sich der Fremde umgedreht hatte, erkannte Thallian die wahren Ausmaße seiner Gestalt. Er war ein Riese. Die winzig wirkenden Äuglein des Mannes glänzten indes vor Entzücken, als er die Sprecherin erkannte und breitete seine Arme aus: „Gerima! Mein Mädchen! Wie geht es dir?“ Dabei schlang er seine Pranken um die zierliche Diebin, dass Thallian fürchtete, er werde sie zerquetschen.

„Welche Freude, dich wieder zu sehen! Wann bist du angekommen? Wie war deine Reise? Wo bist du abgestiegen? Und wer ist dein junger Freund hier?“, fragte der Muskelmann vor Freude in so rascher Folge, dass Gerima selbst dann nicht hätte antworten können, wenn ihre Lungen ausreichend Raum zum Atmen gehabt hätten. Lachend und keuchend bat sie Ugdalf deshalb, sie loszulassen, denn dann könne sie ihm bei einer kleinen Erfrischung alles Nötige berichten. Sofort besann sich Ugdalf seiner Manieren und hieß seine Gäste, ihm in seinen Kastenwagen zu folgen – eine Aufforderung, der die beiden gerne nachkamen. Zunächst stellte Gerima ihren Gefährten vor, worauf Thallian von Ugdalf ebenso herzlich begrüßt wurde, wie zuvor die Diebin selbst. Anschließend berichtete Gerima von ihren gemeinsamen Erlebnissen in den letzten Wochen, während Ugdalf in einer Truhe kramte und endlich einen großen Weinschlauch zum Vorschein brachte.

„Also bedrohen wirklich Oger die Nordgrenze?“ fragte er, während er seinen Gästen einschenkte. „Eine böse Sache. Ich hatte bereits Gerüchte vernommen, als ich von Mherwed heraufzog, wollte ihnen zunächst aber keinen rechten Glauben schenken. Du weißt ja selbst, wie die Tulamiden dazu neigen, alles aufzubauschen und auszuschnücken.“

„Das lässt sich nicht leugnen, bei Phex! Diesmal aber scheint es sich um die Wahrheit zu handeln. Meine Quellen in Punin irren sich nicht!“

„Du gehst noch immer deinem alten Gewerbe nach?“

Gerima nickte.

„Und ich kann dich nicht überreden, in die große Familie der Gaukler einzutreten? Mit deinen Fertigkeiten am Messer und der Peitsche bist du uns immer willkommen!“

„Ich fürchte nicht“, entgegnete sie lachend.

„Und was ist mit dir, mein junger Freund? Oder ist er als dein Schüler hier, Gerima?“

„Nicht ganz. Darian und ich haben vor seinem Fortgehen eine Wette abgeschlossen. Bis zu seiner Rückkehr wird der Junge einen Einblick in mein Handwerk erlangen, danach will Darian ihn zu seinem Weg bekehren. Wenn du magst, kannst du dich einklinken und versuchen, aus ihm einen ordentlichen Gaukler zu machen.“

Nun war es Thallian, der bislang höflich geschwiegen hatte, endlich doch zuviel. Ärgerlich warf er ein: „Genug jetzt! Ihr redet hier über mich, als ob ich überhaupt nicht anwesend wäre! Im übrigen bin kein Knabe mehr, Gerima, also nenn’ mich nicht dauernd ‚Junge‘! Und Euch danke ich für den Wein und die Gastfreundschaft, aber das Gesagte mögt Ihr Euch ebenso zu Herzen nehmen, Herr Ugdalf!“

Er stellte die blecherne Tasse, aus der er getrunken hatte, mit einem lauten Geräusch auf den Tisch und verließ den Wagen.

Für einen kurzen Moment war Ugdalf sprachlos, doch dann lächelte er wieder und sagte: „Bei Phex, ein temperamentvoller Bursche! Ich fürchte fast, ein wenig zu temperamentvoll für unsere Familie. Ich verzichte auf die Wette. Aber sei vorsichtig, wenn du ihn mit in die Stadt nimmst. Die Büttel sind heuer besonders wachsam.“

Die Sonne versank als glühender Feuerball hinter dem Horizont. Thallian hatte den restlichen Tag dazu genutzt, sich einen Teil der Stadt anzuschauen. Staunend war er durch die Gassen gewandert, fasziniert von den fremdartigen Bauten, der kehligen Sprache der Tulamiden in

ihren farbenprächtigen Hattas und Schleiern, und den vielen fremdartigen Gerüchen und Düften, die seiner Nase schmeichelten. Nur der Hafen roch wahrscheinlich wie in jeder anderen Stadt. Zu seinem Leidwesen beherrschte er das Tulamydia nicht, doch hatte er auch so zu erraten vermocht, was diejenigen, die ihn ansprachen – meist Händler oder Krämer – von ihm wollten. An jeder Ecke bot man ihm als Fremdling die süßesten Feigen, die saftigsten Datteln, echte Dschinnenlampen, die edelsten Gewürze und dergleichen mehr an. Da seine Börse aber fast leer war, musste er auf die unbekanntenen Genüsse verzichten. Langsam knurrte ihm der Magen, und er beschloss, dass er nun genug geschmollt hatte und machte sich auf den Weg zurück zum Fetherdin-Platz. Dies war indes einfacher gedacht als getan, denn er hatte seinen Weg durch die Stadt willkürlich gewählt und war durch so viele Straßen und Gassen gestreift, dass er nicht einmal mehr die Richtung wusste, in die er gehen musste. Dies focht ihn indes nicht sonderlich an. Wozu hatte ihm die Herrin Hesinde in ihrer göttlichen Weisheit schließlich einen Mund geschenkt? Schon trat er auf einen Passanten zu, einen Mann im mittleren Alter, dessen dunkle Hautfarbe und schmucklose Kleidung ihn als einfacheren Khunchomer Bürger auswiesen, als ihm schmerzlich bewusst wurde, dass er der landesüblichen Sprache gar nicht mächtig war. Dennoch gab er die Hoffnung nicht völlig auf und sprach den Mann an. „Den Zwölfen zum Gruße, edler Herr! Könnt Ihr mir vielleicht den rechten Weg zum Fetherdin-Platz weisen?“ Seine Frage hatte, seiner Erwartung gemäß, nicht verstanden zu werden, eher verzagt geklungen, und es zeigte sich, dass sein Gefühl ihn nicht betrogen hatte. Der Fremde verstand ihn nicht. Wohl blieb er stehen und bemühte sich zu erraten, was der junge Effendi von ihm wünschte, aber keine Pantomime, die Thallian sich einfallen ließ, vermochte die Frage ‚wo geht’s hier bitte zum Fetherdin-Platz‘ sinngemäß darstellen. Dies wurde auch Thallian schnell klar und er deutete mit einer leichten Verbeugung seinen Dank für die aufgebrachte Geduld des Fremden an, um sich nach jemandem umzusehen, der ihn vielleicht verstünde. Der Platz, auf dem er sich befand, wurde von hohen, zweistöckigen Häusern eingeschlossen, die größtenteils aus Lehm gefertigt waren und den für die Unterstadt typischen, rechteckigen Grundriss aufwiesen. Etwas abseits der Straße befand sich ein Zierbrunnen, dessen Wasser in der Hitze verdunsteten und so für eine erträgliche Atmosphäre in den Schattenbereichen der angrenzenden Häuser sorgte. Die angenehme Kühle war ein Hauptgrund dafür, dass der Platz in den heißen Nachmittagsstunden gern aufgesucht wurde und auch jetzt, am frühen Abend, verkehrten hier viele Leute. Leider erweckte keiner von ihnen den Eindruck, des Garethischen mächtig zu sein – obwohl das Garethi in Khunchom, wenn auch nicht mit besonderem Eifer, so doch recht häufig verstanden und zumindest von den Händlern auch gesprochen wurde.

In seiner wachsenden Verzweiflung hörte Thallian irgendwann auf zu selektieren und begann, wahllos Leute anzusprechen und nach dem Weg zu fragen. Da er dabei immer hektischer wurde und immer wilder gestikuliert, wichen ihm die meisten der Passanten aus und schlugen einen großen Bogen um ihn. Ein betagtes Großväterchen schwang gar seinen Stock nach Thallians Beinen, den er fälschlicherweise für einen gemeinen Beutelschneider hielt, und beschimpfte ihn in einer Lautstärke, dass man es gewiss noch am anderen Ende der Stadt hören konnte. Derart entmutigt ging Thallian gesenkten Hauptes in eine Ecke des Platzes und ließ sich, an die Wand gestützt, zu Boden gleiten. So saß er eine Weile und ließ sich die letzten Sonnenstrahlen des Tages ins Gesicht scheinen. Er hielt die Augen geschlossen, während er überlegte.

Ein Schatten fiel plötzlich auf sein Gesicht und jemand sprach ihn in gebrochenem Garethi an: „Du suchst Platz, wo sich Gaukler treffen?“

Thallian öffnete die Augen und beschattete sie mit der Hand, um gegen die tief stehende Sonne besser sehen zu können. Die Stimme gehörte einem jungen Mann, der etwa in seinem Alter sein mochte, ein wenig älter vielleicht. Er besaß glänzendes, schwarzes Haar, das er kurz geschnitten trug. Kleidung und Schuhe waren einfach und zweckmäßig, aber sauber. Thallian nickte, verwundert und erleichtert zugleich, dass der Fremde seiner Sprache mächtig war. Er

erhob sich rasch und fragte: „Kannst du mich hinführen? Ich bin fremd in der Stadt und finde den Rückweg nicht mehr. Es soll dein Schaden nicht sein.“

Der Andere musterte Thallian bedächtig von oben bis unten und nickte schließlich. Thallians Kleidung war neu und kostbar, von solider Machart. Sein eigenes Gewand war vom langen Tragen dünn und abgeschabt und wies erhebliche Risse auf. Es wurde langsam wieder Zeit, sich neu einzukleiden. Ein versommenes Lächeln glitt über seine Lippen, verschwand aber so schnell wieder, dass Thallian es nicht bemerkte. „Beim Barte meiner Großmutter, so es soll sein! Ich zeigen Weg für zwei Silber.“

Thallian musste ob der Dreistigkeit des Burschen unwillkürlich lächeln. Für zwei Silber konnte er sich hier vermutlich für einen ganzen Monat einen Führer mieten. Aber was konnte er tun? Seine Unvorsichtigkeit und sein gekränkter Stolz am Mittag hatten ihm diese Suppe eingebrockt und nun musste er sie auslöffeln. „Also schön, bei Phex! Was sind denn schon zwei Silber? Führe mich, Freund! Ich heiße übrigens Thallian.“ Er bot die Rechte dar und sein Führer schlug ein.

„Mein Name ist Achmed!“ Dann deutete er in die gegenüberliegende Gasse und meinte: „Wir müssen da lang!“ Achmed ging so zügig voran, dass Thallian zunächst Mühe hatte, Schritt zu halten. Je weiter sie gingen, desto näher traten die Häuser zusammen und desto enger und einsamer wurden die Gassen. Achmed blieb von Zeit zu Zeit stehen und wartete, bis sein Schützling wieder etwas aufgeschlossen hatte, der keinen besonderen Grund zur Eile sah. Mittlerweile aber stand die Sonne so tief, dass die Gassen, die sie durchquerten, von schattigem Zwielflicht erfüllt waren. Langsam wuchsen in Thallian doch Zweifel, vor allem beunruhigte ihn, dass sie seit geraumer Zeit keinem Menschen mehr begegnet waren. Laut rief er daher seinem Führer hinterher: „Bist du sicher, dass wir richtig gehen, Achmed? Ich kann mich an keine dieser Gassen hier erinnern!“

„Ja, Effendi! Ist richtiger Weg! Ist Abkürzung! Immer folgen! Achmed kennt den Weg!“ Schulterzuckend trat Thallian nach einem Stein, der vor ihm auf dem Boden lag. Die Sache schmeckte ihm nicht, aber hatte er eine Wahl? Er ging weiter, nahm sich aber vor, seinen Führer von nun an keinen Augenblick mehr aus den Augen zu lassen. Hinter der nächsten Biegung jedoch fehlte von Achmed jede Spur. Thallian rief mehrmals seinen Namen - ohne Erfolg. Er spähte sogar in die Fenster der angrenzenden Häuser, doch es nutzte nichts. Achmed blieb verschwunden. Fluchend tat er das einzige, das er tun konnte. Er folgte dem Weg, auf dem er sich befand und hoffte, dass es der richtige sei. Sein Magen knurrte inzwischen ohne Unterlass - ein Umstand, der erheblich dazu beitrug, seine schlechte Laune zu steigern. Er war indes noch keine Viertelstunde gegangen, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Er drehte sich um und sah eine Gestalt, die mit einer Keule nach seinem Kopf ausholte. Er duckte sich gerade noch rechtzeitig, um dem Schlag zu entgehen. Das Holz glitt so dicht an seinem Kopf vorüber, dass Thallian den Wind in seinen Haaren spürte. Wütend wollte er sich auf den Angreifer stürzen, als er diesen erkannte. Es war Achmed. Diese Erkenntnis stachelte seinen Zorn erst richtig an und er zog den Dolch, den ihm Darian geschenkt hatte, mit einem raschen Griff aus dem Futteral seines Stiefels. Als Achmed die Waffe gewahrte, vergrößerte er den Abstand zwischen sich und seinem Gegner, den er unbewaffnet gewöhnt hatte. Auf diese Distanz war Thallians Dolch nutzlos, während er mit seiner Keule bei der kleinsten Unachtsamkeit angreifen konnte.

„Du?“ stieß Thallian zornig hervor. „Warum?“
„Wegen der Kleider, Effendi! Noch kannst du sie mir freiwillig geben“, grinste der andere. „Ist nicht nötig, deswegen Schmerzen zu leiden, Effendi!“
„Nein, Bursche, da täuschst du dich! Die Schmerzen wirst du leiden, nicht ich! Dafür schneide ich dir die Klötze ab, du Laus!“ Trotz der Wut, die in ihm hoch kochte, freute sich Thallian bereits darauf, Darian bei dessen Rückkehr von diesem Kampf zu berichten. Er wusste nicht warum, aber irgendwie war er sich sicher, dass er nicht unterliegen würde. Stumm ließ er sich Darians Lehren durch den Kopf gehen, während er auf den nächsten Angriff wartete. *Halte*

den Oberkörper leicht nach vorne gebeugt! Du musst sicher stehen, aber entspannt, so dass du jederzeit nach vorne schnellen kannst. Achte auf die Augen! Sie verraten dir den Zeitpunkt des Angriffs.

Schweigend begannen sich die beiden Kontrahenten zu umkreisen. Thallian ließ sein Gegenüber keinen Augenblick aus den Augen, der ihm von Minute zu Minute unsicherer zu werden schien. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf der Stirn des Tulamiden. Er hatte sich auf ein hilfloses Opfer eingestellt; einen harten Kampf, der ihn gar sein Leben kosten konnte, hatte er nicht erwartet. Sollte er weglaufen und aufgeben? Oder sollte er dieses eine Mal tapfer sein und kämpfen? Er würde sein Leben wagen, aber falls er siegreich sein sollte, konnte er morgen vor seinen Kameraden mit der Beute prahlen. Alle würden ihn beneiden, und keiner würde sich mehr über ihn lustig machen... .

Das Schicksal nahm ihm indessen die Entscheidung ab. „Thallian! Achmed!“, schallte da eine Stimme zu ihnen herüber. „Was tut ihr da? Seid ihr von Sinnen?“ Es war Gerima. Mit schnellen Schritten lief sie der Stelle zu und stellte sich zwischen die beiden Streithähne. „Es freut mich ja, dass ihr beide euch gefunden habt, aber müsst ihr euch gleich totschiessen? Was ist vorgefallen?“

„Du kennst diese Ratte?“ rief Thallian empört.

„Natürlich kenne ich ihn. Das ist Achmed.“ Erklärte Gerima schlicht. „Erinnerst du dich nicht? Wir wollten Darian bei ihm treffen, sobald er zurück ist.“

Thallian erinnerte sich, dass in diesem Zusammenhang der Name Achmed gefallen war, dennoch wollte sein Zorn nicht so schnell verirauchen. „Woher sollte ich denn wissen, dass er das ist? Außerdem wollte er mich ausrauben!“

„Und deswegen der ganze Wind? Achmed gehört meiner Gilde an und du bist ein Fremder für ihn. Warum sollte er dich nicht ausrauben wollen?“ Zu Achmed meinte sie: „Ich glaube, es ist besser, wenn du nach Hause gehst, Achmed. Wir suchen dich morgen auf, nachdem ich Thallian einige Dinge erklärt habe.“ Der Dieb, der seine Keule weggesteckt hatte, nachdem sich herausgestellt hatte, dass sein vermeintliches Opfer ein Freund Gerimas war, nickte und trollte sich wortlos. Ingeheim aber war er über die unverhoffte Wendung der Dinge gar nicht so unglücklich.

„Und dir, Thallian, darf ich zu deiner ersten bestandenen Lektion gratulieren.“

„Lektion? Wovon redest du?“ fragte Thallian mislaunig.

„Traue niemandem! Und folge vor allem keinen Fremden durch finstere Gassen. Du hast Glück, dass du noch lebst!“

„Pah! Glück! Diese Laus hätte ich zu feinsten Kusliker Pastete verarbeitet!“

„So, hättest du das?“ Gerima klang belustigt. „Und was, wenn es nicht Achmed gewesen wäre, sondern jemand anderer? Jemand, der dir aus dem Hinterhalt einen Dolch in den Rücken gejagt hätte?“

Thallian schwieg verbissen. Was hätte er auch sagen sollen? Er wusste, dass die Diebin recht hatte und es ärgerte ihn. Nach einer Weile fragte er: „Wie hast du mich eigentlich gefunden?“

„Zufall! Als du nicht wiederkamst, habe ich mich aufgemacht, dich zu suchen, habe dich aber zunächst nirgends gefunden. Da habe ich mich auf den Weg zu Achmed gemacht, um ihn zu bitten, die Augen offen zu halten, und mich zu benachrichtigen, falls er etwas von einem schlaksigen, weißen Jüngling mit langen, schwarzen Locken sieht oder hört. Achmed bewohnt ein altes Haus ganz in der Nähe... Und nun komm! Zieh' nicht so ein Gesicht. Ich habe noch eine Überraschung für dich, ehe morgen dein Unterricht beginnt.“

„Was denn?“ fragte er nun versöhnlicher.

„Eine Art Prüfung. Die zweite für heute.“ Während sie weitergingen, musterte sie ihn von oben bis unten. „Aber so, wie du aussiehst, kann ich dich nicht mitnehmen. Wir müssen dich vorher noch ausstaffieren.“ Sie ging zurück zum Markt und hieß Thallian, ihr zu folgen. „Ein guter Dieb muss mehr als nur flinke Finger haben. In gewissen Situationen kann es lebensrettend sein zu wissen, wie man die Schwächen des anderen Geschlechts ausnutzt. Manchmal“, setzte

sie mit einem Grinsen hinzu, „gelangt man nur durch solcherlei Künste an die Beute. Hast du schon einmal bei einer Frau gelegen?“

„Was?“ Thallian spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoss.

„Aber geküsst hast du schon mal, oder?“

„Na ja, nicht so richtig, ich – was soll die Fragerei? Und wohin schleppst du mich eigentlich?“

„Wir sind schon da.“ Gerima deutete auf ein Haus am Ende der Straße. „Das ist Nedimes Laden. Nedime ist Schneiderin – zumindest tagsüber. Sie ist eine gute Freundin und wird haben, was wir brauchen.“

Sie traten ein und kamen in eine Stube, die vom schwachen Abendlicht rötlich erleuchtet war. Zwischen Stapeln von Stoffballen, Teppichen und bereits fertig genähten Gewändern bewegte sich eine zierliche Frau mit schwarzen, glatten Haaren, die ihr bis auf den Rücken fielen – Nedime, wie Thallian vermutete – und bemühte sich, ihre letzte Kundin an diesem Tag zufrieden zu stellen. Als sie Gerima sah, gab sie einen Wink, sich noch ein klein wenig zu gedulden. Es dauerte indes tatsächlich nicht lange, bis Nedime die Kundin zur Tür hinausgeschoben und hinter ihr zugesperrt hatte. Sie empfing Gerima mit den Worten: „Du kommst spät!“ Mit einem Blick auf Thallian fügte sie hinzu: „Ist er das?“

Gerima nickte. „Hast du besorgt, worum ich dich gebeten habe?“

„Ja, das habe ich. Aber bei Rastullahs Harem, es ist leichtsinnig, einen so unerfahrenen Burschen mitzunehmen. Ich heiße das nicht gut. Was, wenn man euch erwischt?“

Gerima winkte ab. „Die Wachen sind zu dämlich, um uns zu erwischen. Außerdem gebärden sich während des Festes alle wie toll und werden zu betrunken sein, um etwas zu bemerken. Und notfalls finden wir Schutz in der Menge der Feiernden.“

Die beiden Frauen hatten sich auf Garethi unterhalten, so dass auch Thallian verstehen konnte, was gesprochen wurde. Nun aber fing Nedime an, in ihrer Muttersprache auf Gerima einzureden, die er ja nicht verstand, und die Diebin erwiderte in demselben hitzigen Tonfall. Einzig ihren Gebärden nach konnte er erraten, dass die zierliche Tulamidin keineswegs mit Gerimas Vorhaben einverstanden war. Während dieses Gesprächs hatte er ausgiebig Zeit, Nedime in Augenschein zu nehmen. Sie war nicht das, was man eine klassische Schönheit zu nennen pflegte, aber auch keineswegs hässlich. Ihre Haut war von einem tiefen braun, wie er es bei der Mehrheit der Bevölkerung gesehen hatte. Die Augen waren mit dicken, schwarzen Strichen eines Kohlestabes hervorgehoben, während die Lippen in einem tiefen, seidigen Rot schimmerten. Das eng anliegende Gewand aus dunklem Tuch betonte wohlgefällig die satten Rundungen ihres Körpers. Dazu umgab sich Nedime mit einer Wolke aus betörend weiblichen Düften, dass Thallian ganz seltsam zumute wurde. Tatsächlich war er so vertieft in seine Musterung, dass er gar nicht bemerkte, wie es plötzlich still im Raum wurde.

„Ich denke, er ist bereit!“ meinte Gerima, die Thallians Blicke wohl bemerkt hatte. „Aber er braucht noch ein passendes Gewand.“

„Tu’, was du für die richtig hältst, aber wirf mir später nicht vor, ich hätte dich nicht gewarnt!“, entgegnete Nedime mürrisch. „Du kannst die Sachen morgen Abend abholen.“ Sie entfernte sich, um kurz darauf wiederzukommen und drückte Gerima einen kleinen, ledernen Beutel in die Hand. Gerima warf einen kurzen Blick hinein, nickte zufrieden und verabschiedete sich von Nedime mit einer Umarmung.

Wieder auf der Straße, warf Thallian der Diebin einen fragenden Blick zu. „Und was nun?“

„Wir gehen zurück zum Fetherdin-Platz. Ugdalf wartet sicher schon ungeduldig auf uns. Die ganze Sucherei nach dir hat mich hungrig gemacht.“

„Das meinte ich nicht“, drängte Thallian ungeduldig. „Du sprachst von einer Überraschung. Was ist es?“

„Neugierig?“, lachte Gerima. „Also schön, ich will es dir sagen. Nach dem Essen werde ich dir zeigen, wie man eine Frau verführt und du wirst heute Abend üben. Diese Kunst wirst du morgen nämlich brauchen. In der Villa Dhachmani gibt es eine große Festlichkeit zu Ehren des alljährlichen Gauklerfestes. Dort treffen sich die Granden der Stadt, um bereits vor Beginn der

Gauklerstage zu feiern und zu schmausen. Und wir werden ebenfalls dort sein – als Gäste verkleidet, um die feinen Damen und Herren etwas zu erleichtern. Sie schleppen ohnehin eine viel zu große Last an Gold und Geschmeide, die Armen.“ Sie kicherte vergnügt vor sich hin, ganz in die Vorstellung des großen Festes versunken.

*

33

Am Fetherdin-Platz angekommen, begaben sie sich zunächst zu Ugdalfs Wohnstatt, der bereits sehnsüchtig auf sie wartete. Auf einem eisernen Rost brieten große Fleischstücke und mehrere Brotfladen. „Travia sei Dank, ihr kommt doch noch! Ich fürchtete schon, unser Abendbrot allein aufessen zu müssen, damit es sich nicht völlig in Holzkohle verwandle.“ Erleichtert schlug der Riese die Handflächen zusammen und verteilte Brot und Fleisch auf irdene Teller. Gerima entschuldigte sich mit wohlgesetzten Worten für die Verspätung und man begann zu essen. Ugdalf hatte wieder einen Schlauch des harzigen Weines besorgt, den Thallian noch vom Mittag her kannte. Er war von süßem, leicht herbem Geschmack und die abendliche Hitze trug ihr übriges dazu bei, dass sich der Schlauch zusehends leerte. So saß man noch über eine Stunde beisammen und die Sonne war schon lange hinter dem Horizont versunken, als Ugdalf sich erhob, um das Geschirr in den Wagen zu schaffen. Von den benachbarten Feuern drangen die Geräusche der Feiernden herüber. Schnelles Flötenspiel und rhythmische Trommeln, das Klappern von hölzernen Kastanietten, metallenen Fingerschellen und zahlreichen Glöckchen vermischten sich mit fröhlichem Lachen zu dem Versprechen einer außergewöhnlichen Nacht. Ugdalfs Wagen am Nächsten hatte sich eine große Gruppe Gaukler niedergelassen, die durch ihre farbigen Gewänder und ihre dunkle Hautfarbe auffielen. Auch die Wagen, die einen schützenden Halbkreis gegen die Steppe im Westen bildeten, waren mit allerlei buntem Tand geschmückt. Gerima bemerkte Thallians bewundernden Blick, der die geschmeidigen Gestalten beobachtete, wie sie um ein großes Feuer in der Mitte der Wagen tanzten.

„Das sind Zahori“, brach sie das Schweigen. „Zaroyas Gruppe. Sie kamen heute Nachmittag an, kurz nachdem du verschwunden warst.“

„Zahori? Was sind das für Leute?“

„Es sind Gaukler, Händler, Nomaden, Diebe, Handwerker, eigentlich alles. Ihre Geschichte liegt viele hundert Jahre zurück. Sie wurden auf Geheiß eines Kaisers im Alten Reich verfolgt, soweit ich weiß, frag’ mich aber bitte nicht, warum. Seither durchstreifen sie das Land von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, wie der Wind. Ihr Zuhause ist nirgendwo und überall. Sie sind unsterblich, aber stets fröhlich. Ihre Feste suchen ihresgleichen und wer sich an ihren Feuern niederlässt, wird oft besser bewirtet als mancher Fürst. Willst du hinüber?“

Thallian nickte stumm. Selbst von Ferne hatte der Tanz der Zahori etwas Anziehendes, auf unbeschreibliche Weise Magisches.

„Woher kennst du diese Leute?“

„Eine lange Geschichte, die ich dir vielleicht ein andermal erzählen werde.“ Gerima erhob sich lachend und ging in den Kastenwagen, wohl um Ugdalf über ihren Aufbruch zu informieren. Wenig später kam sie zusammen mit dem Riesen wieder heraus, der seinen beiden Gästen eine Gute Nacht wünschte. Er selbst wollte sich lieber schlafen legen, da er einen anstrengenden Tag vor sich hatte.

Auf halbem Weg zu den Feiernden blieb Gerima stehen und öffnete den Lederbeutel, den ihr Nedime gegeben hatte. Sie zog ein kleines Fläschchen heraus, entkorkte es und schnupperte

daran. Mit einem zufriedenen Nicken gewährte sie, dass der Inhalt von guter Qualität sei und bedeutete Thallian, näher zu treten.

„Was ist das?“ wollte dieser wissen.

„Ein Hilfsmittel für deine erste Lektion. Sei unbesorgt. Du wirst es genießen.“ Dabei befeuchtete sie ihre Fingerspitzen mit der Flüssigkeit und strich ihm über Lippen und die Halsschlagader. Ein Hauch der Flüssigkeit fand seinen Weg in den Mund und füllte Rachen und Bauch mit einem eigenartigen Feuer. Benommen fühlte Thallian, wie er fortgezogen wurde. Das Feuer in seinem Leib breitete sich aus und nahm ihm fast den Atem. Heißes Blut wallte in seinen Ohren und dunstige Schleier zogen vor seinen Augen auf. Die Intensität des Glühens ließ ein wenig nach und er fand sich mitten unter den Zahori wieder. Er hörte die wilde Musik und der Rhythmus der hämmernden Trommeln und pfeifenden Flöten schien ihm viel intensiver als alles, das er jemals zuvor gehört hatte. Auch seine anderen Sinne waren geschärft. Er sah Dinge in einer Deutlichkeit, die er nicht für möglich gehalten hätte. In einem perlenbestickten, dunklen Kleidungsstück sah er den sternengebhangenen Nachthimmel, er gewährte einen kleinen Käfer, der den tanzenden Füßen zu entkommen trachtete, sah die Gestalt eines Irrwischs, die sich in den lodernden Flammen formte, deren sengende Hitze ihn zu verbrennen drohte. *Unsinn, schalt er sich selbst. Es gibt keine Flammgestalten, höchstens in deiner Phantasie. Und du bist viel zu weit vom Feuer entfernt, als dass du verbrennen könntest.*

Noch immer benommen sah er Gerima, die ein wenig abseits mit einer Gruppe Zahori sprach. In diesem Moment drehten sie sich nach ihm um und kamen auf ihn zu.

„Thallian, dies ist Zaroya, der *Mhanah* der Gruppe.“ Der Reihe nach nannte ihm Gerima auch die Namen der anderen Zahori in der Runde: Burso, Candara, Rabuttin, Morona, Sandara und Asanta. Doch Thallian hörte ihr kaum zu. Sein Blick haftete starr auf der jungen Frau, deren Namen er als Sandara gehört zu haben glaubte. Zaroya sagte etwas, doch Thallian schenkte den Worten keine Beachtung. Er verlor sich in dunkler, samtig glatter Haut, die ein lächelndes Gesicht und zwei unergründlich große Augen, deren Farbe ihm an Kohlestücke erinnerte, umrahmte. Er bekam nicht mit, wie sich Gerima und die anderen Zahori sich wieder entfernten, nur Sandaras Lächeln galt ihm, das wusste er. Und nur dies war in diesem Moment wichtig. Er fühlte sich bei der Hand ergriffen und in die Mitte der Tänzer gezogen. Wirbelnde, bunte Stoffe, schweißnasse Leiber und blitzende, weiße Zähne. Der Rhythmus der Trommeln wurde wilder, ergriff Besitz von ihm und er ließ sich fallen. Noch niemals zuvor hatte er sich so frei gefühlt. Und immer wieder tauchte Sandaras hübsches Gesicht vor seinen Augen auf. Der Rest der Nacht schwamm in einem Wirbel aus Farben und wilden Tönen. Er glaubte sich zu erinnern, plötzlich ein Horn mit Bier in der Hand zu halten, ein Stück gebratenes Fleisch, in das er hungrig seine Zähne schlug, doch er mochte sich täuschen. Unstete Bilder von Seiltänzern, Feuerschluckern und zwei rothaarigen Zwillingen, die waghalsige Manöver auf dem Rücken zweier Pferde vollführten. Doch am Ende dieser Nacht füllte nur noch ein Bild seinen Geist. Zwei samtige, rote Lippen, umrahmt von wilden, schwarzen Locken und fast ebenso dunkler Haut, die sich anfühlte wie Seide.



34

Als Thallian erwachte, stand die Sonne bereits im Zenit. Er fühlte einen unbändigen Durst und schlug die Augen auf. Er befand sich in einem der Zahori-Wagen, wie er nach einem Moment der Verwirrung feststellte. Von Sandara aber fehlte jede Spur. Dass er sie nicht nur geträumt

hatte, bewiesen die zahlreichen Bisse und Kratzer, die seinen Körper bedeckten. Grinsend zog er Hemd und Hose an und ging nach draußen. Im Lager herrschte bereits wieder reges Treiben. Fleißige Hände schichteten Holz für die Kochfeuer auf, entledigten mehrere Hühner ihres rotbraunen Gefieders, schärften Klingen stumpf gewordener Messer, zerteilten Fleisch und buken Brot für den kommenden Abend. Er hielt nach Sandara Ausschau, konnte sie aber nirgends entdecken. Endlich sprach er eine alte Zahori an, die gerade dabei war, hellen Teig zu großen Fladen zu formen und auf einem flachen Stein auszubacken. Die Alte lächelte ihn freundlich an, schien ihn aber nicht verstanden zu haben. Als er die Frage wiederholte, zuckte sie mit den Schultern und bot ihm einen dampfenden Fladen an. Dankend nahm Thallian die Gabe entgegen. Er hatte tatsächlich Hunger, also konnte er auch gleich etwas essen. Sandara würde er früher oder später wiederfinden. Nachdem er sein Mahl beendet hatte, machte er sich auf den Weg zu Ugdalfs Wagen, Gerima zu suchen. Es galt, einen neuen Tag zu planen.

Ugdalf wusste indes nur zu berichten, dass Gerima bereits früh am Morgen in die Stadt aufgebrochen sei und erst am Abend zurückkommen wollte. Also beschloss Thallian, die Zeit bis zu ihrer Rückkehr mit Muße zu füllen und sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Der gestrige Abend hatte ihn mehr angestrengt, als er zunächst geglaubt hatte und so döste er im Schatten von Ugdalfs Wagen und träumte von Sandara.

Gerima kehrte tatsächlich erst in den späten Abendstunden zurück. Mit sich brachte sie eine tulamidische Abendgarderobe, die ihnen Nedime besorgt hatte. „Sehr schön!“ sagte sie, nachdem Thallian angekleidet und geschminkt war. „Deiner alabasterweißen Haut wird niemand widerstehen können. Du siehst geradezu zum Anbeißen aus.“

„Falls wir überhaupt hineinkommen. Bist du sicher, dass die Verkleidung ausreicht?“ fragte Thallian stirnrunzelnd.

„Die Verkleidung und das hier.“ Sie reichte ihm eine Pergamentrolle und entfaltete sie, damit er sie lesen konnte.

Thallian nahm das Pergament entgegen und überflog die Zeilen. Als er geendet hatte, blickte er sie ungläubig an. „Hier steht, wir seien Grafen aus dem Bornland, Gerima!“

„Gut, nicht? Besonders stolz bin ich auf das Siegel. Sag selbst, ist mir das nicht gut gelungen?“

„Was, wenn jemand aus dem Bornland dort ist? Bestimmt gibt es Kaufleute, oder andere Reisende, die wissen werden, dass wir nicht die sind, für die wir uns ausgeben!“

„Ach was“, meinte Gerima bloß. „Sei nicht immer so pessimistisch. Achte nur darauf, dass du dem Gastgeber selbst aus dem Weg gehst. Soviel ich gehört habe, hat der Rieslandfahrer so ziemlich jedes Land zwischen Ost- und Westküste gesehen und bereist.“

„Na, das ist ja toll. Und was sollen wir tun, falls...“ Gerima unterbrach ihn, indem sie ihm einen Finger auf den Mund legte.

„Du machst dir zu viele Gedanken“, lächelte sie neckisch. „Wo bliebe denn der Spaß, wenn es bei unserer Arbeit kein Risiko gäbe? Nicht weit von hier wartet eine Sänfte auf uns. Beeil dich!“

Das Anwesen Dhachmani war ein großes Haus mit riesigen Gartenanlagen auf einer Anhöhe der Stadt. Von seinen Balkonen auf der Ost- und Südseite aus bot sich dem Betrachter ein atemberaubender Blick auf den Hafen und die Stadt Khunchom selbst. Die gefälschte Einladung hatte ihnen Eintritt verschafft und Thallian, alias Arnulf von Arnauken, Graf aus dem fernen Bornland hatte sich auf einen der besagten Balkone zurückgezogen, um das Meer in der hereinbrechenden Dämmerung zu bewundern. Er wusste ohnehin nicht recht, was Gerima von ihm erwartete. In den Gärten und in den zahlreichen Räumen des Hauses tummelten sich wahre Scharen betuchter Gäste zwischen halbnackten Tänzerinnen und Dienern mit beladenen Schalen und vollen Amphoren; Akrobaten vollführten ihre waghalsigen Kunststücke in einer von Fackelrauch und Rauschkrautschwaden geschwängerten Atmosphäre. Den Hintergrund der ganzen Szenerie bildete ein wilder Reigen aus Trommeln und der wilden Musik wohlklingender Harfen, Zithare und Kabashflöten.

Thallian fühlte sich unwohl bei dem Gedanken, wie ein gemeiner Dieb auf dem Basar den reichen Herren die prallen Beutel abzuschneiden. Zudem standen an den Ein- und Ausgängen vieler Räume grimmig dreinblickende Wachen, die mit großen Zweihandsäbeln bewaffnet waren. Gerima schien das nicht im Geringsten zu stören, wie er schmunzelnd feststellte. Gerade sah er, wie sie ihrem Gesprächspartner, einem beleibten Tulamiden mit einem gewaltigen Fez auf dem Kopf, der allzu offensichtlich ihren schlanken Leib betatschte, geschickt einen mit köstlichen Juwelen besetzten Ring von den feisten Fingern zog und in ihrem Gewand verschwinden ließ. *Wahrhaft meisterlich*, ging es ihm durch den Kopf, als dem Ring ein vergoldetes Ziermesser folgte, das der Mann am Gürtel trug. Sie sah Thallian auf dem Balkon stehen und schritt vom Garten ins Innere des Hauses, nachdem sie sich höflich für die Unterbrechung des Gespräches entschuldigt hatte. Thallian sah, wie die Augen des Mannes ihr folgten und er ein wenig verlegen alleine dastand, als er vergebens auf ihre Rückkehr wartete.

„Aber mein lieber Graf“, säuselte plötzlich Gerimas Stimme an seinem Ohr, „solltet Ihr Euch nicht ein wenig unter die Gäste mischen und amüsieren? Ich hatte bisher großen Spaß, bei Phex.“ Sie lachte und lehnte sich an seine Schulter. „Ein herrlicher Abend, nicht? Aber er könnte noch ein wenig herrlicher sein“, fuhr sie fort. „Siehst du diese Frau dort?“, flüsterte sie und knabberte übermütig an seinem Ohr. „Sie trägt eine so wundervolle Halskette. Bring sie mir.“

„Was? Bist du betrunken?“, flüsterte Thallian zurück. „Wie soll ich das denn bitte anstellen? Ich kann ihr ja schlecht vor aller Augen die Kette vom Hals reißen.“

Wieder lachte Gerima. „Es geht viel einfacher. Sie starrt dich schon den ganzen Abend lang an. Verführ’ sie! Sie wartet nur darauf.“

Thallian sah die Diebin entsetzt an. Das Herz schlug ihm mit einem Mal bis zum Hals. Falls man ihn erwischte, würde man ihm die rechte Hand abschlagen.

„Bitte! Tu’s für mich“, bat Gerima und besprach sich die Lippen mit dem Rahjaikum, das sie Thallian bereits am Vortag hatte kosten lassen. „Damit sollte es gehen.“ Sie zog den verdutzten Thallian zu sich heran und küsste ihn auf den Mund, um auch seine Lippen mit der Flüssigkeit zu benetzen. Die Wirkung setzte Augenblicklich ein, doch nicht so stark wie gestern. Thallian war benommen zumute, er roch das schwere Parfüm Gerimas und spürte ein heißes Feuer in sich brennen. Von Ferne drang der berauschende Rhythmus schnell geschlagener Trommeln an sein Ohr.

„Wirst du es tun, mein geliebter Graf?“ Thallian nickte. Er merkte noch, wie ihm Gerima die Phiolen zusteckte, als er bereits Richtung Garten schritt. Er näherte sich der Fremden, die sich bei einem Springbrunnen in einer Unterhaltung mit zwei weiteren Frauen befand. Eigentlich eine sehr schöne Frau, ging es Thallian durch den Kopf. Sie hatte langes, dunkles Haar, das sie zu einem freizügigen Kleid aus Goldbrokat nach al’anfanischem Schnitt offen trug. In ihrem Bauchnabel konnte Thallian einen kostbaren Edelstein sehen, der im Schein der Fackeln und Laternen verführerisch blitzte. Eine Dienerin kreuzte seinen Weg und bot ihm Früchte aus einer Schale an, aber Thallian winkte ab. Zielstrebig schritt er weiter auf sein Opfer zu. Sie schien ihn bemerkt zu haben, denn sie sah zu ihm herüber und schenkte ihm die Andeutung eines Lächelns. Thallian hatte die Frauen jetzt erreicht. Mit einem Kopfnicken deutete er eine Verbeugung an und stellte sich vor: „Bei Phex, ein wahrlich wundervoller Abend, meine Damen. Beinahe so wundervoll wie Ihr. Arnulf von Arnauken.“ Dabei zog er eine Blüte aus seinem Hemdsärmel, die er im Vorübergehen abgerissen hatte und wunderte sich, wie selbstsicher und fließend seine Worte fielen. Die Frauen zu seiner Seite kicherten, aber er fixierte unablässig die Frau in der Mitte. Sie sollte wissen, dass sie allein gemeint war. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, bot er der schönen Fremden den Arm. „Habt Ihr dieses herrliche Anwesen schon besichtigt, Gnädigste?“ Die Fremde ergriff die dargebotene Hand und Thallian führte sie durch den Garten.

„Mein Name ist Yasmina“, sprach die Fremde schließlich.

„Yasmina“, wiederholte Thallian. „Ein wundervoller Name.“ Er betrachtete ihr Gesicht, gewährte die Ebenmäßigkeit ihrer Züge, die feinen Striche des Kohlestabes entlang der Wimpern und der Augenbrauen. Keine Frage, sie war schön. Er grinste. Vielleicht würde ihm das Diebeshandwerk ja doch Freude bereiten.

„Und woher kommt Ihr genau, mein lieber Herr Arnauken? Euer Name ist, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, nordischer Herkunft?“

„Euer Gedächtnis trügt Euch keineswegs, verehrte Yasmina. Der Name stammt aus dem fernen Land am Born, doch fürchte ich, dass Euch der Name meines Heimatdorfes kaum etwas sagen dürfte.“

„Oh, aber ganz im Gegenteil. Ich kenne das Bornland sehr gut. Mein Gemahl ist ebenfalls bornischer Herkunft, müsst Ihr wissen.“

„Ihr habt einen Gemahl?“, wechselte Thallian geschickt das Thema. Verdammte Axt, jetzt hieß es aufpassen. „Und dieser Gemahl lässt seine wunderschöne Gemahlin einfach allein? Wenn ich erwäre, ich würde jeden Mann erschlagen, der sich Euch auch nur nähern würde.“

Yasmina errötete. „Das ist sehr freundlich von Euch. Aber Ihr müsst wissen, dass mein Gemahl nicht mehr so jung ist wie Ihr und deshalb wohl auch das Feuer der Eifersucht nicht mehr verspürt.“

„Dann liebt Ihr ihn also nicht?“

Yasmina zuckte die Schultern. „Er ist sehr reich. Durch meine Heirat war mein Vater in der Lage, seine Schulden zu bezahlen.“

Gewonnen. Herr Phex, ich danke Euch. Laut sagte Thallian: „Das bedaure ich zutiefst. Eine so wunderschöne Frau wie Ihr sollte wahrlich nur aus Liebe heiraten und nicht des Geldes wegen. Aber wo bleiben nur meine Manieren? Der Abend ist mild, fast einen Hauch zu warm – mich dürstet und Ihr, meine Liebe, müsst ähnlich empfinden – würdet Ihr mich für einen Moment entschuldigen? Ich werde uns etwas zu Trinken besorgen.“ Er schritt dem Zentrum des Gartens zu, wo er sich von einem Diener zwei Pokale mit Wein geben ließ. Mit einem schnellen Blick vergewisserte er sich, dass Yasmina ihn nicht beobachtete, dann zog er die Phiole hervor und goss ihren Inhalt fast zur Gänze in den einen Pokal, und nur einen kleinen Rest in den zweiten, den er selbst zu trinken beabsichtigte, da die Wirkung des Rahjaikums bereits wieder nachzulassen drohte.

„Ah, lieber Graf, da seid Ihr ja!“, hörte er Gerimas Stimme. „Ich möchte Euch einen reizenden jungen Mann vorstellen, der gewiss Euer Interesse finden wird.“ Thallian sah sich um und erblickte Gerima, die mit einem stattlichen Tulamiden im Arm auf ihn zukam. „Wusstet Ihr, mein lieber Mehmet, dass auch der Graf mit Unauer Porzellan handelt?“

„Ach, tatsächlich?“ fragte der Tulamide mit deutlichem Akzent. „Nun, in diesem Falle sollten wir uns vielleicht einmal zusammensetzen, um die Aufnahme einer neuen Handelsroute zu diskutieren?“

„Das ist ein glänzender Einfall, finde ich“, schaltete sich die Diebin dazwischen. „Im Bornland ist man geradezu verrückt nach dem hiesigen Porzellan, nicht wahr, verehrter Graf?“

Thallian lächelte. Er verstand die Absicht der Diebin. Sie wollte ihm Gelegenheit geben, ihr unauffällig mitzuteilen, wie sich die Sache mit Yasmina entwickelte.

„In der Tat, verehrte Gräfin. Gleich morgen wird eines meiner Schiffe einlaufen, um derart kostbare Fracht aufzunehmen. Doch wenn die Herrschaften mich bitte entschuldigen würden? Ich werde erwartet und in meiner Heimat ist es nicht üblich, eine Dame warten zu lassen. Wir werden uns zu gegebener Zeit zusammensetzen, mein Herr.“ An Gerimas Lächeln sah er, dass auch sie seine Botschaft verstanden hatte. Sie zwinkerte ihm zu, ehe er ging, dann zog sie ihren ahnungslosen Galan weiter.

Thallian kehrte zu Yasmina zurück und reichte ihr den für sie vorgesehenen Kelch. Schon als sie nur daran nippte, konnte er förmlich die Veränderung sehen, die das Rahjaikum in ihr hervorrief. Ihre Augen begannen zu leuchten und sie leckte sich nervös die Lippen. Feine Schweißperlen traten ihr auf die Stirn, die im fahlen Mondschein verführerisch glitzerten.

Durch einen gewitzten Trinkspruch brachte Thallian sie dazu, ihren Pokal vollends zu leeren. Anschließend war der Dame so seltsam zumute, dass Thallian sie stützen musste. Es kostete ihm keine Mühe, Yasmina dazu zu überreden, sich ins Haus zu begeben und eines der vielen Schlafzimmer aufzusuchen. Thallian probierte mehrere der vielen Türen aus, die die weiten Korridore zierten und wurde schließlich fündig. Die etwas abgelegene Kammer eines Dieners erschien ihm schließlich passend und er zog die trunkene Yasmina hinein. Grinsend stellte er fest, dass das alchimistische Gebräu seine Aufgabe vortrefflich erfüllte. So vortrefflich gar, dass er in dieser Nacht glaubte, die leibhaftige Rahja selbst in den Armen zu halten.

Am nächsten Morgen erwachte er als erster. Yasmina schlummerte noch in seinen Armen. Er fühlte sich schäbig für das, was er gleich tun würde, aber das Versprechen, das er Gerima gegeben hatte, band ihn. Und so war das Leben der Diebe nun mal, sagte er sich, als er vorsichtig den Verschluss des Colliers öffnete und hernach den kostbaren Stein aus ihrem Nabel löste. Flink ließ er beides in seinen Taschen verschwinden. Zum Abschied legte er der Schlafenden eine Rose in den Arm und küsste sie zärtlich auf die Stirn, ehe er mit seiner Beute verschwand. Gerima würde begeistert sein.

*

35

Phelian wusste, dass etwas geschehen würde. Er wusste nicht genau, wann, nur dass es sehr bald sein würde. Ein nicht greifbares Gefühl, das an ihm nagte, ihm keine Ruhe ließ, wie ein undeutliches Bild aus einem Traum nach einer unruhigen Nacht, das den Träumer den ganzen Tag beschäftigt. Er beschloss, die Augen offen zu halten.

Von Gisbert hatten sie einiges über die Lage im Königreich Andergast und die Übergriffe der Thorwaler erfahren, größtenteils vage Andeutungen, die sich auf Hörensagen gründeten. Vom Einfall der Orken hatte er noch nichts gewusst, versprach aber, dem Fuchs Meldung zu machen. Wenigstens würden die Schwarzpelze so nicht unbemerkt ins Hinterland vorstoßen. Seit jener Begegnung war bereits über eine Woche vergangen und ihre Reise war sehr ruhig verlaufen. Sie bewegten sich immer noch im Wald, doch die Gegend wurde zunehmend hügeliger, so dass Phelian annahm, dass man sich wieder mehr den Kosch-Bergen näherte.

Gegen Mittag kamen sie in ein Tal, das rechts und links von steilen Felswänden eingesäumt wurde. Die Berge traten mehr und mehr zurück und nach einigen Höhenmetern bestand der Bewuchs der kargen Felsen nur mehr aus ginsterartigen Büschen, die in zartem Lila oder kräftigem Orange blühten. Bei einem der Sträucher blieb Phelian halten, um ihn genauer zu untersuchen. Er kannte den Namen der Pflanze nicht, nahm es sich aber nicht zu schwer zu Herzen, da es sich um einen herkömmlichen, widerborstigen Bergbewuchs zu handeln schien. Die Schäfte der Pflanzen waren hart und mit kleinen Dornen versehen, die Blätter klein und lederartig. Die Blüten bestanden aus kleinen Hütchen, die zu langen Trauben zusammengefasst waren. Erst jetzt, da er nahe an einem Büsche stand, erkannte er, dass jeder Busch in zwei Farben zu blühte. Das satte Lila war die wahre Farbe der Blüten. Verdorrten diese, verfärbten sie sich zu dem weitaus kräftigeren Orange, welches aus der Nähe freilich nicht mehr so leuchtend schien wie aus der Ferne. Als er daran roch, nahm er einen würzigen Duft wahr, den er seit Betreten des Tals wahrgenommen hatte. *Eigenartig. Sollte diese genügsame Pflanze wahrlich noch keinen Namen haben? Sie ist schön, farbenfroh, und doch rau und genügsam, wie die Gegend, in der sie gedeiht.* Abwesend riss er einige der Blütenstauden ab und packte sie in einen Beutel. Vielleicht fände er eine nützliche Verwendung für das Kraut.

keine Lust, heute Abend mehr darüber herauszufinden, als ihm lieb sein könnte. Deshalb sage ich, wir ziehen weiter.“

„Gut!“ schnauzte Thorn. „Wenn Ihr unbedingt wollt, so tut dies. Ich aber bleibe hier! Thorn von Yalaiad lässt sich nicht von irgendeiner dahergelaufenen Vogelscheuche ins Boxhorn jagen!“

„Ihr seid ein Narr, Thorn! Wenn Ihr hier bleibt, wird Euch das teuer zu stehen kommen! Was ist mit euch? Wollt ihr wenigstens vernünftig sein?“ Auffordernd blickte Phelian in die Runde, doch die Haltung der anderen schien eindeutig. „Na wunderbar! Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt. Gute Nacht!“ Wütend über die Torheit der Gefährten wickelte er sich in seine Decke und legte sich mit dem Rücken zum Feuer hin. Ihm war klar, dass der Fremde ihre Weigerung nicht ungestraft hinnehmen würde, aber alleine in die Nacht hinauszuweichen wäre genauso närrisch, wie hier zu bleiben. Wenigstens würden sie alle das gleiche Schicksal teilen, falls in dieser Nacht etwas geschehen sollte, dachte Phelian trotzig. Doch das unbehagliche Gefühl in der Magengegend schien ihn zu täuschen und bald versank er in einen unruhigen Schlummer.



36

Um sich vor der größten Mittagshitze zu schützen, hatten sich Thallian und Achmed ins Innere der alten Lehmhütte zurückgezogen, die Achmed liebevoll seinen Palast nannte. Dach und Wände waren an einigen Stellen löchrig und eingefallen, doch das störte den jungen Tulaniden nicht. Regen gab es in diesen Breitengraden nur selten und für die kalten Nächten gab es reichlich trockenes Brennholz, um ein Feuer zu entfachen. Die beiden Jünglinge lagen auf dünnen Strohmatte, die Köpfe träge auf die überkreuzten Hände gebettet. Achmed hatte sich eine Schnur an den großen Zeh gebunden, die zur Decke führte und dort über eine Öse mit einem Fächer verbunden war. So brauchte er nur leicht mit den Füßen zu wippen, um sich eine kühlende Luftstoß zuzufächern.

In den vergangenen Monden hatten sich die beiden Jünglinge zusammengerauft. Keiner sprach mehr über ihre erste Begegnung und Thallian war geneigt, den schlaksigen Jungen als eine Art Freund zu betrachten, wenngleich seine Freundschaft nicht so weit ging, dass er ihm den Rücken zugedreht hätte.

„Effendi?“, störte ihn da Achmeds Stimme in seinen Gedanken. Thallian legte den Kopf schräg und schaute den Anderen erwartungsvoll an.

„Effendi, nun muss es endlich heraus, sonst ersticke ich. Ich habe es die ganze Zeit in mir getragen, wie eine Henne, die ein Ei legen will und nicht weiß, wohin.“

„Nun, so sag es rasch! Nicht, dass das Ei noch in dir schlüpft und das Küken dich von Innen auffrisst, weil es nicht nach draußen gelangen kann!“, witzelte Thallian.

„Ja, das ist wahr, nicht wahr, bei Rastullah? Man darf solche Dinge nicht zu lange mit sich herumtragen.“ Dennoch machte Achmed nach diesem Anlauf eine Pause, als suche er nach den richtigen Worten, um sich die Last von der Seele zu reden.

„Effendi, Erinnerst du dich noch an den Tag, da wir uns zum ersten Mal sahen?“

Kann er etwa Gedanken lesen?, dachte Thallian verblüfft.

„Du glaubst doch nicht wirklich, dass ich dir geschadet hätte, wenn ich dich gekannt hätte, wie ich dich heute kenne?“

Hier also drückte der Schuh. Mit einem leutseligen Lächeln fixierte Thallian die dunklen Augen Achmeds und sagte: „Vergeben und vergessen, Freund Achmed. Reden wir nicht mehr davon. Überlegen wir lieber, wo wir heute Abend unser Unwesen treiben.“

„Gut! Ich wäre für das Hafenviertel. Viele betrunkene Matrosen. Leichte Arbeit“, meinte Achmed grinsend.

„Ins Hafenviertel? Da gibt es doch nichts zu holen. Ich wäre eher für die Gassen nahe der Akademie. Da waren wir eigentlich noch nie.“

Achmed seufzte. Sein hellhäutiger Freund war viel zu abenteuerlustig. Verstand er denn nicht, dass es Gegenden gab, die man besser mied, wenn man ihrer Tätigkeit nachging?

„Und du bist wirklich nicht mehr böse auf mich?“ fragte er, wie um rasch das Thema zu wechseln.

„Aber ich habe dir doch gesagt...“ er hielt inne, als ein Schatten auf sein Gesicht fiel.

„Höre ich recht? Habe ich etwa meine Wette bereits verloren, ehe sie richtig begonnen hat? So war das aber nicht ausgemacht!“, polterte ein tiefer Bass von der Türe her. Dann wurden die Bastmatten, die die Tür verhängten, um die Fliegen draußen zu halten, zur Seite geschoben, und herein schälte sich ein Mann, dessen Silhouette sehr vertraut schien. Die Nase, die Augen, das Gesicht...

„Effendi Darian!“, rief Achmed erfreut und sprang auf. Auch Thallian hatte den Söldner wiedererkannt und schnellte mit einem Jubelschrei der stämmigen Gestalt entgegen, um freudig die Arme um die Leibesmitte des Söldners zu schlingen. Sein Ansturm war so gewaltig, dass es den großen Mann fast von den Beinen riss. „Darian! Du bist zurück! Was...? Seit wann...? Woher...?“

„Sachte, sachte!“, lachte der Söldner. „Heißt man denn so einen alten Bekannten willkommen? Indem man ihm die Luft abdrückt und fast zu Boden wirft? Komm, Junge, mach rasch! Hol uns was, womit wir die Kehlen befeuchten können und ich will der Reihe nach erzählen. Mein Ritt war lang und staubig.“

Thallian nickte zustimmend und eilte in den Nachbarraum, um bald mit einem prallen Weinschlauch und mehreren Bechern wiederzukehren. Man ließ sich in der Ecke des Zimmers nieder, wo eine Anzahl großer Kissen um einen niedrigen Tisch gruppiert war. Ächzend ließ sich Darian auf die weiche Unterlage sinken und Thallian goss ein.

„Also? Wie war es? Hast du viele Oger getötet?“

Darian lachte. „Einige. Aber im Vergleich zu Euch beiden Naseweisen schienen sie mir bedeutend leichter zum Schweigen zu bringen. Achmed, lauf doch rasch los und besorg uns etwas ordentliches zu essen. Ein paar gebratene Hühnchen vielleicht... als ich vorhin durch die Stadt ritt, stieg mir so ein appetitlicher Geruch in die Nase...“, dabei drückte er dem Jungen mehrere Münzen in die Hand und Achmed eilte fort, das Gewünschte zu besorgen.

„Nun zu dir, Junge. Hat Gerima also meine Abwesenheit genutzt, um dich auf ihre Seite zu ziehen, was? Hast du dich denn schon entschieden?“

Thallian nickte. „Du musst wissen, das Leben eines Langfingers kann äußerst unterhaltsam sein...“

„Himmeldonnerwetterogerarschnochmal, das darf doch nicht... Fünf Dukaten! Diese...“, fluchte Darian los, doch Thallian fiel ihm rasch ins Wort: „... doch ist es nichts für mich, Darian. Während die anderen alle vor den Bütteln Reißaus nehmen, fühle ich mich jedes Mal versucht, die Lösung im Kampf zu suchen. Aber ohne Schwert...“

Darian lachte, der Anflug von Ärger wie weggeblasen. „Ha! Das ist eine Antwort, wie sie mir gefällt, mein Kleiner. Weiß es Gerima schon? Ja, bei Väterchen Firuns Bart, wo ist sie überhaupt? Da kommt man von langer Reise heim und niemand ist da, einen zu begrüßen!“

Thallian grinste breit. Er war froh, den rauen Söldner wieder um sich zu haben. Dann sagte er: „Ich habe keine Ahnung, wo sie steckt, Darian. Wahrscheinlich erleichtert sie gerade irgendeinen fetten Kaufmann um seine Geldbörse. Und was das andere angeht: ich hatte noch keine Zeit, es ihr zu sagen.“

„Mir was zu sagen?“, ertönte da Gerimas glockenhelle Stimme von der Türe her. Doch kaum hatte sie Darian erblickt, da hallte ein Freudenschrei durch die Stube und ein blondes Bündel flog durch den Raum und landete in den Armen des Söldners.

Später, als Achmed zurückgekehrt war, setzte Darian seine Erzählung fort. Es waren tatsächlich mehr Oger gewesen, als er zunächst angenommen hatte. Wohl keine tausend, aber gewiss einige hundert, so genau könne er das nicht sagen, denn das Zählen sei noch nie seine Stärke gewesen, aber nach Zählen sei ihm beim Anblick dieser Monster auch nicht gewesen. Ein jedes drei, manche gar vier oder fünf Schritt groß; wie eine Flut aus lebendigem Fleisch seien sie gegen die Ogermauer, wie man jenen Wall im Tobrischen nun nannte, angebrandet.

Gekämpft hätten sie wie noch nie zuvor, doch schien all ihre Tapferkeit zunächst vergebens. Für jeden erschlagenen Oger fielen fünf oder zehn Kameraden. Schließlich gaben die Jungs und Mädels von der Landwehr Fersengeld und Darian stand mit seinem Banner alleine. Doch weichen wollten sie nicht, denn dadurch wäre in der Flanke eine Lücke entstanden, die das Ende des ganzen Heeres bedeutet hätte.

„Also machten wir uns bereit zu sterben. War ja auch nicht der schlechteste Tag dazu, dachte ich mir. Sollte aber gar nicht dazu kommen, beim sechsgehörnten Stier! Unser Schlappohr hättet ihr sehen sollen, sage ich euch. Pfeile hat der da verschossen, schneller als man hingucken konnte. Wohl drei der Ungeheuer gingen hintereinander auf seine Rechnung, alle mitten durch die Brezel geschossen und zig andere wie Stachelschweine gespickt. Allzu lange aber sollten wir denn gar nicht alleine stehen, denn just in dem Moment, als wir uns bereit machten, in Borons Hallen einzumarschieren, da kamen sie. Die Amazonen, meine ich. Herangestürmt auf ihren Pferden kamen sie, mit wehenden Fahnen und Wimpeln, ein Meer aus roten Umhängen und wehenden Pferdeschweif, und warfen sich den Ungeheuern entgegen. Als seien sie bereits gar nicht mehr lebendig, so tollkühn haben sie gefochten.“ In Darians Augen trat ein eigenartiger Glanz, als er von den Streiterinnen Rondras erzählte, die auf dem Schlachtfeld auftauchten, als hätte sie die Erde selbst ausgespioniert. „Nun ja, aber ganz so unbeteiligt, wie sich das nun angehört haben mag, war ich auch nicht. Sonst hätte mir der Kaiser wohl kaum diesen Ring hier verliehen. Für außergewöhnliche Tapferkeit, wie er meinte. Wohl dafür, dass ich unser Banner da gehalten habe, wo es hingehörte, nämlich an der vordersten Linie, bis die Verstärkung kam.“ Er zog einen Lederbeutel unter seinem Wams hervor, entnahm ihm einen glänzenden Gegenstand und zeigte ihn den anderen. Es war ein goldener Ring, einem Siegelring nicht unähnlich, dessen Brust einen großen Greifen auf den Farben des Mittelreiches zeigte. Thallian hielt den Atem an. Das war keine einfache Auszeichnung. Darian musste in der Schlacht mehr geleistet haben, als er hier zugeben wollte. Ringe wie dieser öffneten den Helden in den großen Geschichten immer Tür und Tor und erinnerten den ehemaligen Besitzer an eine große Schuld.

„Wo ist eigentlich Imion?“ fragte Gerima, erstaunt darüber, dass sie das Fehlen des Elfen erst jetzt bemerkt hatte.

„Hm“, brummte Darian. „So genau kann ich das gar nicht sagen. Nach der Schlacht hat er sich von mir verabschiedet und irgend etwas davon gemurmelt, dass er seine Sippe aufsuchen müsse. Aber du kennst ja das alte Schlitzohr. Wenn er will, dann findet er uns schneller, als uns lieb ist. Jedenfalls weiß er, wo wir hinwollen. Und da wir gerade davon sprechen: du schuldest mir fünf Dukaten. Wir ziehen morgen nach Al’Anfa.“

*

37

Er träumte. Wirres Zeug, von Feen, Kobolden und fabelhaften Wäldern. Bald bedeckte dichter, weißer Nebel die Szenerie. Schemenhafte Fratzen entstiegen ihm, ebenfalls weiß, fuhren mit heulenden Klagetönen gen Himmel und senkten sich wieder herab, um erneut mit dem Nebel zu verschmelzen. Plötzlich ein Schrei, ein lang gezogenes, zorniges Brüllen. Es war

Ighim. „Kommt nur her! Kommt nur, ihr verfluchten Geister! Ich gebe euch meinen Stahl zu schmecken, bei Angrosch! Hrraaaarrh...!“

„Magus!“ Er hörte Thorns Stimme und spürte, wie er an der Schulter gerüttelt wurde. „Magus, um der Götter Willen, wacht auf!“

Phelian, nun vollends erwacht, schreckte hoch. „Was! Was ist geschehen?“ Ein Blick in die Runde belehrte ihn, dass er den letzten Teil keineswegs geträumt hatte. Überall um sie herum war dieser dichte Nebel, der aus Rissen und Spalten in der Erde aufstieg. Die ganze Lichtung war mit einem Netz aus feinen Rissen übersät, die sich polternd verbreiterten und die bei ihrer Ankunft noch nicht da gewesen waren. Dazu dieses unheimliche Heulen, als wären die Toten wieder auferstanden, um die Lebenden heimzusuchen.

„Ihr hattet recht, Magus! Wir müssen fort! Rasch! Die Erde tut sich auf!“ Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, raffte Thorn seine Sachen und warf sie über den Sattel seines Pferdes. Die Tiere waren indes kaum noch zu halten. Sie rollten mit den Augen, legten die Ohren an und versuchten sich loszureißen. Thorn hatte Mühe, sich in den Sattel zu schwingen.

„Bei den Göttern, was ist das?“ rief Ighim, der wie wild mit seiner Axt nach einer der tanzenden Fratzen hieb. Seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Ungerührt von den Flüchen und den Hieben der Axt umtanzte ihn der weiße Schemen. Wild brüllend stürmte der Zwerg plötzlich los, um das Gebilde zu verfolgen, als dieses sich unvermittelt zur Flucht wandte.

„Ighim! Bei Hesinde, kommt zurück! Es wird Euch in Euer Verderben reißen!“ Phelians Stimme überschlug sich, aber der Zwerg schien nicht zu hören. Der Nebel schlug über ihm zusammen wie eine Woge aus Wasser und verschluckte den Körper des kleinen Mannes einfach.

„Schwingt Euch auf die Pferde!“ brüllte Thorn. „Macht, dass ihr wegkommt! Ich hole den Zwergen! Hjaah!“ Er rammte seinem Tier die Fersen in die Flanken und trieb es mit der Peitsche vorwärts.

„Ihr habt gehört, was er gesagt hat, also los!“, schrie Torben. Das Grauen stand dem Söldner ins Gesicht geschrieben. Er preschte los, ohne sich noch einmal umzusehen und die anderen folgten seinem Beispiel. Es war nicht nötig, die Pferde anzutreiben. Sie ließen die Zügel locker und die Tiere jagten von selbst in vollem Galopp über die Ebene. Erst als sie die Bäume am Rande der Lichtung erreicht hatten, zwangen sie die Tiere wieder in eine langsamere Gangart, um nicht von tief hängenden Ästen von den Pferden gerissen zu werden. Phelian duckte sich tief hinter den Hals seines Pferdes und betete, das Tier möge nicht stürzen. Hier im Wald war es nun völlig dunkel und nicht einmal das schwache Licht der Sterne drang zu ihnen durch. Er wagte einen kurzen Blick am Hals des Tieres vorbei, presste das Gesicht jedoch gleich wieder gegen das dichte Fell, als ein nachtschwarzer Ast auf ihn zugeschossen kam.

„Heilige Herrin Hesinde im ewigen Alveran. Vergib mir alle Sünden, die ich getan. Breit aus die Flügel beide, oh Ifirn meine Freude...“, begann er ein Gebet, das er aus Kindertagen kannte. Er betete so innbrünstig, wie er es schon lange nicht mehr getan hatte. Heiße Tränen benetzten das dampfende Fell des Tieres. Er betete noch immer, als das Tier nach langem Ritt allmählich langsamer wurde und schließlich halten blieb.

„Phelian! Seid Ihr in Ordnung?“ Verwirrt schaute er auf. Es war Thorn. Er hatte in die Zügel seines Pferdes gegriffen und es zum Halten gezwungen. Vor ihm lag der Leib des Zwergen quer über dem Sattel. Ighim rührte sich nicht.

„Was... ? Haben es alle geschafft?“

Thorn nickte. „Ich denke, ja. Aber wir haben einiges an Ausrüstung verloren. Und Torbens Pferd ist in einen Fuchsbau getreten. Das arme Tier ist hinüber, aber ihm selbst ist nichts geschehen. Den Göttern sei Dank!“ Er unterbrach sich, um einen Blick zurückzuwerfen. Die Nebel stiegen hier nur noch dünn empor und die Tiere hatten sich wieder beruhigt. „Es ist wohl das Beste, wir steigen ab und führen die Tiere am Zügel. Wir marschieren weiter, bis der Tag anbricht. Kömmt Ihr gehen?“

Phelian nickte. An Schlaf war in dieser Nacht ohnehin nicht mehr zu denken.

Sie marschierten die ganze Nacht. Erst, als die ersten Sonnenstrahlen durch die Wipfel der Bäume stachen, gönnten sie sich eine Rast. Die aufgehende Sonne vertrieb die Schrecken der Nacht. Gegen Mittag glaubte man, genügend Meilen zwischen sich und den verfluchten Platz gebracht zu haben, dass man Halt machte, um Mensch und Tier ein wenig Ruhe zu gönnen. Thorn kramte in den Satteltaschen und brachte schließlich einen kleinen, irdenen Krug zum Vorschein, den er entkorkte und einen tiefen Schluck daraus nahm. Anschließend reichte er das Gefäß an die anderen weiter. Es war ein starker Beerenschnaps, der zwar keine besondere Gaumenfreude darstellte, wie der sich Söldner selbst eingestand, dafür aber brannte er in der Kehle wie Feuer und vertrieb die Ereignisse der Nacht aus ihren Gedanken. Tatsächlich kehrte allmählich spürbar das Leben in die Gruppe zurück und bald machten die ersten, wenn auch verhaltenen, Scherze über ihre halsbrecherische Flucht die Runde. Immerhin hätte weit schlimmeres geschehen können und man war sich einig, alles in allem glimpflich davongekommen zu sein. Nach einem kurzen Frühstück setzte man die Reise fort. Dies geschah nun freilich langsamer als gewöhnlich, denn auch die Tiere waren vom nächtlichen Eilmarsch ermattet und außerdem stand nun ein Pferd weniger zur Verfügung, so dass man die Lasten des Packpferdes umverteilen musste. Dennoch legten sie noch einige Meilen zurück, ehe sie ihr Nachtlager aufschlugen.

Diese Nacht verlief ruhig, so dass sie den verlorenen Schlaf nachholen konnten, den Tier und Mensch so dringend benötigten. Nach zwei weiteren Tagen hatten sie den Wald endlich hinter sich gelassen und erreichten den Nordarm des Flüsschens Tommel, der bei Winhall in den Südarml mündet. Sie folgten dem Lauf des Tommel und erblickten bald bestellte Felder, die zu einem nahen Dörfchen gehörten. Das Dorf zählte insgesamt nur etwa zwei Dutzend Häuser, aber es gab einen Krämerladen, in dem sie sich notdürftig mit Lebensmitteln und anderen Gegenständen, die sie bei ihrer Flucht verloren hatten, eindecken konnten. Des weiteren erfuhren sie, dass sie sich bereits in der Markgrafschaft Winhall befanden und man beschrieb ihnen den Weg nach Honingen, der nächst größeren Stadt der Region. Tatsächlich wusste der Besitzer des Ladens zu berichten, dass von Honingen über Gratensfels und die Koschberge eine Straße nach Angbar führe. Er selbst benutze diese Straße einmal im Monat, um in Angbar seinen Vorrat an dem geschätzten Zwergenbräu aufzufrischen. So konnte er glaubhaft versichern, dass die Straße von gutem Zustand und durchaus auch für Pferde begehbar war. Also einigte man sich darauf, nun doch den Weg über Angbar zu wählen und Thorn kaufte den einzigen feilen Esel der Gemeinde als Lasttier. Letztlich erstanden sie noch Seile und Kletterhaken, nur für alle Fälle, denn man konnte nie absehen, was der Weg über die Berge bringen würde. Als sie schließlich aufbrachen, hatten sie dem Krämer das größte Geschäft seit Jahren beschert; ein Umstand, der ihnen die Begleitung und die Segenswünsche des Mannes bis ans Ende der Dorfstraße einbrachte. Auf ihrem Weg nach Süden versäumten sie nicht, nach Neuigkeiten aus dem Norden zu fragen, doch die Nachricht vom Einfall der Orken schien noch nicht bis an die Dörfer und Ortschaften entlang des Tommel durchgedrungen zu sein. Erst in Honingen erfuhren sie, dass der Reichsbhüter eine Armee nach Norden entsandt hatte. Diese werde das Orkengeziefer wohl bald dahin zurückgeworfen haben, wo es hergekommen sei.

*

Al'Anfa war schwarz. Thallian wusste um die Beinamen, die man der Metropole des Südens gab, aber so hatte er sich die Stadt nicht vorgestellt. Sie hatten den Seeweg gewählt und in

Khunchom auf der Zedrakke eines tulamidischen Händlers eine Überfahrt gebucht. Der Stadtstaat bot bereits vom Meer aus einen beeindruckenden Anblick. Die Häuser der Stadt waren auf drei Ebenen erbaut, deren Ursprung in gewaltigen Eruptionen des Vulkans Visra zu suchen war, dessen düsteres Haupt im Norden der Stadt den Horizont begrenzte. Sein Gegenstück war der Koloss, das Wahrzeichen der Stadt, der im Süden weit in den Himmel ragte und dessen turmartige Beine ein Portal über der Hafeneinfahrt bildeten. Thallian lief ein ehrfürchtiger Schauer den Rücken hinab, als das Schiff unter dem Giganten hindurchsegelte, um dessen Lippen ein seltsam harter Zug lag – ein stummer Gruß an die Kauffahrer und Händler aus fernen Ländern und eine Warnung an alle, die in feindlicher Absicht nach der Schwarzen kamen, zugleich.

Der Anblick Al’Anfas übertraf alles Denkbare, verwandelte sich in eine Kette von Eindrücken und Bildern, reihte Unglaubliches an Wunder und Unmögliches, eröffnete Szenen, die selbst die kühnsten Träume verblassen ließen.

Zwar unterschieden sich die ärmeren Viertel mit ihren Straßen voller Abfälle und verfallenen Häusern, Läden und Tavernen nicht im Mindesten von denen Khunchoms, Fasars oder Punins, aber wenn man von diesen Gebieten absah, wurde alles überstrahlt durch palmengesäumte Avenuen, in denen sich Kunstwerk an Kunstwerk reihte, durch die pittoresken Viertel der wohlhabenden Fanas, mit ihren weiß getünchten Häusern und Villen, durch die prunkvollen Paläste der Granden auf dem Silberberg, dessen kristallenes Leuchten den Betrachter in der Glut der Mittagshitze blendete, durch die schwarzen Pyramiden im Norden, jenseits des Hanfla gelegen, und durch das eigentliche Herz der Stadt: die Bal-Honak-Arena, die größte Schauanlage Aventuriens ihrer Art.

Es gab Häuser in allen Formen und Größen, kunstvoll angelegte Parks und Gärten, von Tausendschaften fleißiger Sklaven am Leben erhalten, Straßen mit Säulengängen, Basare, über riesige Flächen und in kleinen Gässchen verteilt und mit tausenden von Menschen bevölkert. Al’Anfa verstand es wie keine zweite Stadt, Gegensätze zu vereinen. Prunk und Glück der Reichen und Adelligen waren untrennbar mit den Schmerzen und der Armut der Fanas und der Sklaven verbunden; während Glaube und Hoffnung der Lebenssaft der letzteren waren, waren Korruption und Lasterhaftigkeit aber der Preis, den die Oberen der Stadt zu entrichten hatten. Al’Anfa hatte keinen Anfang und kein Ende, denn wer der Sündigen einmal ins Netz gegangen ist, so heißt, den gibt sie nicht wieder frei. Al’Anfa war der Mittelpunkt des Südens.

Die Stadt wurde von beinahe hunderttausend Menschen bevölkert, davon lebte fast die Hälfte in Sklaverei. Jeden Tag wechselten tausende Menschen auf den riesigen Sklavenmärkten gegen teures Gold den Besitzer, wobei man unter den dicht gedrängten Trauben der bronzefarbenen Waldmenschens des Umlandes auch hin und wieder hellhäutige „Ware“ auf den Verkaufspodesten fand. Das Schicksal dieser Menschen war meist schnell erzählt; ehemalige Fanas, die gezwungen wurden, sich zu verschulden und durch die sich unaufhaltsam drehende Mühle des vorherrschenden Wuchersystems in die Unfreiheit gelangten, Opfer politischer Intrigen, unvorsichtige Besucher aus nördlichen Reichen, aber auch Tulamiden, Thorwaler und selbst Zwerge, die Beute der überall jagenden schwarzen Galeeren wurden.

Die eigentliche Bevölkerung Al’Anfas war ein wüstes Gemisch aus allen Rassen Aventuriens, vorwiegend Tulamiden und Bosparanern, die die Goldene Bucht zur Zeit des Silem-Horas besetzten. Mit der Einführung der Sklaverei begann unweigerlich eine weitere Vermischung mit dem Volk der Waldmenschens, deren Einfluss so mancher Al’Anfaner die typisch blauschwarze Haarpracht des Südens verdankt.

Kaufleute aus allen nur denkbaren Ländern hatten hier ihre Kontore, erzeugten ein wirres Durcheinander von Sprachen und Sitten, einen bunten Untergrund von Religionen, fremden Riten, sonniger Lebenslust und kalter, al’anfanischer Berechnung. Ein Fundament, auf welchem, zwischen Mosaiken, Wandmalereien, Skulpturen, Wandbehängen, mit Gold und

Elfenbein ausgelegten Empfangsräumen, die al'anfanischen Granden die Verfeinerung der Lebensart bis zum letzten hin erprobten.

Zunächst hatte Thallian das Gefühl, als würden sie von dem Lärm, dem bunten Gedränge der Menschenmassen und der abwechslungsreichen Mischung aus Düften und Gestank in den Straßen der Stadt einfach verschluckt. Doch schnell zeigte sich, dass sich seine beiden Freunde in der großen Metropole des Südens mehr als gut auskannten. Gerima verabschiedete sich kurz nach der Ankunft von ihren Gefährten, um eine Unterkunft zu besorgen und schlug ein Wirtshaus als Treffpunkt vor, das auch Darian kannte. Der Söldner schlenderte indes mit Thallian durch die Stadt, zeigte ihm bedeutende Gebäude, die auf ihrem Weg lagen und wies ihn auf die wichtigsten Gebräuche hin.

„Geh niemals alleine in Stadt, solange du dich nicht auskennst“, sagte er. „Sonst könntest du enden wie die da.“ Er deutete auf ein hölzernes Podest, auf welchem ein Haufen Sklaven zum Verkauf angepriesen wurde.

„Als Sklave? Aber ich dachte, die Al'Anfaner halten nur Waldmenschen als Sklaven.“

Darian schmaubte verächtlich. „In Al'Anfa ist der Schwache der Sklave, der Starke wird zum Herren. Siehst du die Frau dort oben? Ihre Haut ist schmutzig vom Dreck der Gosse, aber weiß, nicht dunkel. Für einen Sklavenhändler spielt es keine Rolle, welche Farbe deine Haut hat, oder ob du frei geboren bist. Trägst du erst sein Eisen um den Hals, gehörst du ihm.“

Thallian war stehen geblieben und betrachtete fasziniert und erschreckt zugleich die weiße Sklavin. Ihr Gewand war zerrissen, ihr Blick vor Scham auf die hölzernen Planken gerichtet. Welches Schicksal sie wohl erduldet haben mochte?

„Kannst du sie nicht kaufen, Darian?“

„Du willst eine Sklavin?“

„Nein“, sagte er. „Nein, ich möchte sie in Freiheit wissen. Ich weiß, was es heißt, gefangen zu sein.“

„Die Gefangenschaft ist nicht das Problem, Thallian. Sie brechen den Willen der Sklaven. Sie töten sie auf gewisse Weise.“

„Wirst du sie kaufen?“

„Nein, Thallian, ich kann nicht. Ich habe nicht genügend Geld. Noch nicht...“

Sie setzten ihren Weg fort. „Es freut mich zu hören, wie du über die Sklaverei denkst. Doch lasse dies keinen Menschen wissen. Es könnte dich dein Leben kosten. In Al'Anfa wird nichts härter bestraft, als die Befreiung eines Sklaven, der dir nicht gehört. Der ganze Reichtum Al'Anfas stützt sich auf die Sklaverei. Aus diesem Grund können sie es nicht zulassen, dass auch nur ein einziger Sklave entkommt. Und bisher, so heißt es, hat es noch keiner geschafft.“

Thallian schwieg. Das Gehörte beschäftigte ihn derart, dass er Darians weitere Ausführungen nur wie von weiter Ferne hörte. Er verabscheute die Sklaverei, doch war er Realist genug, um zu erkennen, dass er allein nichts dagegen tun konnte.

„Beeindruckend, nicht?“ Darian war stehen geblieben und deutete auf ein doppelt ummauertes Gebäude, das rechter Hand an den Bruch der untersten Terrasse der Stadt grenzte und so abrupt gen Himmel ragte, dass es das ganze Gesichtsfeld einnahm. Es war ein Bau von elliptischem Grundriss, ganz aus dunklem Gestein erbaut. Höhe und Durchmesser wagte Thallian gar nicht abzuschätzen. „Die Bal-Honak-Arena“, erklärte Darian. Seine Stimme klang seltsam erregt, wie Thallian fand. „Unglaublich, dass Menschen so etwas schaffen können. Du solltest sie von innen sehen. Zehntausende finden auf den Rängen und Tribünen Platz. Es ist ein Geräusch wie Donner, das dir entgegenbrandet, wenn du in der Mitte stehst und die Menge dir zujubelt.“ Darian hatte die Augen geschlossen und schien in fernen Erinnerungen zu schwelgen. Ein entrücktes Lächeln lag über seinen Zügen.

„Du hast schon einmal in der Arena gekämpft, nicht wahr, Darian?“

„Ja... früher.“ Der Söldner lächelte ihn an. „Komm, lass uns hineingehen. Deswegen sind wir ja schließlich hier.“

Die Tore zur Arena standen offen. Sie stiegen hinab in das sandbestreute Oval, wo eine Gruppe Gladiatoren sich gerade im Kampf übte. Darian kniete sich nieder und nahm eine Handvoll des feinkörnigen, hellen Sandes auf. „Staub und Blut“, murmelte er, ehe er den Inhalt seiner Faust wieder zu Boden rieseln ließ.

Inzwischen hatte man sie bemerkt. Ein vierschrötiger Kerl mit Stiernacken, dessen Glatze im Sonnenschein glänzte, machte ein paar Schritte auf sie zu und schnauzte Darian an: „He, ihr da! Was habt ihr hier zu suchen?“

„Ich bitte höflichst um Verzeihung, Meister“, entgegnete Darian mit einem gewinnenden Lächeln, „wir wollten nicht stören. Die Tore standen offen und wir glaubten nicht, jemanden anzutreffen.“

„Natürlich stehen die Tore offen!“, bellte der Stiernackige. „Jede Schule hat für wenige Stunden die Erlaubnis, in der Arena zu üben. Also macht euch gefälligst weg, unsere Zeit ist kostbar!“

„Ah! So gehe ich richtig in der Annahme, dass Ihr der wertere Aufseher dieser prächtigen Kämpfer seid?“ Darians Hand beschrieb einen Kreis, der die Männer und Frauen umfasste, die inzwischen ihre Waffenübungen unterbrochen hatten und der eher ungewöhnlichen Unterhaltung lauschten.

„Ganz recht“, tönte der Stiernacken, in dessen Stimme jetzt Spott und Belustigung mitschwangen. Anscheinend wusste er nicht recht, was er von Darian halten sollte, nahm ihn aber offenbar nicht für voll. Ein Fehler.

„Und in den Diensten welches Hauses stehen Ihr und Eure Kämpfer, werter Herr?“

„Wir kämpfen für das Haus Karinor“, sagte der Stiernacken, wobei er den Namen seiner Herrschaft besonders betonte. Er verschränkte die Arme vor der Brust und bemühte sich, eine würdevolle Haltung anzunehmen, als er in seiner Erläuterung fortfuhr: „für die Herrin Duridanya Karinor, wem’s beliebt.“

„Tatsächlich?“, machte Darian, der sich dem Stiernackigen inzwischen auf wenige Schritt genähert hatte. Er umrundete ihn und nahm einem der Gladiatoren das Schwert aus der Hand und wog es prüfend in der Hand, wobei der Stiernacken ihm keinen Augenblick lang aus den Augen ließ. „In diesem Fall habe ich Euch ein Geschäft vorzuschlagen“, sprach Darian weiter und bedeutete einem weiteren Gladiatoren, ihm sein Schwert zu überlassen. Der Mann blickte fragend zu dem Vierschrötigen, der ihm kurz zunickte.

„Welche Art von Geschäft?“ fragte der Stiernacken. Seine Stimme hatte einen interessierten Klang angenommen.

„Mein Gefährte dort und ich werden in Eure Dienste treten. Wir werden für das Haus Karinor kämpfen – als freie Männer und gegen entsprechende Bezahlung.“

Im ersten Augenblick sah ihn der Vierschrötige an, als habe er den Verstand verloren. Dann lachte er schallend und hieb sich vor Vergnügen auf die Schenkel.

„Und warum, großer Meister des Schwertes, sollte ich auf Euren Handel eingehen?“

Mit einem harschen Geräusch bohrte sich die Klinge des zweiten Kurzschwertes vor dem Vierschrötigen in den Sand.

„Warum findet Ihr es nicht einfach heraus?“

Es war ein kurzer und ungleicher Kampf. Dennoch brauchte es insgesamt fünf schmerzhaftes Lektionen, ehe Darian den Vierschrötigen überzeugt hatte, dass es ihm und seiner Herrin nur von Vorteil sein konnte, auf den Handel einzugehen. Es floss kein einziger Tropfen Blut dabei. Nach der fünften Runde reichte Darian dem am Boden Liegenden seine Hand und half ihm auf. „Mein Name ist Darian. Darian Lowanger. Frag’ nach mir, wenn du mich suchst. Über den Preis werden wir uns sicher einig.“

39

Gerima hatte ihren alten Freund Baruch aufgesucht, der ihnen ein kleines, aber recht sauberes Haus in der Altstadt Al’Anfas besorgte. Baruch war Tulamide, lebte aber schon seit Jahrzehnten in Al’Anfa und hatte es zu gehörigem Reichtum und damit auch Einfluss gebracht. Baruch hatte Gerima schon unzählige Gefallen erwiesen, ohne jemals etwas dafür verlangt zu haben. Niemand wusste, warum er das tat, genau genommen wusste es nicht einmal Baruch selbst. Der Tulamide hatte einfach den sprichwörtlichen Narren an der blonden Diebin gefressen.

Für Darian und Thallian begann alsbald die Zeit der Spiele. Das Haus Karinor zeigte sich in der Tat an dem ungewöhnlichen Geschäft interessiert. Thallian musste sich freilich noch einige Zeit mit Übungswaffen begnügen, bis Darian ihn für bereit befand, in der Arena zu kämpfen. Bis dahin stand er nur während der Übungsstunden mit den anderen Gladiatoren im hellen Sand der Arena. Doch der große Tag sollte nicht allzu lange auf sich warten lassen. Thallian war ein fähiger Kämpfer, dazu flink wie ein tanzender Kobold auf den Beinen und er gierte nach seinem ersten Kampf. Sobald er eine Waffe in der Hand hatte, schien er geradezu unermüdlich. Letztlich gab es nur noch wenige Gladiatoren der Schule Karinor, die er nicht besiegen konnte, obgleich das schiere Kräfteverhältnis alles andere als ausgewogen war. Es war der Mond der Kriegsgöttin im 14. Jahr nach Hal, als Darian dem Jungen endlich erlaubte, mit ihm an den Spielen teilzunehmen.

Richtig wohl war Darian nicht bei dem Gedanken. Er wusste, der Junge war ein besonderer Kämpfer, doch fehlte ihm die nötige Erfahrung, um in der Arena zu überleben. Andererseits - wo sollte er sie erwerben, wenn nicht in der Arena selbst?

Und die Erfahrung kam. Darian verstand es stets so einzurichten, dass sie zu zweit antreten konnten. Meist waren ihre Gegner dann in der Überzahl und sie kämpften Rücken an Rücken, mit dem eigenen Körper den Gefährten deckend, um im entscheidenden Moment vorzupreschen und den tödlichen Stoß zu versetzen. Thallian bemerkte wohl, dass die Aufmerksamkeit seines Lehrmeister eher seiner, Thallians Sicherheit, denn der eigenen galt. Anfangs hatte er deswegen gegrollt, fand sich aber im Laufe der Zeit stillschweigend damit ab. Für immer ins Gedächtnis aber brannte sich ihm der Tag, an dem er zum ersten Mal tötete. Sie waren gegen drei Gladiatoren siegreich gewesen, denen man die Rüstungen der verhassten liebevollen Armee angezogen hatte. Zwei der Männer hatten schwere Wunden davongetragen und aufgeben müssen. Der dritte hatte tapfer gekämpft und lag nun ebenfalls zu Thallians Füßen im Staub der Arena, wo er auf das Urteil des Patriarchen wartete. Thallian sah, wie sich sein eigenes Blut, das aus einem tiefen Schnitt an der Hüfte zu Boden floss, mit dem seines Gegners vermischte, während er auf die Entscheidung des Patriarchen wartete. Die Menge tobte. Zweimal waren die Zuschauer schon gnädig gewesen in diesem Kampf, hatten die Besiegten begnadigt. Nun wollten sie Blut sehen. Mehr noch, sie wollten sehen, wie der junge Kämpfer seine Unschuld opferte. Aus den Augenwinkeln gewahrte Thallian, wie der Patriarch ein Tuch in den Sand der Arena fallen ließ. Tod! Tod! Tod! Tod!... hallte es von den Rängen wider. Er wusste, was zu tun war. Er hatte oft genug zugesehen, kannte die Regeln. Doch seine Hand weigerte sich, den tödlichen Stoß auszuführen.

„Du musst jetzt zustoßen“, hörte er Darian sagen. „Die Menge hat entschieden. Töte ihn!“ Entsetzt starrte er Darian an. „Tu’ es, bei Kor, oder sie werden uns lynchen!“

Plötzlich war es ihm, als stünde er neben sich und könnte sich selbst bei seinem Tun beobachten. Mechanisch bewegte sich sein Arm nach unten, die Spitze des Schwertes grub sich in das weiche Fleisch des Halses. Ein widerliches Gefühl, dachte er. Der Mann schrie, weil Thallian nicht sauber zugestoßen hatte, Blut spritzte und besudelte seine Stiefel. Die Schreie brachten ihn wieder zur Besinnung und er stieß abermals zu, schnell und tödlich, machte dem Todeskampf des Gepeinigten ein Ende. Die Menge jubelte, doch er hörte es kaum. Mit einem Mal war ihm Elend zumute, die Welt um ihn herum begann sich zu drehen. Er würgte,

schmeckte bittere Galle im Mund. Sein Schwert fiel in den Sand. Es war Darian, der ihn stützte, als sie zu den unterirdischen Gewölben gingen, wo sich die Gladiatoren vor und nach den Kämpfen aufhielten.

Obwohl ihm die Erinnerungen an jenen Tag seither ständig begleiteten, gewöhnte sich Thallian allmählich an das Gefühl des Tötens. Es war das eherner Gesetz der Arena, das ein jeder Gladiator zu akzeptieren hatte: töte, um nicht selbst getötet zu werden.

Die Beliebtheit der beiden Männer wuchs mit jedem ihrer Siege. Bald gab es keinen Mann und keine Frau mehr in Al’Anfa, der ihre Namen nicht wenigstens vom Hörensagen kannte. Zu den Kämpfen in der Arena gesellten sich alsbald weitere in privaten Kreisen, von denen die gefährlichsten in den Villen der Granden stattfanden. Zu diesen Kämpfen, die man Silberstechen nannte, traten sie vor allem deshalb an, weil gutes Gold dafür bezahlt wurde. Darian glaubte indes förmlich zusehen zu können, wie sich Thallians Fertigkeiten am Schwerte von einem Tag zum nächsten verbesserten. Nach vier weiteren Monden begann er, seinen Lehrling im beidhändigen Kampf zu schulen. Thallian war auch hier ein gelehriger Schüler. Es dauerte in der Tat nur wenige Wochen und die Kämpfe des Duos galten als Hauptattraktion in der großen Arena. *Marbora*, Todeshauch, nannte die Menge fortan die beiden Männer, die mit vier blitzenden Klingen durch den Sand tanzten und die Gegner vor sich hertrieben.

Für Thallian war indes eine Hochzeit angebrochen. Die Tage waren erfüllt von ausschweifenden Feiern in den nächtlichen Gassen Al’Anfas, von Frauen, von Ruhm und von Gold. Jeder Bürger der Stadt, gleich ob Fana oder Grande, schien ihn zu kennen und seine Nähe zu suchen. Während Darian versuchte, ihm wichtige Tugenden wie Maß und Bescheidenheit im Gedächtnis zu erhalten, begann der junge Mann, alsbald an die Mär von seiner eigenen Unbesiegbarkeit zu glauben - und wurde leichtsinnig. Obschon er den Kampf mit zwei Schwertern noch nicht sicher beherrschte, wie Darian nicht müde wurde, zu predigen, versuchte er sich dem Publikum zuliebe in den gewagtesten Manövern und Hieben. Nicht einmal vor akrobatischen Einlagen schreckte er zurück, auch wenn sie ihn in tödliche Gefahr brachten. Allzu oft war es nur Darrians schlanke Klinge, die im letzten Moment zwischen Thallian und dem stählernen Tod stand. Der Lehrmeister versuchte verzweifelt, seinem Schüler mit wohl gesetzten Worten den Kopf zurecht zu rücken, doch Thallian blieb uneinsichtig. Der schnelle Erfolg und das Rauschkraut, das er seit geraumer Zeit konsumierte, ließen ihn uneinsichtig bleiben. Im Mond des Ingerimm, nach nunmehr fast neun Monaten, die sie in Al’Anfa weilten, kam es schließlich, wie es kommen musste: nach einer durchzechten Nacht, in der er kaum geschlafen hatte, betrat Thallian den Sand der Arena. Sein Kopf dröhnte niederhöllisch vom Wein und die Hände zitterten ihm wie im Fieber.

Es war ein harter Kampf. Als Gegner hatte man ihnen sechs Reiter gestellt. Almadanische leichte Kavallerie. Er sah den Hieb aus den Augenwinkeln, doch war er zu träge, um auszuweichen. Die gekrümmte Klinge biss sich tief in die Schulter. Darian hörte seinen Schrei, sah ihn zusammensinken. Rotes Blut malte groteske Figuren auf den weißen Sand, dann löschte ein gnädiger Windhauch alle Lichter.

40

Der 20. Tag des Monats Ingerimm im Jahre 14 nach Hal war ein Rohalstag. Es war ein sonniger, warmer Tag gewesen, fast ein wenig zu warm für Thallians Geschmack. Die Sonne neigte sich bereits zum Horizont und Thallian saß in der hereinbrechenden Abenddämmerung auf dem Balkon und genoss die leichte Brise, die von der See her wehte und eine angenehme Kühle bescherte. Auch wenn man von ihrem Haus aus den Koloss am Hafen nicht sehen

konnte, so bot sich doch eine schöne Aussicht über die Dächer der Stadt. Versonnen strich Thallian über die feine Narbe, die sich quer über die linke Schulter zog. Die Wunde, die er in seinem letzten Kampf davongetragen hatte, war erstaunlich schnell verheilt. Zurückgeblieben war nur eine feine Wulst, die man in ein, zwei Wochen, wenn die helle Haut der Narbe denselben Kupferton angenommen hatte, wie der Rest seines einst alabasterweißen Körpers, fast nicht mehr sehen würde. Thallian nickte zustimmend mit dem Kopf. Der Wundscher hatte gute Arbeit geleistet. Vielleicht sollte er ihm nachträglich eine Prämie zukommen lassen? Jedenfalls hatte die Wunde auch ihre guten Seiten: die Verletzung hatte ihn wieder zur Räson gebracht. Immerhin wäre er beinahe gestorben...

Gerima hatte ihm erzählt, wie schlimm es ausgesehen hatte. Bis heute wusste er selbst nicht, ob sie die Wunde, oder den folgenden Kampf gemeint hatte, vielleicht beides. Darian musste gewütet haben wie ein Dämon. Keinen der Reiter hatte er am Leben gelassen, wahrscheinlich hätte er sich selbst dem Urteil des Patriarchen widersetzt und die Männer getötet. Seit jenem Tag war zwischen ihnen wieder alles wie früher geworden.

Thallian drehte sich um, als er hinter sich die Vorhänge rauschen hörte.

„Ich hoffe, wir stören dich nicht?“ fragte Darian, der sich vorsichtig durch den schweren Stoff schälte. Seine Bewegungen wirkten ungewöhnlich langsam, aber der Söldner schien guter Laune zu sein, denn er strahlte über das ganze Gesicht. Etwas verlegen, fast schüchtern, so schien es Thallian, trat der Söldner einen Schritt auf ihn zu. Hinter ihm erschien Gerima im Eingang zum Balkon. Ihre Rechte ruhte auf zutraulichste Art in der großen Hand Darians und auch sie hatte, wie Thallian jetzt sehen konnte, dasselbe verklärte Lächeln auf den Lippen.

„Ihr beiden stört doch nie“, erwiderte Thallian, etwas verwirrt von der seltsamen Einleitung und drehte den bequemen Sessel aus geflochtenen Weidenruten, in dem er sich niedergelassen hatte, so, dass er ihre Gesichter fixierte.

„Was gibt es denn?“, fragte er scheinbar gelassen, konnte dabei aber nicht verhindern, dass sich ein feines Krächzen in seine Stimme schlich. Das Verhalten der beiden schien ihm mehr als merkwürdig. Am meisten aber störte ihn, dass sein Lehrmeister Gerimas Hand einfach nicht loslassen zu wollen schien.

„Es ist nur...“ Darian stockte einen Moment, als suche er nach den richtigen Worten. „Was wir dir sagen wollten – ich habe dir alles beigebracht, was ich weiß, Thallian. Du bist jetzt ein ausgewachsener Krieger und wirst eines Tages sogar ein noch besserer Kämpfer sein als ich es jemals war. Alles was dir noch fehlt ist ein wenig Körperkraft, und die wird dir dein eigener Körper geben, wenn noch ein paar Jahre ins Land ziehen. Was ich sagen will, ist: du brauchst mich nicht mehr. Du wirst zukünftig auch ohne mich in der Arena siegen und die Menge begeistern.“

Thallian schüttelte erschrocken den Kopf. „Was meinst du damit, ‚ohne dich‘? Willst du Al’Anfa etwa verlassen? Das kannst du nicht! Ich brauche dich doch! Siehst du nicht die Narbe? Ohne deinen Beistand wird es beim nächsten Mal nicht...“

„Darian und ich wollen den Traviabund schließen, Thallian“, unterbrach ihn Gerima. „In etwa zwei Monden. Danach verlassen wir die Stadt, doch nicht für immer. Wir reisen nach Norden, über Selem und Port Corrad nach Unau. Das Unauer Porzellan ist ja weltberühmt.“ Sie unterbrach sich und schenkte Darian ein verträumtes Lächeln. „Anschließend wollen wir vielleicht nach Mherwed, Kannemünde, Khunchom – vielleicht aber auch ins Liebliche Feld, wer weiß? Auf alle Fälle kommen wir wieder. Es ist ja kein Abschied für immer“, fügte sie sanft hinzu, als sie sah, wie sich Thallians Augen mit Tränen füllten. Verlegen wischte er sich mit dem Handrücken darüber und blickte Richtung Meer, um seine Schwäche zu verbergen. Er spürte, wie es ihm die Kehle zuschnürte. Eigentlich hatte er immer gehofft, Gerima eines Tages für sich zu gewinnen. Aber sie liebte Darian, das konnte er nur allzu deutlich in ihren Augen sehen. An der Art, wie sie ihn ansah. Er durfte ihrem Glück nicht im Wege stehen.

die Hüfte gestemmt, zielte die Spitze auf die Brust des Reiters. Der Reiter erkannte die Gefahr zu spät, fand keine Zeit mehr zum Ausweichen. Das Holz des Stabes bog sich unter der Wucht des Ansturms und hielt stand. Der Reiter schrie auf und wurde aus dem Sattel gehobelt. Ein erregtes Raunen ging durch die Menge. Unterdessen war Darian bei dem anderen Reiter und hieb ihm die eisenbeschlagene Kante des Schildes mit aller Kraft auf den behelmten Schädel. Gerade im Aufstehen begriffen, riss die Wucht des Hiebes den Mann zur Seite, wo er reglos liegen blieb. Ein Pfeil zischte durch die Luft, verfehlte Darian nur um Haaresbreite. Fluchend hob dieser die Waffe des Besiegten auf und schwang sich auf den Rücken des Pferdes. Thallian hatte es ihm gleichgetan, wie ihn ein rascher Blick belehrte. Zwei der Reiter besiegt, drei blieben, dazu der Streitwagen. Die Almadaner sprengten heran. Darian hieb seinem Pferd die Fersen in die Flanken, lenkte es dem Rand der Arena entgegen, um Raum zwischen sich und die Angreifer zu bringen. Er kreuzte Thallians Weg und rief ihm zu, sich um den Streitwagen zu kümmern, als ein weiterer Pfeil seine Seite streifte. Das Geschoss durchschlug das Leder seiner Panzerung und riss eine blutende Wunde. Nicht mehr als ein Kratzer, aber die Wunde brannte niederhöllisch. Gift? Wem konnte an seinem Tod gelegen sein?

„Für Gerima!“, brüllte er, beugte sich tief über den Hals des Tieres, als er sein Pferd in die Mitte der Arena lenkte und einen Speer aus dem Boden riss. Er lenkte das Pferd durch Schenkeldruck, als er, das Schwert in der Linken, den Speer eingelegt wie eine Lanze beim Tjosten, auf den nächsten Gegner zusprengte.

Thallian war unterdessen dem Streitwagen gefolgt, der am Rand der Arena seine Bahn zog und seine tödlichen Geschosse in das Zentrum lenkte. Als die Bogenschützin den Verfolger entdeckte und ihn ins Visier nahm, hängte er sich seitlich ans Pferd, um ein kleineres Ziel zu bieten. Ein riskantes Unterfangen, denn wie schnell mochte sein Pferd zum Ziel werden ihn unter sich begraben. Einen Sturz aus vollem Galopp würde er nicht überleben. Kaum hatte er den Gedanken zu Ende gedacht, war der Streitwagen aber schon in Reichweite. Er zog sich wieder in den Sattel und trieb sein Pferd zu höherer Geschwindigkeit. Auf diesen Moment hatte die Schützin gewartet. Thallian bot seine volle Fläche. Doch in dem Moment, als der Pfeil die Sehne verließ, fuhr der Wagen über eine Unebenheit und der Ruck verfälschte die Bahn des tödlichen Geschosses. Thallian sprang. Die Menge schrie vor Begeisterung. Im Landen riss er die Gladiatrix nieder, die keine Zeit für einen zweiten Schuss fand. Es entspann sich ein kurzes Ringen, das Thallian für sich entschied. Mit einem raschen Schnitt seines Schwertes durchtrennte er die Kehle der Frau, als ein scharfer Schmerz seinen Arm durchzuckte. Der Wagenlenker hatte mit seiner Peitsche nach ihm geschlagen. Thallian sprang auf, was wegen des schaukelnden Untergrundes des Wagens nicht einfach war und stellte sich dem neuen Gegner. Doch diesmal war der Kampf keine Herausforderung. Der Wagenlenker konnte nur eine Hand benutzen, wollte er die Kontrolle über das Fahrzeug nicht aufgeben. Letztlich ließ er die Zügel dennoch fahren, als Thallian ihn kurzerhand niederstach und über Bord warf.

Aufblickend sah er Darian, der sich eines weiteren Gegners entledigt hatte, im Kampf mit den beiden letzten der Almadaner. Die Zuschauer waren mittlerweile außer sich. „*Marbora! Marbora!*“, schrien die nicht enden wollenden Choräle voller Begeisterung. Thallian griff nach den Zügeln und brachte den Wagen zum Stehen. Bogen und Köcher der Schützin lagen noch immer im Wagen. Zwar war er im Schießen nicht besonders geübt, aber die Distanz war gering und das Ziel groß. Er nahm sich Zeit zum Zielen.

Ein bunter Regen von Blütenblättern fiel auf die beiden Gladiatoren nieder, als sie zur Loge des Patriarchen schritten, um den Siegespreis zu empfangen. Jubel brandete von den Rängen wider, als Darian das vergoldete Schwert, eine der höchsten Auszeichnungen, die einem Gladiator zuteil werden konnte, in die Höhe hielt. Eine junge Grandessa warf gar ihr seidenes Cape als Zeichen ihrer Zuneigung in den Sand der Arena. Darian stand vor Rührung das Wasser in den Augen. Es sollte das letzte Mal sein, dass er diesen Augenblick genießen konnte. Dann sah Thallian, wie sein Freund zu wanken begann. Ein letztes Mal kniete Darian vor der

Loge des Patriarchen nieder, um seine Ehrerbietung zu erweisen, bevor er unter dem Jubel der Menge die Arena verließ und Richtung der unterirdischen Räume marschierte, wo sich die Gladiatoren vorzubereiten pflegten. Thallian genoss den Jubel der Menge noch eine Weile, ehe er ihm folgte.

Sklaven nahmen ihnen die Waffen ab und kümmerten sich um ihre Wunden, andere stellten Erfrischungen bereit.

„Dandolo, bring mir das Antidot aus meiner Tasche!“, befahl Darian. Dandolo nickte und kehrte alsbald mit einem blechernen Fläschchen zurück, das er dem Gladiator reichte. Dandolo war einer der Sklaven des Hauses Karinor, der Thallian und ihm zugeteilt worden war. Darian hatte Dandolo immer gut behandelt und Dandolo dankte es ihm durch unverbrüchliche Treue. Umgekehrt traute Darian dem Sklaven bedingungslos. Darian füllte zwei Pokale mit Wein und schüttete das Antidot jeweils zur Hälfte in die beiden Gefäße. Einen der Pokale reichte er Thallian, der ebenfalls leichtere Verletzungen davongetragen hatte. „Hier, trink! Vielleicht waren nicht nur die Pfeile vergiftet. Sicher ist sicher.“

Erleichtert stellte Darian fest, dass das Brennen in seiner Wunde nachließ und das tumbe Gefühl der Taubheit aus seinen Gliedern allmählich wich. Offensichtlich hatte das Gift sie nur schwächen, nicht aber töten sollen. Er verdrängte die unwillkommenen Gedanken an Intrigen und Giftmischer und begann, seinen Körper von Blut und Schmutz zu reinigen. Etwas später waren die beiden Männer gerade dabei, sich umzukleiden, als Dandolo eintrat und einen Besucher anmeldete: „Meister Darian! Draußen wartet ein hoher Herr, der Euch sprechen möchte!“

„Ein hoher Herr? Hat er seinen Namen genannt?“, fragte Darian, der gerade dabei war, ein frisches Hemd überzustreifen.

Dandolo schüttelte den Kopf. „Der Herr trägt eine Maske, so dass ich ihn nicht erkennen konnte, aber die Gewänder sind von so feiner Machart, dass es nur ein Mitglied einer der großen Familien sein kann.“

„Vom Silberberg, meinst du? Merkwürdig. Hat er gesagt, was er will?“

„Nein, Meister. Aber der hohe Herr sagte, es sei wichtig.“

„Na schön! Führe mich! Mal sehen, was dieser hohe Herr wünscht. Kommst du mit, Thallian?“ Thallian bejahte und griff nach seinem Schwert, ehe er Darian folgte. Ohne die Waffe fühlte er sich seit geraumer Zeit unbehaglich, so dass er es sich zur Angewohnheit gemacht hatte, sie stets bei sich zu tragen.

Dandolo führte sie durch die Gänge des unterirdischen Labyrinths zu einer Kammer, in der einzelner Mann wartete. In dem schwachen Schein einer blakenden Fackel, die in einer Halterung an der Wand hing, war nicht mehr als die bloße Gestalt des Fremden zu sehen. Er trug ein Maske, wie der Bote berichtet hatte, eine silberne Larve, die Stirn, Wangen und Nase bedeckte, zudem war sein Gesicht durch die Kapuze eines kostbaren Mantels verborgen. Er hielt ein parfümiertes Tüchlein in der Hand, das er beständig vor der Nase schwenkte, zudem umgab ihn eine dichte, süßliche Wolke aus Duftwasser, wie Darian angewidert und verächtlich feststellte. Dennoch bemühte er sich, seiner Stimme einen freundlichen Klang zu geben, als er seinen Gast begrüßte. Die Herren vom Silberberg waren sehr empfindlich, wenn es um ihre Auslegung der richtigen Respektserweisung ging.

„Ihr seid der Gladiator, den man Darian nennt?“ fragte der Fremde, ohne den Gruß zu erwidern.

Darian nickte. Die Respektlosigkeit war ihm nicht entgangen. „Das ist allerdings mein Name. Darf ich auch den Euren erfahren, da Ihr den meinen bereits kennt, Herr?“ fragte er daher ein wenig kurz angebunden.

Ein trockenes Lachen erscholl unter der Kapuze. „Man hat mir bereits berichtet, dass Ihr sehr direkt zu sein pflegt. Ich stelle mit Freuden fest, dass dies zutrifft. Doch tut mein Name nichts zur Sache. Aber ich will...“

*

Das lachende Wildschwein war zur Mittagsstunde wie gewöhnlich nur halb gefüllt. Daher freute sich der Wirt über den hohen Besuch, der heute eingetroffen war. Fünf Herrschaften aus dem

Norden, wie er sogleich an ihrem fremdartigen Dialekt festgestellt hatte. Darunter weilte auch ein gelehrter Herr – ein leibhaftiger Magus! Und das in seiner Stube. Sobald sich die Nachricht in der Stadt herumgesprochen hatte, würde sein Gasthaus brechend voll sein. Solche Herrschaften waren schließlich weit gereist und hatten etwas zu erzählen. Obschon, viel reden taten sie ja nicht, die hohen Herren, wie sich der Wirt im Stillen korrigierte, sondern saßen ganz still, fast betrübt, bei ihrem Bier. Nun ja, vielleicht würde das mit dem Erzählen ja noch kommen, schmunzelte er, denn trinken taten sie ja wirklich genug. Besonders der ehrenwerte Herr Zwerg sprach seinem Bräu mit einer Hingabe zu, die ihm nicht wenig schmeichelte. Schließlich galten Angehörige des kleinen Volkes schlechthin als gute Bierkenner und wählerisch obendrein.

Um die Laune von Thorn und seinen Gefährten, denn um niemand geringeren handelte es sich bei den hohen Herrschaften, die in Guthwulfs Wirtstube saßen, stand es wahrlich nicht zum Besten. Am frühen Morgen hatten sie nach langem und beschwerlichem Weg über die Koschberge endlich Angbar erreicht. Die Neuigkeiten aber, die sie hier erfuhren, waren alles andere als erfreulich. Die Orken waren im Reich eingefallen. Im nördlichen Weiden sei es bereits zu ersten Gefechten gekommen, doch über deren Ausgang wusste niemand etwas Genaueres zu sagen. Und während der Prinz im Felde stand, hatte in Gareth Answin von Rabenmund, Vetter des verschollenen Kaisers, den Thron an sich gerissen. Als Folge war ein Bürgerkrieg ausgebrochen, dessen Wirren sich der Schwarze Marschall zunutze machte, um in aller Ruhe seine orkischen Truppen zusammenzuziehen. Phelian seufzte schwer.

„Und was machen wir jetzt?“

„Wir bestellen uns noch ein Bier, bei Angrosch! Wirt!“

„Lowangen ist gefallen – unser Auftrag: gescheitert!“, lamentierte der Magier weiter, ohne auf Ighims gut gemeinten Scherz einzugehen.

„Warum seid Ihr da so sicher? Niemand konnte etwas genaueres über das Schicksal der Stadt berichten. Bei meinem Bart, ich habe die Mauern der Stadt gesehen! Solch solide Verteidigungsanlagen überrennt man nicht so schnell!“

„Ighim“, mischte sich nun auch Thorn ein, „keine Armee der Welt könnte es sich leisten, eine Stadt wie Lowangen einfach zu umgehen. Sie steckte in ihrem Rücken wie ein giftiger Dorn im Fleisch. Die ganzen Nachschublinien wären gefährdet, ganz zu schweigen von den Angriffen, die man aus dem Schutze der Mauern heraus reiten könnte. Und bedenkt die Zeit, die seither vergangen ist. Irgendwann raubt jede Belagerung den Verteidigern den Mut. Nein, ich fürchte, ich muss Euch widersprechen. Lowangen muss gefallen sein.“

„Sollte mich schmerzen, wenn Ihr Recht behieltet. Aber falls doch, was tun wir dann?“

„Kämpfen, beim Stier! Ich kann nicht für Euch sprechen, aber ich werde kämpfen. Ich ziehe heute Abend von Wirtshaus zu Wirtshaus und werbe Freiwillige an. Ich gründe die Schwarzen Raben aufs Neue. Jeder, der ein Schwert führen kann, soll mir willkommen sein. Und beim blutigen Kor, ich schwöre, dass ich nicht ruhen will, bis auch der letzte Ork dahin zurückgetrieben wurde, wo er hergekommen ist.“

„Was meint Ihr damit, Ihr könnt nicht für uns sprechen? Haltet Ihr uns für angroschverfluchte Feiglinge, die sich von ein paar Orken ins Boxhorn jagen lassen? Wo hier gekämpft wird, bin ich mit von der Partie – was meint Ihr, Magister Liebenfeld?“

„Ihr habt ganz Recht, Euer Gnaden!“ Auch in Phelians Augen glomm wieder ein Feuer, das von grimmiger Entschlossenheit zeugte. „Es ist an der Zeit, zurückzuschlagen. Die Tage des Davonlaufens sind gezählt! Für Lowangen!“ Er hielt die ausgestreckte Rechte über den Tisch; Thorn und Ighim grinsten sich zu und schlugen ein.

Wie Guthwulf vorausgesagt hatte, sprach sich die Nachricht von der Ankunft der Reisegruppe schnell herum und bis zum Abend hatte sich die rauchige Stube bis zum Bersten gefüllt. Guthwulf hatte die meisten der groben Tische und Bänke aufeinander gestapelt, um mehr Raum zu schaffen. An diesem Abend hatten seine Gäste ohnehin mehr Durst als gewöhnlich,

auch im Stehen. Gut gelaunt drängte er sich durch die Menge und brachte jeden der sechs schweren Humpen, die er in den Händen hielt, an den Mann. Guthwulf schmunzelte. Für jeden Gast in der Stube war es mittlerweile ein Ding der Unmöglichkeit, sich auch nur einen Zoll von seinem Platz fortzubewegen. Dass es ihm geglückt war, die vollen Krüge zu balancieren, ohne einen Tropfen zu verschütten, grenzte an ein Wunder. Na, vielleicht doch nicht, ging es ihm durch den Kopf. Auch vor seinen Schankmägden taten sich wie von Zauberhand verborgene Pfade auf, damit das kühle Nass den Weg zu den durstigen Kehlen fand, wie er feixend feststellte. Was natürlich nicht bedeutete, dass nicht die eine oder andere Hand die Situation schamlos ausnutzte und der wehrlosen Magd im Vorübergehen unters Mieder fasste. Guthwulf gönnte sich einen Moment, um zu verschnauften und seine Aufmerksamkeit dem schwarzhaarigen Fremden zu widmen, der, auf einem Tisch vor dem prasselnden Kaminfeuer stehend, zu den Leuten im Schankraum sprach.

„...und niemand kann mit Sicherheit sagen, wann, oder ob die Horden der Orken aufgehalten werden. Der Norden ist bereits in ihrer Hand. Nun marschieren sie südwärts und stehen vielleicht schon bald vor den Toren dieser Stadt.“ Thorn machte eine Pause und blickte in die Runde. Er fand nur wenige Gesichter, auf denen er Besorgnis entdeckte, die seine Worte hervorgerufen hätte. Die meisten der Anwesenden waren einfache Menschen: Bauern, Handwerker und Tagelöhner, die nach einem harten Arbeitstag auf eine unterhaltsame Geschichte hofften. Auf ein wenig Ablenkung vom Alltag; ein Stück vom Glanz der großen weiten Welt. Für die fernen Probleme des Reichen hatten sie kein Verständnis. Darum mochten sich gefälligst andere kümmern.

Thorn fing den strahlenden Blick eines blonden Knaben auf, der zwischen den Erwachsenen am Boden kauerte und die beinahe feierliche Stimmung genoss, die in der warmen Stube herrschte. Verstohlen schlürfte er die Schaumkrone vom Bier eines Mannes, der in seiner Nähe saß und wie die Anderen im Raum darauf wartete, dass der fremde Ritter weitersprach. Thorn lächelte dem Knaben verschwörerisch zu, als dieser sich den weißen Bart von den Lippen wischte und beschrieb mit seinem Arm einen Bogen um seine Freunde. „Meine Begleiter und ich beabsichtigen, einen Trupp von Kämpfern aufzustellen, der für die Sicherheit in der Region garantiert. Wir werden den Schwarzpelz angreifen und schlagen, wo wir seiner ansichtig werden. Willkommen ist jeder Mann, der eine Waffe führen kann. Wer ist mit uns?“ Betretenes Schweigen herrschte in der Stube. Niemand wollte der erste sein, der sich meldete. Schließlich hatte Thorn keinen Lohn versprochen, dafür reichlich Aussicht auf Gefahren. Eine groß gewachsene Frau mit scharlachroten Haaren ergriff als erste das Wort.

„Ihr spracht nur von Männern, Fremder. Sind Euch denn keine Frauen willkommen?“

Thorn musterte dankbar lächelnd die Sprecherin. Sie erweckte durchaus den Eindruck, eine Waffe halten und auch führen zu können.

Thorn nickte gönnerhaft und erwiderte: „Natürlich sind uns auch Frauen willkommen, meine Schöne. Sofern sie nicht nur kämpfen können.“

Gelächter brandete auf, das Eis schien gebrochen. Andere Freiwillige meldeten sich, und gegen Mitternacht, als Guthwulf seine Gäste endlich zu Gehen aufforderte, zählte Thorns kleiner Trupp bereits vierzehn Männer und Frauen.

*

43

Durch das dichte Dach der Blätter war Praios gleißendes Auge kaum zu sehen. Hier am Boden herrschte ein eigenartiges, grünes Zwielficht und man musste aufpassen, wohin man trat, um nicht zu stürzen. Gleichzeitig trieb einem die mörderische Hitze den Schweiß aus allen Poren,

wobei die Luft so feucht wie in einem al'anfanischen Badehaus war. Liscom meinte, das Schwitzen käme nicht etwa von der Hitze an sich, denn so heiß sei es gar nicht, auch wenn etwa der Eindruck entstünde. Vielmehr, so sagte er, läge es daran, dass die umgebende Luft nicht in der Lage sei, den abgeschiedenen Schweiß des menschlichen Körpers aufzunehmen. Da die Verdunstung von Wasser aber der eigentliche Sinn des Schwitzens sei, werde so dem menschlichen Körper die Möglichkeit zur Abkühlung genommen. Dies sei auch der Grund, warum man sich so matt fühlte – der Körper versuchte lediglich, sich vor einer Überhitzung zu schützen und gestattete seinem Besitzer daher nicht, die volle Energie zur Bewegung auszuschöpfen. Thallian staunte jedes Mal, wenn ihm sein Gefährte Einblicke dieser Art in sein schier grenzenloses Wissen gewährte. Seine Frage, woher Liscom dies alles wisse, hatte Ghosipar mit einem nachsichtigen Lächeln abgetan. Die Dinge seien weit weniger kompliziert, als die Menschen oft annähmen. Dem menschlichen Geist sei die Gabe der Logik gegeben. Diese allein gelte es streng anzuwenden, dann könnte kein Geheimnis lange bestehen. Doch nur der, der die Logik auch tatsächlich anwände, würde seinen wahren Platz in der Welt einnehmen.

Müde schlug Thallian nach einer allzu dreisten Stechfliege, die sich trotz des klebrigen Films auf seiner Haut respektlos auf seinem Hals niederließ und begierig zu saugen anfang. Er blinzelte Schweiß aus den Augen, der in salzigen Kaskaden über die schützenden Brauen rannte und bemühte sich, zu Liscom aufzuschließen, der sich durch das dichte Blattwerk hackte.

„Was denkt Ihr, Liscom? Ob wir heute einen günstigeren Lagerplatz finden?“

Liscom, der bislang noch keine Anzeichen der Erschöpfung zeigte, zuckte nur mit den Schultern. „Die Götter werden es schon richten“, meinte sein Gegenüber mit jenem eigenartigen Lächeln, das Thallian schon des Öfteren bei ihm aufgefallen war, wann immer der Magier die göttlichen Zwölf ins Gespräch brachte. Er mochte sich täuschen, aber eine Stimme in seinem Inneren sagte ihm, dass dem nicht so war und mahnte ihn zur Vorsicht. Er beschloss, Liscom bei Gelegenheit darauf anzusprechen.

Ansonsten fiel ihm zu seinem Verdruss auf, dass sich die Erfahrung, die sich der Andere auf seinen unzähligen Streifzügen durch die Dschungel Maraskans und die Echsensümpfe, von denen er berichtet hatte, deutlich bemerkbar machte. Liscom schwitzte weit weniger, bewegte sich wesentlich gewandter in dieser Vegetation als er selbst – obgleich er neben ihrem unhandlichen Gepäck noch das Zeichen seines Standes, den fast mannshohen, hölzernen Stab mit sich schleppte – und schien zudem immer den richtigen Weg zu finden. Vor allem letzteres erstaunte Thallian über die Maßen, da er bereits am ersten Tage, den sie im Dschungel verbracht hatten, die Orientierung verloren hatte.

Sie marschierten noch mehrere Stunden, ehe sie Halt machten, um zu lagern. Der Urwald bot dasselbe Bild wie schon den ganzen Tag. Keine Lichtung, kein Fluss, die das erdrückende Dickicht aus grünem Blattwerk auflockerten. Also zogen sie sich wieder auf einen geeigneten Baum zurück, dessen Äste breit genug waren, um eine sichere Nacht zu garantieren, und hoch genug, um vor Raubtieren zu schützen, die zumeist am Boden jagten, wenn die Nacht hereinbrach. Ein überlebensnotwendiger Trick, den Liscom seinem Begleiter gleich zu Beginn ihrer Reise beigebracht hatte. Ein jeder saß auf seinem Ast, gegen den mächtigen Stamm des Urwaldriesen gelehnt und nahm schweigend das karge Abendbrot ein, als Thallian unvermittelt fragte: „Wie ist es Euch eigentlich möglich, in diesem stetigen Grün, ohne die Sonne die Orientierung beizubehalten? Für mich sieht ein Baum aus wie der andere.“

Liscom lachte trocken. „Wer sagt denn, dass ich mich überhaupt zurechtfinde? Vielleicht irre ich ja genauso ziellos unter den Bäumen umher wie Ihr, mein junger Freund.“

„Und doch scheint Ihr immer den richtigen Weg zu finden!“, beharrte Thallian.

„Der richtige Weg! Was heißt das schon? Was ist überhaupt richtig? Vermögt Ihr das etwa zu beurteilen?“

„Nein! Das vermögen allein die Götter“, antwortete Thallian aufrichtig.

„Ha! Die Götter! Da täuscht Ihr Euch! Die Götter verdanken ihre ganze Herrschaft, wenn nicht ihre schiere Existenz, einem einzigen, für sie glücklichen Zufall! Wer an sie glaubt, ist ein Narr!“

„Herr Liscom! Das ist Ketzerei!“, entgegnete Thallian in ehrlicher Entrüstung. „Ich fordere Euch auf, das augenblicklich zurückzunehmen, sonst muss ich annehmen, einen Mann vor mir zu haben, der dem ‚Einen ohne Namen‘ anhängt, bei Praios!“

„Unsinn! Der Namenlose! Pah! Er ist von demselben Falsch wie seine zwölf Geschwister!“

„Herr Ghosipar! Was wagt Ihr!“

„Still mein junger Freund, still augenblicklich! Ich sehe, Ihr irrt mit verbundenen Augen durch diese Welt, also ist jedes weitere meiner Worte vergebens. Darum mögen wir diese Unterhaltung beilegen, denn es würde nichts als böses Blut daraus entstehen. Ihr mögt Eurem Glauben weiter anhängen, wie es Euch beliebt; Euch aber bitte ich, lasst mir den meinen. Nennt ihn meinerwegen einen Irrglauben, und versucht, mich zu bekehren, aber nicht heute Abend! Nur noch dies: Ich weiß, Ihr seid belesen und werdet also verstehen, wovon ich spreche - was denkt Ihr denn, geschah im Dritten Zeitalter, als die Götter Krieg führten? Als der eine Bruder den anderen erschlug? Wie viele Götter, glaubt Ihr, sind in den Gigantenkriegen ausgelöscht worden von ihrer Geschwister Zorn? Nein, sagt es nicht, ich sehe es an euren Augen und glaubt mir, es stimmt nicht! Ein Gott kann sehr wohl sterben, ich weiß es! Und wenn Ihr dies bedenkt, so überlegt wohl und sagt mir, mit welchem Recht die Zwölfe über Dere herrschen, wenn nicht allein durch das Recht des Stärkeren? Und was wäre, wenn Silem-Horas in seinem Edikt nicht zwölf, sondern gleich vierzehn Götter aufgenommen hätte oder gar gänzlich andere? Wen würdet Ihr dann anbeten? Mehr will ich jetzt nicht sagen noch hören, außer ‚Gute Nacht, schlaft wohl!‘“

Damit drehte er sich zur Seite und wickelte seinen Mantel enger um sich. Nicht etwa wegen der Kälte, sondern vielmehr, um die Horden von Ungeziefer und Stechmücken abzuwehren, die ihr Blut rochen. Thallian lag in dieser Nacht noch lange wach und dachte über die Worte seines Gefährten nach. Das Gift, das Liscom versprüht hatte, begann zu wirken und bald war er sich nicht mehr sicher, wer dem Irrglauben anhing. Hatte Liscom etwa recht mit dem, was er sagte? War ein einfacher Krieg die Ursache für die göttliche Ordnung? Oder noch schlimmer: hatte vor fast zweitausend Jahren ein einfacher Sterblicher über die Zukunft der Götter entschieden? Was, wenn Silem tatsächlich den Namenlosen oder den Orkgötzen Brazhoragh in sein Götteredikt aufgenommen hätte? Würden die Götter so etwas zulassen? Als er endlich einschlieft, plagten ihn üble Träume, und er war froh, als er früh am nächsten Morgen wieder erwachte.

Nach einem raschen Frühstück marschierten sie ohne ein weiteres Wort zügig weiter. Liscom schien nicht daran interessiert, die gestrige Unterhaltung zu vertiefen und Thallian wollte kein geeigneter Anfang einfallen, um an das unterbrochene Gespräch anzuknüpfen. Schweigend hackten sie sich durch die grüne Wand, bis Liscom gegen Mittag plötzlich halten blieb. Aufgeregt winkte er Thallian zu sich heran und deutete voraus. Überwachsen von allerlei Ranken und ähnlichem Blattwerk, so dass das Auge fast nichts zu erkennen vermochte, erhob sich in wenigen Dutzend Schritt Entfernung ein gewaltiger Bau aus schiefergrauem Gestein, das hier und da unter dem grünen Mantel hervorlugte.

„Das muss es sein! Genau wie auf der Karte beschrieben!“

„Karte? Von welcher Karte sprecht Ihr?“

„Von dieser hier!“ Atemlos zog Liscom ein bemaltes Stück Leder unter seinem Gewand hervor und studierte sie eingehend.

„Von dieser Karte habt Ihr mir nie etwas gesagt. Woher habt Ihr sie?“

Grinsend rollte Liscom die Karte wieder zusammen und verstaute sie. „War auch nicht nötig! Am Ende hättet Ihr mir die Karte abgenommen und Euch allein auf die Suche gemacht. Kannte Euch ja kaum. Auf jeden Fall sind wir am Ziel!“

„Auf die Suche wonach denn? Wovon redet Ihr überhaupt? Herr Liscom! So wartet doch!“

In seiner Aufregung war der Magier vorausgeeilt, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er umrundete den Bau, fieberhaft nach einem Eingang suchend. Schließlich entdeckte er eine Treppe und begann, wie ein Irrer an den Ranken zu zerren, die den Stein umwucherten. Thallian, den nun ebenfalls die Neugier gepackt hatte, kam hinzu und half, den Weg frei zu machen. Stufe um Stufe eroberten sie vom Dschungel zurück. Endlich lag der Eingang frei. Auf der obersten Stufe flankierten zwei steinerne Echsen – Leviatanim, wie Liscom erklärte – einen großen Torbogen, der ins Innere der Anlage führte. Thallian beschlich ein ungutes Gefühl, als er hinter Liscom die weit drei Schritt hohen Statuen passierte. Vergebens versuchte er sich damit zu beruhigen, dass es sich bloß um Statuen handelte, deren Furcht einflößender Blick der Handwerkskunst eines begnadeten Bildhauers zuzuschreiben war. Zum ersten Mal in seinem Leben vermochte er nachzuvollziehen, wie sich ein Angehöriger des kleinen Volkes unter Menschen fühlen musste. Als ob man in den Rachen einer riesigen Bestie hineinspaziert, ging es ihm durch den Kopf. Doch er bezwang sein Unbehagen und durchschritt die Schwelle des Tores.

Innen war es entgegen ihrer Erwartungen nicht völlig dunkel. Es herrschte ein dämmriges Zwielflicht, als ob von irgendwo her das Tageslicht einfiel. Liscom sorgte mit einer magischen Lichtkugel für zusätzliche Beleuchtung, dennoch reichte das Licht nicht aus, um den annähernd halbkreisförmigen Gang zur Gänze auszuleuchten. Leise murmelte der Magier unverständliches Zeug vor sich hin, während er, die Reliefs an den Wänden betastend, durch die Gänge des Tempels schritt, die Thallian wie ein undurchschaubares Labyrinth anmuteten. Ihr Weg führte sie spürbar abwärts. Nach etwa einer halben Stunde meinte Thallian förmlich zu spüren, wie sie sich durch den warmen, feuchten Leib Sumus bewegten. Hier, unter der Erde, verlor er vollends das Gefühl für Raum und Zeit.

„Herr Liscom! Sollten wir nicht die Gänge, die wir passieren, markieren? Wie wollt Ihr denn je wieder hier herausfinden?“

... wie war es gleich? Dem Körper der Schlange ins Innere folgen. Ihr Körper ist aber rund, sobald... Hm? Wie meint Ihr? Oh, gewiss! Die Gänge! Nein, ist nicht nötig, mein junger Freund! Seid ohne Sorge, wir finden schon wieder heraus! Ihr mögt es vielleicht wegen der vielen Seitengänge nicht bemerkt haben, aber in Wirklichkeit beschreibt unser Weg eine Spirale. Auf dem Rückweg haben wir also diese Wand immer zu unserer Linken, wenn...“ Er hielt vor Erstaunen im Sprechen inne und deutete erregt nach vorne, wo in weniger als fünf Schritt Entfernung ein neues Standbild sichtbar wurde. Es handelte sich um eine sechsarmige Sskrechu aus Jadegestein, deren Schlangenableib sich um ein Nest aus kindsgroßen Eiern wand. Die Figur nahm den ganzen Raum ein, vom Boden bis zur Decke, war also fast fünf Schritt hoch. Es schien kein Weiterkommen zu geben, was Liscom zumindest im Augenblick jedoch nicht zu stören schien.

„Seht doch! Wie wunderschön! Kaum sollte man glauben, dass die Alten bereits vor Jahrtausenden solch herrliche Meisterwerke zu schaffen imstande waren.“ Andächtig schwieg er einen Moment, um dann lauter fortzufahren: „Bedenkt allein den Wert dieser Statue! Sie mag gewiss einen halben Quader wiegen und besteht aus schierer Jade. Dazu die Edelsteine, die die Schuppenpartien der Arme bilden. Was sagt Ihr? Läuft Euch da nicht das Wasser förmlich im Munde zusammen, wenn Ihr an all diese Reichtümer denkt?“

„Pah! Reichtümer!“ Thallian lächelte versonnen. „Ihr wollt mir doch nicht weismachen, dass Ihr Euch wegen solch eines Kolosses in den Urwald geschleppt habt? Nein, Herr Liscom, dazu seid Ihr zu schlau! Ihr besaßt die Karte und wusstet, was wir finden würden. Solltet Ihr es wirklich nur auf diese Statue abgesehen haben, Ihr hättet einen Weg ersonnen, sie hier heraus zu schaffen! Im Übrigen habe ich gelesen, dass die Geschuppten sich darauf verstanden, ihre Reichtümer mit allerlei Zauberwerk zu schützen. Und waren es nicht gerade sie, die in der Gemmen-Zauberei die Meisterschaft erlangten? Ich schätze, dass es uns darob nur schwer gelingen würde, die Sskrechu zu entwenden.“

Liscom pfiff anerkennend durch die Zähne. „Ich bin entzückt! Eine Antwort wie aus dem Lehrbuch, mein junger Freund! Ich wusste, ich habe mit Euch keinen Fehlgriff getan! In Euch steckt mehr, als man selbst nach fast zwei Monden gemeinsamer Reise zu ahnen vermag. Ich muss gestehen, dass ich Eurer Einschätzung nur beipflichten kann, denn sie deckt sich fast zur Gänze mit der meinen. Aber um Näheres herauszufinden, muss ich die ganze Örtlichkeit einer eingehenden Examination unterziehen. Dies mag unter Umständen mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Ich schlage deshalb vor, Ihr zieht Euch ein paar Schritte in den Gang zurück und bereitet uns eine kleine Stärkung zu. Das Strömen der Kraft lässt mich zumeist hungrig werden.“

Thallian nickte zustimmend und ging ein kleines Stück auf dem Weg, den sie gekommen waren, zurück. Dies schien Liscom indes nicht genug zu sein, denn er rief ihm zu: „Noch ein kleines Stück, mein Freund! Und achtet auf Eure Deckung! Wer weiß, was geschieht! Am Ende fliegen hier noch Feuerbälle durch die gute Stube!“

Also zog sich Thallian noch ein Stückchen zurück, gerade so weit, dass der Magier hinter einer Biegung aus seinem Gesichtsfeld verschwand. Dann breitete er die Decken aus und holte die Wasserflaschen und was er sonst noch an Essbarem fand, aus ihren Taschen. Um die Biegung des Ganges ertönten die Litaneien des Magiers, die schier kein Ende nehmen wollten. Er zog sich den Rucksack als Kopfkissen heran und streckte sich lang auf seiner Decke aus, während er auf Liscom wartete. Die feuchte und heiße Luft des Ganges machte ihn schläfrig und der monotone Singsang bewirkte, dass er alsbald in einen süßen Schlummer fiel.

*

44

Ein schabendes Geräusch ließ ihn aus seinem Schlaf hochschrecken. Es hörte sich an, als kratze ein Riese mit seiner Frühstücksgabel auf Schiefer. „Heureka! Es ist vollbracht!“ erschallte da Liscoms Jubelruf vom jenseitigen Ende des Ganges. Eilig sprang Thallian auf und lief zu der Statue, wo er den Magier vermutete, aber Liscom war verschwunden. Stattdessen klappte eine gewaltige Öffnung in der Wand, wo bislang das Standbild der Statue gestanden hatte. Die Statue war von ihrem Platz verrückt worden, wie, das konnte er sich in diesem Moment nicht erklären. Auch fiel ihm auf, dass die Arme eine andere Stellung eingenommen hatten, aber er hielt sich nicht weiter mit der Lösung dieses Rätsels auf. Statt dessen schlüpfte er ebenfalls durch die Öffnung und eilte dem Magier nach. In seiner Erregung war Liscom einfach weitergeeilt, ohne ihn zu rufen. Wahrscheinlich hielt er die Statue für das einzige Hindernis, das zwischen ihnen und was immer er suchte, lag, und achtete nicht weiter auf andere Fallen. Er musste ihn einholen, ihn vor sich selbst schützen. Thallian hatte indes noch keine zwei Dutzend Schritt zurückgelegt, als ein Schrei aus dem Gang ertönte. Also hatte er sich nicht getäuscht. Er fing an zu rennen. Hinter der nächsten Biegung klappte so plötzlich ein rechteckiges Loch im Boden des düsteren Ganges, dass er fast hineingestürzt wäre. Im allerletzten Moment warf er sich nach hinten und landete um Haaresbreite vor dem Abgrund auf dem Hosenboden. In dem Loch aber hing Liscom, sich mit einer Hand am Stabe festklammernd, der sich in letzter Sekunde quer über der Öffnung im groben Mauerwerk verfangen hatte, und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Etwa ein Dutzend Schritt unter ihm, wo man den Boden im Schein der herabgefallenen Fackel erahnte, lauerte der Tod: in wilden Zuckungen wanden sich aberhunderte von glatten, zischenden Schlangen in einem wirren Knäuel. Jeden Moment konnte der Magier in die Tiefe stürzen.

kannten sie auch das Geheimnis des ewig brennenden Öls. Passt auf, mein Freund, gleich werdet Ihr etwas zu sehen kriegen.“

Er hielt die Fackel über die Flüssigkeit und entzündete sie. Fauchend sprang die Flamme über und pflanzte sich in mehreren, spiralenförmigen Bahnen über die Wand der Höhle fort, bis der ganze Raum erhellt war. Das Licht des Feuers enthüllte allerdings genug zum Staunen. Sie schienen auf einen alten Kultplatz gestoßen zu sein, der in uralter Zeit den geschuppten Göttern, oder vielmehr einem ihrer Götter geweiht war. In der Mitte der Kaverne war Er abgebildet, den man hier verehrt hatte. Gewiss zehn Schritt hoch war das Standbild, das Ihm zu Ehren errichtet worden war. Er ähnelte der Sskrechu-Statue, die den Eingang blockiert hatte, nur war Er ungleich größer, gewaltiger. Sein Schlangenleib schimmerte in allen Farben des Regenbogens. Die Schuppen waren aus köstlich geschliffenen Edelsteinen aller Farben und Formen nachgebildet, der nackte, polierte Oberkörper aber war aus reinem Gold gegossen. Kein Laut entwich den Mündern der Männer, als sie beinahe ehrfürchtig die behauenen Stufen hinabschritten, um auf den Boden der Kaverne zu gelangen. Hier unten wurde die Sicht durch zahlreiche Stelen behindert, die scheinbar unregelmäßig in der ganzen Höhle verteilt waren. Die größten von ihnen maßen etwa so viel wie ein ausgewachsener Mann. Wie die Wände waren auch die Stelen mit verschlungenen Glyphen und Ornamenten verziert.

Lange dauerte ihr Schweigen und sie fanden Zeit, das Standbild zur Hälfte zu umrunden, ehe Liscom zum ersten Mal wieder das Wort ergriff. Nun sahen sie nämlich aus dem Rücken der Statue fremdartige Gebilde herausragen, großen Schuppen gleich, eine jede von anderer Farbe, ganz wie der schillernde Schlangenleib.

„Dreizehn an der Zahl. Also ist es wahr!“, hauchte Liscom, ganz in den Bann des herrlichen Anblicks geschlagen, der sich ihnen bot. „Die sagenhafte Höhle des Satinav!“

„Satinav?“ fragte Thallian ebenso leise. „Ist dies der Name des Götzen?“

Doch Liscom schüttelte den Kopf. „Götze ist der falsche Ausdruck, wenn Ihr die Zwölfe als Götter gelten lasst, mein Freund! Der Dreizehngehörnte ist nicht minder göttlich noch mächtig als die, die Ihr die Göttlichen Zwölf nennt. Er ist der Herr der Zeit, von LOS selbst an das Schiff der Ewigkeit gekettet, dessen Kurs er nicht verändern kann, aber das zu bewachen seine immerwährende Aufgabe ist, als Strafe für seinen Frevel. Der Legende nach war der, den wir in unserer Sprache Satinav nennen, ein Gigant und ein mächtiger Magier! Er soll versucht haben, zum Anbeginn der Zeit selbst zurückzureisen, um den Kataklysmus zu verhindern. Die Echsischen verehrten ihn als Gottheit. Und nun sagt selbst: wer muss mächtiger sein – der Echsen Gott, dem es gelang, durch die Zeit zu reisen, oder die Falschen, die Ihr verehrt und denen diese Gabe verwehrt ist?“

„Ich weiß nicht, was Euch Euren Glauben geraubt hat, Herr Liscom!“, entgegnete Thallian scharf. „Im Grunde dauert Ihr mich, denn Ihr gebt Eure unsterbliche Seele der Verdammnis Preis. Aber da ich Euch das Leben gerettet habe, denke ich, dass Ihr mir einen Dienst schuldig seid. Darum bitte ich Euch, mit mir nach unserer Rückkehr in einen Tempel zu gehen und dort zu beten. Ich bin mir sicher, dass die Priester Euch auf den rechten Weg zurückführen werden.“

Liscom lachte. Zunächst war es nur ein verhaltener Laut, der aber anschwellte, bis der Magier aus vollem Halse lachte.

„Wenn Euch denn so viel daran liegt – aber ich denke nicht, dass Eure Pfaffen viel Freude an dem Gespräch mit mir haben werden! Doch nun grämt Euch nicht! Seht doch! Wir sind am Ziel!“ Liscom strahlte über das ganze Gesicht. „Wir sind am Ziel!“ rief er so laut er konnte durch die Höhle und das Echo seiner Stimme brach sich ein Dutzend Mal an den Wänden und verebbte schließlich in unverständlichem Gewimmer. Als er Thallians ratloses Gesicht sah, der die Stirn in Falten gelegt hatte, begann er abermals zu lachen. „Aber mein junger Freund, was macht Ihr denn für ein Gesicht? Habt Ihr denn noch nicht die Schätze entdeckt, die es hier zu holen gilt?“ Liscom machte eine Pause, um seinem Begleiter die Zeit zu geben, von selbst auf die Lösung zu kommen.

„Falls Ihr die Statue meint, Herr Liscom, die werden wir noch viel weniger hier herausbekommen als die JadeSskrechu...“

„Ach, Papperlapapp! Denkt Ihr immer noch in so kleinen Maßstäben? Schaut Euch doch einmal die Wände an! Dort liegen die wahren Schätze begraben! Wissen! Macht! Das ist es, wovon ich rede! Das Wissen, Ihn zu zwingen!“

Thallian ließ seinen Blick schweifen und sah, was der Ältere meinte. Jede Wand war mit seltsamen Runen und Bildnissen bedeckt. „Die Glyphen von *Yash’Hualay*, mein Freund!“ erklärte Liscom verheißungsvoll. „Wisst Ihr, was das bedeutet?“, jubelte er, und abermals hallten die Wände von seiner Stimme wider. „Los, helf mir unsere Sachen herbeizuschaffen! Wir schlagen hier unser Lager auf!“ Mit einem Mal wich seine freudige Erregung fieberhafter Tätigkeit und er eilte dem Ausgang der Höhle entgegen. Thallian folgte ihm nach kurzem Zögern und so verwendeten sie den Rest des Tages darauf, sich in der Kaverne ein Lager herzurichten. Während Liscom am Abend schon aufgeregt begann, die Inschriften zu entziffern, inspizierte Thallian ihre Vorräte. Nahrung hatten sie wohl noch für drei Wochen, das Wasser würde allerdings nur noch wenige Tage reichen. Sie mussten Trinkwasser beschaffen. Doch als er Liscom seine Gedanken mitteilte, lachte dieser nur und sagte, dass es im Wald genug davon gebe, man brauche es nur aufzusammeln. So machten sie sich daran, die Inschriften zu entziffern und zu katalogisieren – das heißt, Liscom mühte sich redlich, die Glyphen zu deuten, während Thallian sie zunächst nur aufzeichnete. Nach einigen Tagen aber begann Liscom, seinen jungen Begleiter in der fremden Schrift zu unterweisen, soweit dieser die Zeichen nicht schon aus dem Zusammenhang ihrer Aufschriebe kannte – vier Augen lasen schließlich schneller als zwei, meinte der Magier und er sollte Recht behalten: die Fortschritte ihrer Arbeit wuchsen mit sichtbarer Geschwindigkeit. Nach zwei Wochen hatten sie bereits 21 Schriftrollen vollgeschrieben und Thallian hatte auf Liscoms Anraten ein kleines Büchlein mit den ihnen bekannten Zeichen gefüllt. So kam es, dass Thallian allmählich ein Bild von der Art des Wissens erhielt, das sie hier entschlüsselten. Und er begann, sich insgeheim Fragen zu stellen. Eines Abends trat er zu Liscom und fragte: „Herr Liscom, wonach suchen wir eigentlich? Ist denn das bisher Gefundene nicht genug?“

Liscom ließ von der Stele, die er gerade untersuchte, ab und goss sich müde einen Becher Wasser ein. „Nein, beim Difar, das ist es nicht!“ Es war das erste Mal, dass Thallian den Magier fluchen hörte. „Es ist zum Haare raufen! Kristallmagie, alchemistische Rezepte, Geschichten! Aber nicht die Formel, nicht die erhoffte Formel, ihn zu zwingen!“

„Von wem spricht Ihr, Herr Liscom? Und welche Formel sucht Ihr denn, bei Hesinde?“

„Nehmt diesen Namen nie wieder in meiner Gegenwart in den Mund, hört Ihr? Die Schlangengeißige ist genauso schuld an der Situation wie die anderen! Sie hat es zugelassen, hat den Meister verraten!“ Die Augen des Magiers glänzten fiebrig und so nahm Thallian das Gerede nicht ernst, sondern schrieb es den Anstrengungen der vergangenen Tage zu. Ghosipar hatte sich wieder dem Ritualstein zugewandt und murmelte erregt vor sich hin: „Was ist das, was für eine Sprache ist das, zum Henker? Es sind nicht die Glyphen aus *Yash’Hualay*, ganz sicher nicht! Sie sind mir unbekannt, völlig fremd, ich kann sie nicht deuten...“

„Herr Liscom, Ihr seid müde, vielleicht gar krank. Ihr solltet Euch ausruhen. Vielleicht wäre es gar besser, wir würden dieses Unternehmen abbrechen. Ich fürchte allmählich um Eure Gesundheit.“

„Was höre ich da?“, giftete der Magier ihn an. „Ihr wollt zurückkehren? Jetzt, wo wir so nahe vor dem Ziel stehen?“

„Ziel? Wovon redet Ihr überhaupt, Herr Liscom! Wir schreiben Glyphen ab, die irgendeine übergroße Eidechse vor tausend Jahren auf den Fels geschmiert hat!“ Thallian brüllte den Älteren an. Er war dessen Gefasel vom großen Ziel endlich überdrüssig. „Ihr redet die ganze Zeit von irgend einem Ziel, dabei wisst Ihr selbst nicht einmal, wonach Ihr eigentlich sucht!“

Der irre Ausdruck wich von Liscoms Gesicht und er schien mit einem Mal wieder er selbst zu sein. Kühl entgegnete er: „So denkt Ihr also! Aber natürlich.“ Er lachte. „Wie konnte ich auch

annehmen, Ihr würdet verstehen! Ihr habt ja keine Ahnung!“ Er schenkte sich wieder Wasser ein, nahm einen Schluck, lachte. „Wollt Ihr wissen, wonach wir wirklich suchen? Weswegen ich hier bin?“ Er wartete nicht, bis Thallian ihm antwortete, sondern fuhr fort: „Wegen des Meisters! Wir suchen nach einem Weg, *ihn* zurückzuholen. Ihr und ich, Thallian, wir können – und wir werden – es schaffen! Und *er* wird diejenigen reich belohnen, die ihm treu gedient haben.“

„Meister? Wovon spricht Ihr? Was wollt Ihr zurückholen? Etwa eine Beschwörung?“

Wieder lachte Liscom, laut und schallend. „Nicht was, du Tropf! Wen! Vor vierhundert Jahren hat *er* geherrscht, bis *ihn* sein eigener Bruder überfiel und in den Limbus verbannte! Doch *er* wird wiederkehren, mächtiger als jemals zuvor – so hat *er* es prophezeit. Und ich werde *seine* Rückkehr vorbereiten! Die Rückkehr des mächtigsten Magiers aller Zeiten!“

Es dauerte einen kleinen Moment, ehe Thallian verstand. Dann aber erinnerte er sich an den Unterricht aus Kindertagen, daran, was er auf der Akademie über das dunkelste Kapitel ihrer Zunft gelernt hatte und ein Name drängte sich an die Oberfläche seines Bewusstseins. Zuerst waren es bloße Buchstaben, die sich verschwommen zu einem Wort formten, so als lägen sie in großer Tiefe auf dem Grund eines Sees und er könnte sie nicht deutlich genug sehen. Doch er spürte, dass es ein schrecklicher Name war und er erinnerte sich noch genau, wie er damals bei der bloßen Nennung dieses Namens gezittert hatte – anders als die anderen Eleven, für die der Name lediglich ein weiteres Stück Wissen darstellte, das es zu lernen galt –, als ob er den Namen mit einer unmittelbaren, aber nicht greifbaren Gefahr verbände. Er erinnerte sich eines Bildes, das er als Mosaik auf dem Boden im Arbeitsraum seiner Mutter gesehen hatte. Deutlich sah er wieder die große, hässliche Hakennase und die dunklen, stechenden Augen vor seinem geistigen Auge. Mit dem Bild nahm auch der Name Gestalt an, wurde greifbar und drängte sich flüsternd über seine Lippen: „Borbarad!“

„Ja, so nannte man *ihn*! Deine Pfaffen halten ihn für tot, Thallian! Doch er ist es nicht! Ich kann *ihn* hören. *Er* ruft nach mir!“ Liscoms Stimme hatte sich zu einem Flüstern herabgesenkt. „*Er* sagt mir, was ich tun muss! Und bald wirst auch du den Meister hören, *ihn* dienen! Das ist dein Schicksal – *er* hat es mir gesagt!“

Obwohl Liscom fast geflüstert hatte, war es Thallian bei dessen Ausführungen eiskalt durch Mark und Bein gefahren. Die Augen des Magiers, die ihn jetzt wie irre anglotzten, flößten ihm Angst ein. Es war ihm, als sauge der Stein, an dem er sich abstützte, alle Kraft aus seinem Fleisch und er musste sich setzen, stützte das Gesicht auf die Hände. Ein Geräusch sagte ihm, dass Liscom neben ihm getreten war. Jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter und sprach sanft, fast zärtlich, wie ein Vater: „Ich weiß, es ist nicht leicht für dich. Auch ich wuchs mit den Lügen der Pfaffen auf, bevor der Meister mir die Augen öffnete. Aber *er* ist ein guter Wegweiser. Und die, die *ihn* folgen, versieht er mit Macht und Reichtum. Was würdest du sagen, wenn er dein verkümmertes Talent wiedererwecken würde?“

Überrascht blickte Thallian auf. „Was sagt Ihr da? Woher wisst Ihr...“

Liscom lachte vergnügt. „Ich bin Magier, schon vergessen? Ich weiß mehr über dich, als du ahnst. Du magst vielleicht geglaubt haben, dass du nie wieder zu zaubern imstande wärst, aber *er* kann dir dies ermöglichen. Und selbst wenn dein Talent bis zu *seiner* Rückkehr völlig absterbe, so hat *er* einen Weg gefunden, dir neue Macht zu schenken. Sei ehrlich zu dir selbst: würde dir das nicht gefallen? Du wärst der mächtigste Krieger, den die Welt jemals gesehen hat. Nicht einmal der viel gerühmte Schwertkönig könnte dich besiegen.“

Thallian schaute den Magier lange an. Was sollte er tun? *Steh' auf!*, sagte eine Stimme in seinem Inneren. Er erhob sich. Liscom mochte dies als Zeichen der Bereitschaft deuten, denn er fuhr fort: „Natürlich verschenkt auch der Meister keine Macht umsonst!“

„Was muss ich tun?“ Die Frage galt weniger Liscom, als mehr sich selbst, doch der Magier merkte es nicht. *Nimm dein Schwert! Du weißt, was du zu tun hast!*

„Nicht viel!“, antwortete Ghosipar und bückte sich nach seinem Rucksack. Er zog einen durchsichtigen Kristall heraus und hielt ihn prüfend gegen das Licht. „Alles, was du tun musst,

ist diesen Kristall hier zu nehmen und bei deinem Blute...“ erschrocken hielt er inne. Während er sprach, hatte er sich umgedreht und sah nun, dass Thallian sein Schwert in der Hand hielt. In seinen Augen glomm Zorn und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck fester Entschlossenheit, als er ausholte. Geistesgegenwärtig warf der Magier mit dem Kristall auf ihn, zielte nach seinem Gesicht. Im letzten Moment drehte Thallian sein Schwert und die Klinge traf den Stein, der in tausend Stücke zerbarst, nicht Liscom. Ein Splitter bohrte sich in sein rechtes Auge und der Schmerz ließ ihn unwillkürlich die Lider schließen.

„Diese Tat zeugt von außerordentlicher Dummheit, mein Freund! Ich hätte dich für bedeutend klüger gehalten!“, hörte er Liscoms Stimme. Als er wieder sehen konnte, war Ghosipar verschwunden. Fieberhaft spähte er in jeden Winkel der Höhle, wobei sein Schwert in einem blitzenden Kreis nach allen Richtungen die Luft durchschmitt.

„Jammerschade, dass es so enden muss! Du hättest eine große Zukunft vor dir gehabt. Wahrlich eine Verschwendung von Talent. Ich hatte schon um deines Vaters willen gehofft, du würdest dich uns anschließen.“

„Was hat mein Vater damit zu tun?“ Thallian hoffte, den Anderen in ein Gespräch zu verwickeln. Irgendwann würde ihm dessen Stimme unweigerlich den Weg zu seinem Versteck weisen.

„Ach! Wusstest du etwa nicht, dass dein Vater es war, der mich aus Fasar verbannt hat? Zu gern hätte ich sein Gesicht gesehen, wenn er seinen eigenen Spross auf der Seite derer wiederfindet, die er aus tiefster Seele hasst. Aber leider hast du mich erst einmal um dieses Vergnügen gebracht!“

„Ich bin untröstlich! Würdet Ihr statt dessen mit meinem Schwert Vorlieb nehmen?“ Wo war seine Stimme hergekommen? Von rechts? Von links?

„Dein Mitgefühl ist wirklich anrührend! Aber vielleicht gibt es doch eine Möglichkeit, deinen ehrenwerten Herrn Vater zu erfreuen!“

„Ich bin neugierig! Welche denn?“ Der Quell der Stimme schien seinen Standort nicht zu ändern. Er musste ganz nahe sein.

„Ich mache einen Widergänger aus dir! Dann wirst du die Grüße des Meisters persönlich nach Fasar tragen. Ist das nicht ein glänzender Einfall?“

Thallian schwieg. Liscom musste hinter dem großen Ritualstein stehen, der sich direkt vor ihm befand. Er fasste den Schwertgriff fester. Zwei schnelle Sprünge und er hatte den Stein umrundet, doch der Magier hatte nicht dahinter gesteckt.

„Du suchst mich?“, hohlnachte der Magier und das Echo brach sich hallend an den Wänden der Kaverne. „Hier bin ich!“ ertönte es plötzlich in Thallians Rücken, als Liscom aus seinem Versteck hervorsprang. Ihm voraus schoss sein Flammenschwert, das er aus der Ferne dirigierte. Thallian wirbelte herum und riss sein Schwert nach oben, um die magische Waffe zu parieren, nur einen Lidschlag zu spät. Fahlblaue Flammenzungen versengten rosiges Fleisch, als die fremde Klinge tief in seine Seite stach. Der Schmerz war überwältigend. Er schrie, taumelte, ließ sein Schwert fallen, sackte zu Boden. Bunte Lichter tanzten ihm vor den Augen. Mit aller Kraft kämpfte Thallian gegen die Ohnmacht. Dass das Schwert brennend und zischend aus seiner Wunde fuhr, als Liscom es in seine Hand zurückrief, merkte er nicht mehr. Nur die Stimme des Fasarers hörte er wie durch eine dünne Wand, als dieser neben den Wehrlosen trat: „Da kniet er, der große Kämpfer!“ Lachen – verächtlich, siegessicher. „Du hättest den Meister besser nicht verraten sollen, du Narr. Denn nun, mein junger Gladiator, wirst du sterben!“ Der Magier hob die flammenumwaberte Klinge zum tödlichen Schlag – Thallian schloss die Augen. Seine Kraft hatte ihn verlassen. Er fühlte nur noch Schmerz.

Gib' nicht auf! wisperte da eine leise Stimme in seinem Inneren. *Du kannst ihn besiegen. Besinne dich auf dein Innerstes.* flüsterte die Stimme weiter. Eine Stimme, die ihm auf eine Weise vertraut schien, als kenne er sie schon sein ganzes Leben. Eine weibliche Stimme, voller Wärme und Geborgenheit, wie die Stimme einer fürsorglichen Mutter. *Du hast die Gabe!* schloss die Stimme. Und es erwachte. Es war ein Gefühl, das er seit vielen Jahren nicht mehr

vorgestellt. Doch, nein, er lebte, dessen war er sich fast sicher. Ungelenk betastete er seinen Körper, wie um ganz sicher zu gehen. **Kein Zweifel. Wer sich bewegt, der lebt.** An der Schulter und um die Leibesmitte fühlte er ein Gewirk aus Bast, das sich eng um den Körper schloss. Jemand hatte ihn verbunden. Und sogar Blumen neben seinem Lager aufgestellt, wie er nun nicht nur roch, sondern auch sah. Es waren große, gelbe und rote Blüten mit farbigen Tupfen auf den Blättern, die diesen betörenden Duft verströmten. Er selbst lag auf einem Lager aus einer dicken Schicht Heu, über die mehrere Felle gebreitet waren. Ansonsten sah er nichts in dem Raum, nicht einmal seinen Retter – oder seine Retterin, wie er mit einem Blick auf die Blumenpracht schmunzelnd anmerkte. Schwerfällig schlug er das Fell zurück, das ihm als Zudecke gedient hatte und schwang unter Aufbietung aller Kräfte ein Bein auf den Boden, um sich zu erheben. Der Anblick der Gliedmaße aber entlockte ihm einen Schreckensschrei. Sein Bein war nicht mehr als ein Knochen, über den sich pergamentartig und zum zerreißen dünn, seine Haut spannte.

Der Schrei war nicht sehr laut, denn Thallians Kehle war völlig ausgedörrt, schien aber dennoch gehört worden zu sein, denn nur wenige Lidschläge später erschien der Kopf eines alten Mannes zwischen zwei Tuchbahnen, die der einzigen „Tür“ des Raumes als Vorhänge dienten.

„Gepriesen sei Rur, du bist endlich vom Tode zurückgekehrt!“

Verwirrt schaute Thallian auf und dann abwechselnd von seinem Bein zu dem Männchen, das in der Tür erschienen war. So saß er einige Lidschläge, ehe der Schreck sich legte und die Frage über seine Lippen kam: „Wer... wer bist du?“

Der Alte deutete eine leichte Verbeugung an, die wegen seiner geringen Körpergröße an einen Zirkusaffen erinnerte, den Thallian als Kind in Fasar gesehen hatte. Mit seinen Kunststücken und Verbeugungen, bei denen es artig die kleine Mütze vom befallten Köpfchen zog, hatte das Tier die Zuschauer begeistert und seinem Besitzer so manchen Taler eingebracht.

Thallian schmunzelte unwillkürlich über seinen Gedankensprung und schalt sich einen Lidschlag später dafür. Denn der Alte war, wenngleich offensichtlich Maraskaner, so doch kein Affe und hatte, als sein Lebensretter, Dank, aber gewiss keinen Hohn zu erwarten.

„Ich heiße Dajin“, meinte dieser schlicht. Er sprach Maraskani, eine Abart des Garethi, die sich über die Jahrhunderte hinweg mit zahlreichen Ausdrücken des Tulamydia, des Ruuz und anderen, teilweise ausgestorbenen Mundarten durchsetzt und vermischt hatte, doch war seine Aussprache nicht so schlimm, als dass Thallian ihn nicht mit einiger Mühe hätte verstehen können.

„Hast du mich hierher gebracht, Dajin?“ Anstelle einer Antwort verschwand Dajin, nur um kurz darauf mit einem Krug Wasser wiederzukommen, den er seinem Schützling an die Lippen setzte. Thallian trank begierig.

„Wie du hergekommen bist, weiß ich nicht“, sagte Dajin nun. „Ich war im Wald, mein Mittagessen zusammensuchen, und als ich zurückkehrte, lagst du da. Du hattest soviel Blut verloren, dass ich fürchtete, du würdest es nicht schaffen.“ Er inspizierte Thallians Verbände, während er sprach. „Schreckliche Wunden, das. Ein schlimmer Kampf?“

Thallian nickte bloß. Was hätte er auch sagen sollen? Der Name Liscom hätte Dajin auch nicht mehr über seinen Feind gesagt, als es die schieren Wunden taten. Liscom. Thallian wollte aufstehen, als er an den Namen dachte, doch Dajin drückte ihn sanft auf das Lager zurück. „Du hattest genug Glück, mit dem Leben davonzukommen. Zweimal lässt sich der ‚Dunkle Jäger‘ nicht übertölpeln, merk’ dir das. Die Sonne muss noch viele Male über den Dschungel ziehen, ehe du wieder bei Kräften sein wirst.“

Müde beschloss Thallian, dass Dajin womöglich recht hatte und gab nach. „Dajin? Warum hast du dich meiner angenommen? Ich bin ein Fremder, nicht einmal ein Maraskaner.“

„Wie können die Gesetze Rurs nur für wenige gelten, wenn die Bruderschwester Vater und Mutter für alle Menschen ist? Außerdem fängt totes Fleisch im Dschungel schon nach zwei Tagen an zu stinken“, erklärte Dajin mit verhaltenem Lächeln.

„Und warum dann die Blumen? Ich bin doch nicht tot“, witzelte Thallian.
„Auch krankes Fleisch stinkt – und lockt Aasfresser an. Außerdem sagt ein altes Sprichwort: schlechter Geruch, schlechte Heilung – guter Geruch, gute Heilung. Und jetzt schlaf, junger Krieger.“ Damit entfernte sich der Alte und Thallian sank abermals in tiefen Schlaf.

46

Es vergingen Wochen, bis Thallian wieder vollständig genesen war; Wochen, in denen ihm die Zeit trotz Dajins redlicher Versuche, ihn zu unterhalten, die Zeit lang wurde. Als die Zeit kam, da er ohne größere Schwierigkeiten wieder längere Strecken gehen konnte, unternahmen die beiden tiefe Spaziergänge in den Wald hinein. In dieser Zeit lernte Thallian viel über die Tiere und Pflanzen der tückischen Insel. Nichts war hier, wie es schien. Dies war das oberste Gebot dieses wundersamen Waldes. Das harmloseste Kräutlein oder Tierchen konnte binnen Sekunden den Tod bringen, während andere, weit bedrohlichere Ungetüme, sich als völlig harmlos herausstellten. Genauso gut aber mochte das Gegenteil der Fall sein. Dajin hatte auch für dieses Phänomen – wie eigentlich für fast jede Situation im Leben – ein altes Sprichwort parat: „Mit dem Wald ist es wie mit den Frauen. Genauso schön, genauso launisch – und eines Tages dein Untergang.“

Sobald Thallian wieder stark genug war, ein Schwert zu halten, zog es ihn nach Osten – Al’Anfa entgegen. Dort hoffte er, wieder auf Liscom zu treffen, mit dem es noch eine Rechnung zu begleichen galt. Außerdem hatte ihm der Magier seine Pläne offenbart. Er musste aufgehalten werden.

So sehr sich Dajin auch bemühte, er konnte seinen jungen Freund nicht zum weiteren Bleiben bewegen. Im späten Efferd war für Thallian endgültig die Zeit des Aufbruchs gekommen. Dajin ließ es sich nicht nehmen, seinen Schützling bis in die nächste Stadt zu begleiten. Schließlich lag Tuzak zwei Wochen entfernt und der Weg dorthin führte durch wilden Dschungel und die Gebiete verfeindeter Rebellen. Doch sollte ihnen auf ihrer Reise kein Schaden erwachsen, denn Dajin lebte wahrscheinlich länger als jeder Andere im maraskanischen Dschungel und kannte die Gefahren, die er barg, so genau, dass es ihnen glückte, alle Widrigkeiten zu umgehen. Nach über zweiwöchigem Marsch ragten schließlich die Türme Tuzaks durch die dichte Blätterwand. Vor den Mauern der Stadt angekommen, begann sich Dajin aber mit einem Male unwohl zu fühlen und es kostete ihn einiges an Überwindung, das schützende Dickicht des Waldes zu verlassen. Doch hatte er Thallian in sein großes Herz geschlossen und wollte nicht eher ruhen, als bis er den Freund sicher auf den Planken eines Schiffes wusste, das ihn nach Hause trüge. Also schieden die ungleichen Gefährten auf dem Kai von Tuzak. Thallian breitete die Arme aus und drückte seinen Lebensretter so heftig, das diesem für einen Moment die Luft wegblieb. Der alte Maraskaner würde ihm fehlen. „Hab vielen Dank, Dajin. Für alles. Die Götter werden dich dafür segnen.“ Der Alte wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Augwinkel. „Möge Rur auf deinen weiteren Wegen mit dir sein, Thallian. Und vergiss niemals: der Flug der Weltenscheibe ist kurz; zu kurz, um leichtfertig mit dem Leben umzugehen. Also genieße das Deine, und falls dein Weg dich eines Tages wieder nach Maraskan führen sollten, vergiss nicht, nach deinem alten Freund Dajin zu schauen.“

Thallian nickte bloß. Seine Stimme klang rau, als er sagte: „Pass auf dich auf, Freund.“
Wenig später lehnte er an der Reling des Schiffes, das ihn nach Al’Anfa bringen würde, und ließ sich den salzigen Seewind ins Gesicht wehen. Er blickte nicht zurück. Er wusste, dass Dajin bereits wieder hinter dem Vorhang jener grünen Welt verschwunden war, die er sein Zuhause nannte.

*

47

Sie waren nordwärts gezogen, dem Feind entgegen. Sie folgten den einzigen Spuren, die sie hatten: fliehenden Bauern, die ihr armseliges Hab und Gut zusammenrafften und nach Süden zogen. Es war ein tapferer Menschenschlag, der sich im Herzen des Reiches angesiedelt hatte, doch die Geschichte der Flüchtlinge war in diesen Tagen immer dieselbe. Am Anfang des Krieges hatte man das Vieh noch im Wald oder in den Bergen versteckt und alle Wertgegenstände vergraben – das teure Geschirr ebenso wie den mühsam angesparten Notgroschen. Wenn die Orken kämen und sähen, dass da nichts zu holen sei, würden sie weiterziehen, schlimmstenfalls die Scheune anzünden und die Vorratskammer plündern. Doch dieser Krieg war anders, das hatte sich schnell herumgesprochen. Mit dem Vorrücken nach Süden trennten sich zunehmend kleine Gruppen vom Hauptheer des Schwarzen Marschalls, die sich nicht darum kümmerten, wer die Felder bestellte, und dass auch die Sieger ohne Nahrung nicht lange überleben würden. Plündernd und brandschatzend fielen sie wie ein Heuschreckenschwarm über das blutende Land her, das von jeglicher Wehr entblößt schien. Mit ihren Gräueltaten mehrten die Orken auch die Schauergeschichten, die sich wie Buschfeuer ausbreiteten. Gerüchte machten alsbald die Runde, dass der Krieg im Norden verloren und der Prinz gefallen sei. Bald wurde es Thorn und seinen Männern schwer, fast unmöglich, aus der Flut von Geschichten, die man ihnen erzählte, echte Informationen über den Verlauf des Krieges herauszuhören und man beschloss, sich nur noch auf das zu verlassen, das man selbst gesehen hatte. Wie etwa an diesem Nachmittag. Orken brandschatzten einen kleinen Weiler in der Nähe, hatten die Späher berichtet.

„Wie viele?“, hatte Thorn gefragt.

Doch Egil hatte nur mit der Schulter gezuckt. Er konnte nicht zählen. Thorn fluchte verhalten. Egil war sein bester Kundschafter, doch er musste sich angewöhnen, ihm einen zweiten Mann mitzugeben. *Bei Chalcwens rasiertem Arsch! Sollten diese verfluchten Schwarzpelze allesamt zur Hölle fahren.* Es war gefährlich, gegen einen Feind vorzurücken, dessen Stärke man nicht kannte. Thorn stieß einen obszönen Fluch aus, dann gab er seinen Männern den Befehl zum Aufsteigen.

Durch das dichte Unterholz des Waldes geschützt, beobachteten Thorn und seine Mannen den Weiler. Die meisten der Bewohner hatten zu fliehen vermocht. Nur die Bewohner eines der größeren Bauernhäuser hatten sich offenbar geweigert, ihr Zuhause dem Raub der Orken Preis zu geben. Thorn zählte acht Männer und Frauen, die, von einem Rudel Schwarzpelze umringt, aus Leibeskräften zeterten. Die Orken würden zweifellos erst ihren Spaß haben wollen, ehe sie ihre hilflosen Opfer töteten. Vor Wut ballte er die Hände zur Faust, bis die Knöchel weiß hervortraten. Sie konnten im Moment nichts tun. Die Orken waren mehr als zweimal so zahlreich wie Thorns kleiner Trupp. Drüben kreischte eine Frauenstimme.

„Worauf warten wir noch?“, fragte Phelian, der sich unwillkürlich an Thures Heim erinnert fühlte. „Lasst uns angreifen!“

„Nein!“ Thorns Stimme war ungewöhnlich scharf. „Es sind zu viele. Wir greifen an, sobald es dunkel ist. Bis zum Abend werden sie sich berauschen und schlafen legen. Sie werden sich sicher fühlen.“

Die Männer nickten zustimmend; sie wussten, dass Thorn Recht hatte, doch war Phelian nicht der Einzige, der die Warterei verfluchte. Dort drüben wurden Menschen gefoltert. Auch wenn er es eigentlich nicht sehen wollte, konnte er die Augen einfach nicht von dem grauensvollen Anblick im Weiler losreißen. Thorn ließ unterdessen die Männer absteigen und ihre Pferde tiefer in den Wald hineinführen. Doch auch hier drangen die Schreie der Gefangenen an die Ohren der Männer und zerrten an ihren Nerven. Schließlich befahl er Torben, zwei Männer auszuwählen und mit ihnen die Umgegend und die genaue Zahl der Schwarzpelze

auszukundschaften. Wenigstens bekam er so das Gefühl, etwas getan zu haben. Dann ging er zu Phelian zurück, der seinen Platz noch immer nicht verlassen hatte.

„Was tun sie gerade?“

„Sie binden zwei der Männer auf die Räder eines umgestürzten Karrens. Weiß der Namenlose, was sie mit ihnen vorhaben. Die Frauen haben sie auf die andere Seite des Hauses geschafft.“ Auch wenn er es nicht aussprach, wusste Thorn um das Schicksal der Frauen.

„Hoffen wir, dass die Nacht bald hereinbricht.“

Phelian schnaubte verächtlich. „Selbst wenn sie dann noch leben, wäre es wahrscheinlich gnädiger, sie sofort zu töten.“

Ja, dachte Thorn, das wäre es. „Sie hätten fliehen sollen.“

„Ja, das hätten sie.“ Phelian nickte, dann ging er zu den anderen, wo er nicht mehr sehen musste, was mit den Menschen im Weiler geschah.

Als die Nacht hereinbrach, senkte sich eine gnädige Stille über das Land. Doch in den Herzen von Thorns Männern brannte eine grimmige Entschlossenheit. Sie dürsteten nach Vergeltung für die Schandtaten der Schwarzpelze. Nur zu deutlich hallten in ihren Ohren die schrillen Schreie der Frauen und Männer wider, die an diesem Tag dahingemetzelt worden waren. Auf ein Zeichen setzten sie ihre Tiere in Bewegung. Thorn hatte Recht behalten. Die Orken fühlten sich sicher und hatten keine Wachen aufgestellt. Wie aus dem Nichts fielen plötzlich Thorns Männer über die schlafenden Krieger her, schälten sich förmlich aus den aufziehenden Nebeln der feuchtkalten Nacht. Wie besessen fochten die Männer und töteten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Ein schneller Stich mit Messer und Schwert und ein weiterer schlaftrunkener Schwarzpelz sank gurgelnd zurück auf sein Lager, um sich niemals wieder zu erheben. Allen voran stürmte Phelian, der den Orken tödliche Zauber entgegenschleuderte und mit flammenumwaberter Klinge blutige Ernte unter denen hielt, die Gelegenheit fanden, sich den Angreifern entgegen zu werfen. Die Orken waren von dem Angriff so überrascht, dass sie keine Gelegenheit fanden, sich zu formieren. Nur einer handvoll von ihnen gelang die Flucht, einige wurden gefangen genommen. Doch als die Männer die verkohlten Leiber der bedauernswerten Geschöpfe sahen, die die Orken auf die Wagenräder gebunden hatte, und die aufgespießten Leichen der geschändeten Frauen, bekamen die Schwarzpelze alsbald Gelegenheit, um einen schnellen Tod zu flehen. Thorn verwehrte seinen Männern ihr Handeln nicht, zu sehr hatte ihm der Anblick der Gemarterten entsetzt. In den frühen Morgenstunden, als der letzte Schwarzpelz wimmernd sein Leben ausgehaucht hatte, hoben die Männer Gräber aus und bestatteten die Toten. Schließlich brachen sie auf, ihre Jagd fortzusetzen.

*

48

Am 20. Boron 15 Hal ging sein Schiff in Al'Anfa vor Anker. Thallians erste Schritte führten ihn zu dem Haus, das er vor nunmehr fast einem Jahr mit Darian und Gerima bewohnt hatte. Vor seinem Aufbruch hatte er das Haus zusammen mit einer beträchtlichen Menge Goldes Baruch übergeben, für den Fall, dass seine Gefährten früher zurückkämen als erwartet – eine weise Entscheidung, wie er jetzt feststellte, denn auch wenn Darian und Gerima noch nicht eingetroffen waren, wie ihm Baruch bestätigte und das Gold natürlich längst aufgebraucht war – für Sklaven und andere Kosten, wie Baruch lächelnd erklärte – so hatte er doch zumindest noch einen Ort, an dem er schlafen konnte.

In den nächsten Tagen und Wochen galt sein ganzes Streben der Suche nach Liscom. Thallian wandte Unsummen für Mittelsmänner und Bestechungsgelder auf, befragte Leute in

auf die novadischen Reiter hernieder fuhren. Stille; nur einzelne Pferde wieherten schrill vor Angst, begruben die ersten Reiter unter sich. Der gegnerische Angriff kam zum Erliegen. Schreie. Chaos. Dann die Trompeten. Das Signal zum Vorrücken.

*

Der 26. Firun war ein Tag der Toten. Die Wasser des Szinto waren rot gefärbt vom Licht der untergehenden Sonne und vom Blut der Erschlagenen. In der Ferne hallte das Triumphgeschrei der Sklavenjäger über den Sand der beginnenden Wüste, die die versprengten Reste der fliehenden tulamidischen Krieger erbarmungslos jagten und in Eisen legten. Das Heer der Wüstenreiter war geschlagen. Die Al'Anfaner hatten an diesem Tag einen glorreichen Sieg errungen und ihr dunkler Gott hatte diesen Sieg vor aller Augen bestätigt. Schwer atmend watete Thallian aus dem schlammigen Wasser des Szinto und stieg die Uferböschung hinauf. Sich auf sein Schwert stützend, kniete er einen Moment nieder, um Atem zu holen, ehe er seine Männer zusammenrief. Gedämpfter Hufschlag drang an sein Ohr, dann kam ein Pferdefuß in sein Blickfeld. Eine Stimme sagte: „Er hat gut gekämpft mit seinen Mannen. Wir sind äußerst zufrieden mit ihm.“ Eine kräftige Stimme, die Gehorsam verlangte, und sie sprach ohne Zweifel zu ihm, Thallian.

Müde, fast schwerfällig, hob er den Kopf, sein Blick glitt an schwarzem glänzendem Fell aufwärts, streifte die kräftige Brust eines Rappen und blieb an dem Reiter haften. Schlagartig war alle Müdigkeit verschwunden, als er den Mann erkannte, der ihn angesprochen hatte. Es war Oderin du Metuant, der Marschall-Gubernator der Schwarzen Truppen. Thallian erhob sich und salutierte, doch der Marschall winkte lässig ab.

„Wie ist sein Rang?“

„Weibel, Herr Marschall!“, erwiderte Thallian mit belegter Stimme.

„Sein Name?“

„Thallian, Herr Marschall!“, kam die pflichtbewusste Antwort.

„Und weiter?“

„Nichts weiter, Herr Marschall! Ich trage nur einen Namen!“

„Kann er sich denn nur einen leisten?“

Verhaltenes Gelächter ertönte seitens der Staboffiziere, die den Marschall begleiteten. Oderin du Metuant legte die Stirn halb unwillig, halb belustigt in Falten – wohl, weil er nicht wusste, was er von dieser Entgegnung halten sollte – als sich einer seiner Offiziere im Sattel vorbeugte und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

„Der Gladiator?“ fragte du Metuant überrascht. „Nun, von heute an bekleide er den Rang eines Leutnants. Mit allen Pflichten. Und vielleicht“, meinte du Metuant beiläufig, während er seinen Rappen bereits wieder vorwärts trieb, „wäre es ihm angeraten, sich von nun an einen zusätzlichen Namen zuzulegen!“

*

Während im Osten der Khom ein zweites Heer der Al'Anfaner auf Kannemünde marschierte, schien sich im Westen das Massaker vom Szinto zu wiederholen. Am 17. Tag des Monats Tsa stellte sich in der Ebene von Unau Sultan Mustafas verbliebene Reiterei zum Kampf. Mustafas Berater, zu denen auch eine handvoll angeworbene Söldner aus dem Norden zählte, rieten von einem Angriff auf die zahlenmäßig überlegenen Truppen des Patriarchen ab, konnten sich aber letztendlich nicht durchsetzen.

Du Metuant schüttelte entschieden den Kopf. „Die Tunnel werden auf der anderen Seite bewacht, mein Patriarch, und sind so eng, dass sie von einem einzigen Mann gegen eine ganze Armee verteidigt werden können. Daher gab ich Befehl, die Tunnel zu vermauern – alle bis auf einen.“

Der Patriarch lächelte kurz, als er verstand. Er gab einen Wink zum Zeichen, dass du Metuant entlassen sei. „Drei Tage, Marschall. Ein Versagen werde ich nicht dulden.“

Es war am Abend desselben Tages, als du Metuant endlich die erhoffte Botschaft erhielt. Seine kleine List hatte Erfolg gehabt. Der Mangel an Wasser hatte die Verteidiger abermals den gefährlichen Weg durch die Tunnel nehmen lassen – durch den letzten, scheinbar noch unentdeckten Tunnel. Als sie versuchten, mit ihrer Beute zurück in die Oberstadt zu gelangen, hatten seine Männer zugegriffen. Beladen, wie sie waren, hatten die Rebellen keinen Widerstand geleistet.

„Wie viele?“ fragte du Metuant den Soldaten, der die Meldung überbracht hatte.
„Zwei Männer und eine Frau, Herr Marschall. Die Männer sind Wüstenbewohner, aber die Frau hat helles Haar.“

Du Metuant stutzte. Sollte ihm tatsächlich einer der Anführer ins Netz gegangen sein? Er griff nach seinem Umhang und warf ihn sich über. „Das sehe ich mir selbst an. Geh’ voraus, Soldat!“

„Zu Befehl, Herr Marschall!“
Die Gefangenen waren, an Händen und Füßen gefesselt, in einem leer stehenden Haus untergebracht. Zwei Wachen standen vor dem einzigen Eingang. Eine Flucht war unmöglich. Oderin du Metuant betrat das Gebäude, während ein Soldat mit einer Fackel leuchtete.

„Schafft die beiden hinaus. Und bindet die Frau los.“
Zwei Soldaten griffen die Gefangenen an den Füßen und schleiften sie zur Tür hinaus, während ein weiterer einen Stuhl für den Marschall-Gubernator brachte. Die Frau kniete zu seinen Füßen und rieb sich die Handgelenke, die durch die Fesseln taub geworden waren.

Du Metuant war einigermaßen überrascht, ließ sich aber nichts anmerken. Er hatte mit einer amazonenhaften Frau gerechnet, einer Kriegerin. Die Frau zu seinen Füßen war schön, dabei schlank, fast zierlich von Gestalt. In Al’Anfa hätte sie eine berühmte Kurtisane werden können. Er griff eine Strähne ihres langen, blonden Haares und drehte sie kurz in den Fingern.

„Du bist einer der nordischen Anführer?“
„Wasser, bitte.“ Die Stimme der Frau war rau und brüchig. Um die Versorgung der Verteidiger musste es schlimmer stehen, als angenommen. Vielleicht konnte er dem Patriarchen die Stadt schon früher zu Füßen legen, als er selbst erwartet hatte. Er schickte einen der Soldaten hinaus, um Wasser zu holen und wartete, bis dieser zurückkehrte und die Frau getrunken hatte.

„Wie ist dein Name?“
„Was spielt das für eine Rolle?“
„Dein Rang?“
„Welcher Rang?“

„Weißt du, was wir hier mit Feinden Al’Anfas machen, die in unsere Hände fallen?“
Schweigen.

Du Metuant nickte einem der Soldaten zu. Die Hand des Mannes zischte durch die Luft und traf die Frau ins Gesicht, einen dünnen Blutfaden hinterlassend, der ihrer aufgeplatzten Lippe entsprang.

„Du bist ziemlich widerspenstig. Wahrscheinlich schätzt du deine Lage falsch ein.“
„Ich denke nicht. Ich werde sterben, doch der Tod ist uns ohnehin gewiss – uns allen. Ist das nicht die Lehre eures Gottes?“

Du Metuant nickte bedächtig. „Wohl aber besteht ein Unterschied darin, wie man stirbt, findest du nicht? Ich hasse es, eine Frau schlagen zu lassen. Es wäre mir lieber, du würdest mir aus

freien Stücken erzählen, was ich wissen will. Eventuell wäre ich sogar bereit, dich am Leben zu lassen.“

Die Frau lachte gehässig. „Ein Leben als Eure Sklavin? Damit ich Eure kleine Hure spielen kann, die des Nachts Euer Bett wärmt, wenn Ihr Euch einsam fühlt? Eine Trophäe aus dem Feldzug, um vor Euren Freunden mit Eurer Männlichkeit zu prahlen? Vorher solltet Ihr mich lieber töten, denn ich würde sie Euch abschneiden. Wer weiß – vielleicht gefiele ich Euch tot ohnehin besser. Heißt es nicht, dass ihr Al’Anfaner Gefallen daran findet, euch an Leichen zu vergehen?“

Ein neuerlicher Schlag warf ihren Kopf zurück und entlockte ihrer Nase einen weiteren Blutstrom.

„Bastard“, zischte die Frau und spuckte vor dem Marschall aus. „Ihr seid ein Feigling. Ein Mann ohne Ehre. Braucht Ihr tatsächlich vier Soldaten, um mit einer schwachen Frau fertig zu werden?“

Du Metuant lächelte schwach. Mit einem Wink gab er seinen Männern zu verstehen, draußen zu warten.

„Ich könnte Euch meinen Männern überlassen, um Eure Widerborstigkeit zu brechen. Sobald Ihr einmal eine Runde durch das Lager gemacht habt, werdet Ihr zahm wie ein Lämmchen sein.“

„Warum tut Ihr es nicht einfach? Nur zu!“

Du Metuant lachte verhalten. „Warum? Weil ich mir gerne selbst das zähme, was ich haben will. Und noch finde ich Euer Verhalten sehr amüsant. Noch. Aber meine Geduld hat Grenzen – wie ist Euer Name?“

Schweigen.

„Euer Rang?“

Wieder Schweigen.

Du Metuant schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich hätte Euch für klüger gehalten. Ruft nach mir, sobald Ihr es Euch anders überlegt habt. Wachen!“

Als der erste der Männer den Kopf hereinstreckte, sprang die Frau auf, plötzlich einen blitzenden Dolch in der Hand haltend. Sie stach so schnell zu, dass Du Metuant keine Zeit mehr blieb, zur Seite zu springen. Die Klinge biss durch den Kragen des Umhangs und traf den Hals des Marschall-Gubernators, der aufschreiend zu Boden stürzte. Polternd stürmten die Wachen ins Innere des Hauses. Die Frau wusste, dass ihre Gegenwehr vergeblich war. Lachend warf sie den Dolch gegen den ersten der Angreifer, der tot zu Boden fiel, ehe sie mit der Linken eine verborgene Phiolen hervorholte und zum Mund führte. Das Gift wirkte schnell.

Der Marschall-Gubernator hatte Glück – und einen guten Leibmagier. Sein Leben hatte in der Tat nur an einem seidenen Faden gehangen. Seine Wut war maßlos. Die Wachen, die die Gefangenen durchsucht hatten, ließ er auspeitschen. Danach fühlte er sich besser und gab den Befehl, drei Boronsräder zu errichten, die er vor der Mauer zur Oberstadt aufrichten ließ. Auf jedes der Räder wurde ein Leib geflochten. Während zwei der bedauernswerten Gestalten noch am Leben zu sein schienen, war die mittlere bereits tot. Es war der Körper einer Frau.

Gerima tot. Diese beiden Worte genügten, um seinen Zustand zu beschreiben. Er hätte bereits vor einer Stunde seinen Dienst antreten sollen, aber wie konnte er das noch tun? Kaum, dass er es ertrug, die schwarze Uniform zu tragen. Und doch – er musste seinen Pflichten nachkommen. Immerhin mochte Darian noch am Leben sein. Er würde nicht zulassen, dass

sein alter Lehrmeister und Freund ebenfalls den Tod fand. Wütend schleuderte er den halbleeren Weinschlauch gegen die gekalkte Wand seiner Kammer. Der Schlauch platzte mit einem schmatzenden Geräusch und hinterließ einen tiefroten Fleck, der entfernt an einen Schmetterling erinnerte. *Praios noch eins, warum haben sie die Stadt nicht verlassen, als sie vom Angriff des Patriarchen erfuhren? Warum haben sie sich nur auf die Seite dieses ungläubigen Geschmeißes gestellt?* dachte er wütend. Mit einem Tritt beförderte er den einzigen Stuhl des Raumes an die gegenüberliegende Wand, mit dem Effekt, dass mehrere der dünnen Rohrstrangen brachen, die dem Möbel seine Form gaben. Danach fühlte er sich zwar nicht viel besser, aber es war nichts mehr übrig, das er zerstören konnte. Mit seinen 23 Jahren war er einer der jüngsten Offiziere des Stabes, aber seine Zornausbrüche waren unter den Soldaten bekannt und gefürchtet. Immer noch übellaunig, griff er nach dem schweren Rabenhelm und ging nach draußen. Die Gluthitze der Wüste war nicht dazu geeignet, seine Laune zu bessern, pochte doch sein Kopf vom billigen Wein geradezu dämonisch. „Du da!“ schnauzte er den ersten Soldaten an, der ihm über den Weg lief. „Wie ist dein Name, Soldat?“ „Doron, Herr Leutnant!“ stotterte der Angesprochene überrascht. „Welche Einheit?“

„Freibeuter, Herr Leutnant!“ Die Freibeuter stellten eine der regulären Einheiten Al’Anfas, was soviel bedeutete, dass sie direkt oder indirekt einem der Grandenhäuser unterstellt waren. Ursprünglich waren die Freibeuter verbriefte Piraten, die im Namen der Schwarzen Perle die Seewege ‚sicherten‘ und nun für ihre Herren in der Wüste den Kopf riskierten. Damit unterstand Dorons Kompanie, neben etlichen anderen Kompanien, wie etwa der Fremdenlegion, oder dem frisch ausgehobenen Schwarzen Bund des Kor, auch Thallians Befehl.

„Zeig mir dein Schwert!“, forderte Thallian scharf.

Verlegen kam der Soldat der Aufforderung nach. Die Klinge war von der letzten Schlacht noch schartig und wie die Waffen der meisten Soldaten und Söldlinge wegen des feinen Wüstensandes, der in alle Ritzen drang, nicht geölt. An den Rändern der Scharfen zeigten sich bereits kleinere, braune Verfärbungen – Rost. Thallian deutete auf die Flecken und brüllte den Soldaten in einer Lautstärke an, dass mehrere der Umstehenden sich neugierig nach der Ursache des Lärmes umdrehten. Dorons Gesicht hatte sich inzwischen ins Dunkelrote verfärbt. Endlich, als Thallian sich abregiert hatte, gab er Doron die Waffe zurück. „Ausbessern, Soldat! Ich will nicht, dass Al’Anfas Soldaten die Waffen mitten im Gefecht in der Hand splintern wie Glas. Verstanden?“

Doron nickte, froh darüber, so glimpflich davonzukommen. „Jawohl, Herr Leutnant!“

„Wie ist der Status an der Front? Ist die Oberstadt bereits gefallen?“

„Nein, Herr Leutnant! Einer der nordländischen Anführer hat sich mit den letzten Gardeeinheiten in der Garnison verschanzt und leistet erbitterten Widerstand.“

„Gut! Der gehört mir! Nachricht an den Kommandierenden der vorderen Einheiten: ich will den Anführer persönlich haben. Dass ihn mir keiner anrührt, verstanden? Weggetreten!“

Doron salutierte knapp und gab Fersengeld.

Trotz der Hitze stülpte sich Thallian den schweren Helm über, als er sich der unkämpften Garnison näherte. Im Vorübergehen riss er ein Stück helles Segeltuch von einem verfallenen Hauseingang ab, das träge im leichten Wüstenwind flatterte und knotete die Enden an der Schwertscheide fest. Die improvisierte Fahne wild schwenkend, trat er aus seiner Deckung hervor und rief den Eingeschlossenen zu, die Bögen zu senken. „Nicht schießen“; rief er noch einmal und hielt die weiße Fahne vor sich. In den eigenen Reihen blieb es still, wohl weil ihn jedermann für einen Boten des Patriarchen hielt.

Auf dem Dach der Garnison kam Bewegung in die Umstehenden. Einige der Schützen traten beiseite und machten einem weißhaarigen Mann Platz.

„Was willst du? Tag für Tag fordert ihr uns auf, uns zu ergeben und jedes Mal erhaltet ihr dieselbe Antwort. Ist dein Patriarch zu feige zum Kämpfen geworden, wie ein altes zahnloses

Weib, das es vorzieht, lange Reden zu halten? Sage deinem Patriarchen, dass er selbst kommen soll, wenn er mir etwas sagen will!“ Gelächter erscholl auf dem Dach.

„Jikhbar ibn Tamrikat!“, rief Thallian hinauf. „Ich habe in der Tat eine Botschaft für dich, doch eine andere, als du vielleicht denkst!“

„Ich mag sie nicht hören! Ihr Al’Anfaner seid wie feige Schakale, die in der Wüste heulen, weil der Löwe ihnen ihr Fressen streitig macht! Hunger und Durst, das sind die Gefährten, mit denen ihr in den Kampf zieht. Warum kommt ihr nicht endlich selbst und kämpft euren letzten Kampf gegen uns?“

„Jikhbar ibn Tamrikat! Diese Nachricht solltest du dir lieber anhören! Es könnte die letzte sein, die dir der Patriarch sendet, bevor sich dein Wunsch erfüllt!“ Bei diesen Worten zog er den Helm vom Kopf und zeigte sein Gesicht. „Lass’ das Tor öffnen, damit ich dir die Worte des Patriarchen verkünde!“

Ibn Tamrikat setzte bereits zu einer Entgegnung an, als sich einer der Umstehenden zu ihm drängte und eindringlich auf ihn einredete. Schließlich nickte der alte Mann und rief herunter: „Wir werden dich einlassen! Aber sei gewiss: sollten deine Kameraden angreifen, während du bei uns bist, so bist du des Todes!“

Die Verteidiger musterten ihn mit finsternen Blicken, als er durch ihre Reihen schritt, ließen ihn aber passieren. Man führte ihn in einen Raum, in dem ihn zwei Männer und eine Frau erwarteten. Jikhbar ibn Tamrikat stand in der Mitte der drei, ein hoch gewachsener, schlanker Greis, dessen weißes Haupt- und Barthaar die Würde seiner Jahre unterstrich. Doch in seinen Augen sah Thallian ein Feuer lodern, das die Anzeichen des Alters Lügen strafte.

„Sprich! Was für eine Botschaft hat der Patriarch für uns?“ forschte Ibn Tamrikat, als Thallian den Raum betreten hatte. Doch Thallian blieb stumm. Kurz betrachtete er die groß gewachsene Frau mit dem langen sonnengelben Haar, das die spitzen Ohren ihres Volkes nicht völlig verdeckte, dann verweilte sein Blick auf dem Mann neben Tamrikat. Stumm standen sie sich gegenüber, musterten einander, gewahrten den Schmerz in den Augen des Anderen. Schließlich umarmten sie sich wie auf ein geheimes Zeichen.

„Darian.“

„Sie haben sie getötet, Thallian. Ermordet.“ Darian schämte sich seiner Tränen nicht, als der Damm brach und der angestaute Schmerz ungehemmt zu fließen begann.

„Ich weiß. Ich... konnte es nicht verhindern.“ Thallians eigene Stimme klang rau und fremd in seinen Ohren. „Ich wusste erst, dass ihr hier seid, als ich am Morgen ihre Leiche sah. Warum seid ihr noch hier, Darian, warum? Warum seid ihr nicht weiter gezogen, wie ihr es vorhattet?“ Thallian löste sich von seinem alten Lehrmeister und hielt ihn auf Armeslänge von sich. Auch in seinen Augen glitzerten Tränen.

Darian blickte zu Tamrikat, der verständnisvoll nickte. „Ihr habt den vierten Teil einer Stunde“, sagte er und verließ mit der Elfe den Raum. Darian ließ sich auf einer Fensterbank nieder und blickte nach draußen.

„Unau sollte eine der letzten Stationen auf unserer Reise sein. Wir wollten nur wenige Wochen bleiben. Doch dann trafen wir auf Galindia und Gerima bat darum, unsere Abreise noch zu verschieben. Du weißt ja, wie sehr sie die Elfen liebte.“ Darian atmete schwer aus. „Es war eine schöne Zeit. Dann hörte man die ersten Gerüchte von Krieg. Zunächst wollten wir sie nicht glauben, bis plötzlich die Nachricht von der Eroberung Selems kam. Noch war Zeit genug, zu fliehen, doch Galindia hatte sich entschieden, zu bleiben – und auch wir wollten diese braven Menschen, die uns so herzlich aufgenommen hatten, nicht einfach im Stich lassen.“

„Ihr hättet gehen sollen. Nichts kann dem Patriarchen widerstehen. Du hättest die Schlacht am Szinto sehen sollen. Der Krieg ist bereits entschieden.“

„Ich war dort, Thallian. Es war ein Gemetzel.“ Er drehte sich zu Thallian um und blickte ihn an, die Augen voller Schmerz und Trauer. „Du trägst eine schwarze Uniform.“ Es war eine Feststellung, kein Vorwurf, keine Anklage.

„Ich brauchte Geld.“ Thallian hob entschuldigend die Hände. „Ihr wart nicht da.“ Darian nickte. „Hast du wirklich eine Botschaft vom Patriarchen?“ Thallian schüttelte den Kopf. „Es wird keine Botschaften mehr geben, Darian. In den nächsten Tagen wird der Patriarch den Befehl zum Sturm geben. Ich bin gekommen, weil ich dich nicht auch noch verlieren will, Darian. Du musst fliehen!“ Darians leere Augen jagten ihm einen Schauer über den Rücken. Er packte seinen Lehrmeister an den Schultern und schüttelte ihn. „Verstehst du mich, Darian? Du musst fliehen!“ Müde schüttelte Darian den Kopf. „Wozu fliehen? Ich bin bereits tot, Thallian.“



Am 19. Tag des Phexmondes befahl der Patriarch den Sturmangriff. Zwei Tage lang berannten die Al'Anfaner pausenlos die Mauern der Garnison, ehe auch der letzte der Verteidiger in Borons dunkle Hallen gesandt war. Thallian beobachtete den Sturm schweren Herzens von Ferne. Die Verluste der Al'Anfaner waren gewaltig. Obschon Tor und Mauern geboresen waren, verschluckte der Hof der Garnison die ersten Angriffswellen, ohne einen einzigen Mann wieder auszuspucken. Doch mit jeder Welle schwand die Zahl der tapferen Verteidiger dahin wie Schnee in der Wüstensonne. Am Ende des 21. Phex waren es ihrer nur noch drei, die die Garnison verteidigten. Rücken an Rücken stehend, hielten Darian und der greise Jikhbar ibn Tamrikat den Hof, während Galindia vom Dach aus Pfeil um Pfeil in die Reihen der Angreifer schoss. Als das letzte Geschoss von der Sehne ihres Bogens schwirrte, zog sie ein Kurzsword und warf sich in die Menge der Feinde, deren schwarze Uniformen ihren schlanken Leib einfach zu verschlucken schienen. Letztlich verstummte das Geräusch klingender Schwerter und wich dem Siegesgeschrei der Al'Anfaner. Als ein Soldat den blutbesmierten blonden Schopf Galindias unter dem Jubelgeschrei seiner Kameraden triumphierend in die Höhe reckte, wandte sich Thallian angeekelt ab. Er fühlte sich leer und ausgebrannt, doch seltsamerweise blieb der Schmerz aus. Seine Freunde waren tot. Und er hatte zugehört, wie sie starben.

Überall in der Stadt brannten die Siegesfeuer. Die Soldaten feierten und tranken, marschierten schreiend, grölend und plündernd durch die geschleifte Stadt, gaben sich hemmungslos dem Rauschkraut und den Huren hin. Niemand achtete auf den jungen Leutnant, der den bereits verwesenden Körper einer blonden Frau von einem der Räder nahm, die noch immer vor der Mauer zur Oberstadt standen und ihn auf einen Karren lud, der bereits zwei andere Leichnahme barg. Leise stahl sich der junge Mann durch die Schatten der Nacht und lenkte seine Schritte zum Chaneb, an dessen salzigen Ufern er eine Grube aushob und die Körper bestattete. Er sprach keine Abschiedsworte, denn er wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Er spürte, dass er müde von der langen Arbeit war, doch es war ihm egal, denn das Gefühl der Leere, das tief in seinen Eingeweiden saß und ihn Stück für Stück weiter aushöhlte, wollte nicht weichen. So saß er eine Weile in stiller Andacht. Er wusste nicht, wieviel Zeit vergangen war, als er in seiner Trauer gestört wurde. Eine Gruppe betrunkenener Soldaten bog um die Ecke und sah ihn. Lautstark grölend stolperten die Männer auf ihn zu, forderten ihn auf, mit ihnen zu trinken, schlugen ihm auf die Schulter, prahlten mit ihren Heldentaten vom Nachmittag. Langsam zog der junge Mann sein Schwert. Das Lachen der Männer erstarbte, als der erste ihrer Kameraden röchelnd zu Boden fiel. Die Gewissheit um ihren eigenen Tod sollte das letzte sein, das ihnen zuteil wurde.

Thallian steckte sein Schwert nicht weg, als er zurückging. Blut tropfte von der besudelten Spitze, doch in der Hysterie des Sieges bemerkte es niemand; genauso wenig wunderte sich jemand über die Körper derer, die zu Boden glitten, als sie seinen Weg kreuzten – manche schreiend, andere lautlos. Betrunkene gab es schließlich genug in dieser Nacht. Thallian

„Wer bist du?“, fragte ihn einer der drei ohne jede Einleitung. Es war ein Wüstenkrieger von hoher, schlanker Gestalt, der vorzüglich beritten war. Er saß auf einem Schimmel von edelster Zucht, dessen Kraft und Temperament selbst Thallian, der sich selbst nicht zu den Pferdekennern zählte, an jedem Zoll des herrlichen Pferdeleibs ausmachen konnte. Die schöne, gefleckte Stirn, das seidige Fell, die lange, glänzende Mähne, der feine und doch kräftige Körperbau des Tieres waren ohne Makel. Der Reiter selbst trug die einfache, schlichte Kleidung der Novadis, die sich nur durch eine feine, goldene Ziernaht an den Säumen von der seiner Begleiter abhob. Offenbar war dieser Mann der Anführer der drei Reiter. Wie Thallian hatte auch er seinen Haik tief ins Gesicht gezogen, so dass nur ein schmaler Schlitz braungebrannter Haut um die Augen herum zu sehen war. Seine Frage hatte barsch geklungen, wohl um Thallian zu zeigen, wer der Herr des Platzes war.

„Ein Fremder“, erklärte dieser knapp, denn er hatte trotz der offensichtlichen Überlegenheit der drei keine Lust, sich wie ein Knabe ausfragen zu lassen. Zudem galt es, sich bei den Wüstenkriegern in Achtung zu setzen. Dies konnte er aber nur durch ein furchtloses Auftreten erreichen.

„Das sehe ich!“, schnappte der Andere. Wärst du kein Fremder, so würde ich dich kennen. Wie ist dein Name?“

„Noch kenne ich den deinen nicht“, antwortete Thallian ruhig. Sein Blick aber bohrte sich in die Augen des Sprechers.

„Rastullah muss dir den Verstand genommen haben! Weißt du, wo du dich befindest?“

„Jaah – in der Wüste.“

„Du bist auf dem Gebiet der Beni Shebt! Und weißt du, wer ich bin?“

„Nein, denn du hast dich noch nicht vorgestellt, wie es die Höflichkeit gebietet.“

„Mensch, treibe keinen Spaß mit mir! Du bist von drei tapferen Kriegern umstellt. Ein Wort von mir und du bist tot! Glaubst du wirklich, dass ich dir meinen Namen nennen müsste, um den deinen zu erfahren?“

„Jaah – genau das meine ich.“

„So wisse, dass ich der Herr und Gebieter dieses Bodens bin, Herr über Leben und Tod – auch über das deinige!“

„Du irrst! Mein Leben gehört meiner Göttin und mir und ich werde es zu behalten wissen, bis sie es von mir fordert!“ Dabei zog er seine Waffe und hielt die Spitze so dicht vor das Maul des Schimmels, dass das Tier unruhig zurücktänzelte.

„Bist du von Sinnen, gegen den Sheik der Beni Shebt dein Schwert zu ziehen? Das ist dein Tod!“

„Jaah, möglich – aber auch der deine! Doch nun, da ich weiß, wer du bist, bin ich bereit, dir auch meinen Namen zu nennen.“

„Du hattest mir auch vorher schon Rede und Antwort zu stehen!“, bellte der Sheik.

„Nein, denn ich befand mich vor dir an diesem Platz, und wer an einen Ort kommt, an dem sich bereits andere befinden, der hat den Gruß zu sprechen. Du hast das nicht getan. Wie konnte ich dir da antworten?“

„Du sprichst stolz, als wärest du selbst ein Sheik. Aber nun, da du weißt, wer ich bin, wirst du begreifen, dass ich das Recht habe, so zu handeln, wie ich es tat.“

„Ich begreife es und will dir meinen Namen nennen, auch wenn deine Zunge ihn nicht wird aussprechen können, denn meine Heimat liegt weit im Norden und der Klang meiner Sprache muss dir fremd sein. In eurer Sprache aber bedeutet er soviel wie >Hand des Todes<.“ Das war nicht einmal gelogen, denn der Name entsprach in etwa dem, den ihm die Al’Anfaner vor fast drei Jahren in der Arena gegeben hatten. Und noch etwas hatte er mit seiner Rede gewonnen. Indem er den hohen Norden als seine Heimat genannt hatte – gemeint war natürlich das Mittelreich – distanzierte er sich zugleich von Al’Anfa, das selbst für die Söhne der Khomwüste weit im Süden lag. Die Auskunft erzielte auch eine gewisse Wirkung, denn der Sheik blickte

weniger unfreundlich, als er fragte: „So bist du keiner von den räuberischen Banditen aus der schwarzen Stadt, die wie Ameisen in unser Land gekommen sind, um uns zu überfallen?“

„Nein. Mein Heimatland pflegt ebenfalls eine lange Fehde mit der schwarzen Stadt.“

„Aber du bist ein verfluchter Ungläubiger, so wie sie?“

„Wenn du damit meinst, dass ich an die göttlichen Zwölf glaube, so gebe ich dir Recht. Ich warne dich aber, niemals wieder vor mir den Ausdruck ‚verfluchter Ungläubiger‘ in den Mund zu nehmen.“

Der Sheik lachte verächtlich. „Wie wolltest du verhindern, dass ich dich auch weiterhin so nenne?“

Mit einer sprechenden Bewegung nahm Thallian sein Schwert in beide Hände. „Mir würde da bestimmt etwas einfallen.“

„Willst du mich lachen machen? Was denkst du, vermag ein schwacher Nordländer gegen die tapferen Krieger der Beni Shebt auszurichten?“

„Ich könnte euch töten“, erwiderte Thallian mit schneidendem Lächeln.

Der Sheik lachte schallend. „Hört euch diesen Hund an! Der Ungläubige denkt tatsächlich, dass er allein imstande sei, gegen uns zu bestehen. Ich werde...“ weiter kam er nicht, denn nun ging alles sehr schnell. Thallians linker Fuß hatte sich unbemerkt in den Sand gegraben. Mit einem Ruck riss er ihn in die Höhe und schleuderte dem Sheik eine Sandwolke entgegen, ein Trick, den ihm die Arena gelehrt hatte. Er hatte gut getroffen – das Pferd ging auf die Hinterhand und warf seinen geblendeten Reiter ab. Die Beine des Schimmels hatten den Boden noch nicht wieder berührt, als Thallian bereits an das zweite Tier heran war und ihm die Faust auf die Nase hieb. Der Braune stieg und Thallian griff in die lange Mähne, riss den Hals des Tieres zur Seite, so dass der Reiter abgeworfen wurde. Aus den Augenwinkeln sah er, wie der dritte Reiter sein Pferd anspornte und auf ihn zu trieb. Doch noch ehe er eingreifen konnte, war Thallian bei dem Gestürzten und hieb ihm die flache Seite seines Schwertes an den Kopf. Der Novadi sackte bewusstlos zusammen. Dann war der Reiter heran. Er stieß mit seiner Reiterlanze nach Thallian, doch dieser stieß sich ab und rollte über den Boden auf die andere Seite. Der Stoß ging ins Leere. Thallian blieb indes keine Zeit, sich über seinen kleinen Sieg zu freuen. Nach wenigen Sprüngen hatte der Beni Shebt sein Tier gewendet und setzte abermals zum Angriff an. Diesmal aber war der Novadi auf ein Ausweichmanöver vorbereitet. Die Lanzenspitze pendelte unruhig hin und her, bereit, nach der Seite zuzustoßen, sobald ihr Ziel zur Seite sprang. Thallian tat ihm den Gefallen und ging leicht in die Knie, als wollte sich abermals durch Abrollen in Sicherheit bringen. Doch als die eiserne Spitze nur noch wenige Zoll von ihm entfernt war, stieß er sich nach vorne ab, in die Bahn der Lanze hinein und schlug den hölzernen Schaft mit dem Schwert beiseite. Dann ließ er die Waffe fallen, griff mit beiden Händen nach dem Reiter und riss ihn aus dem Sattel. Der Mann fiel hart, war jedoch nicht ernsthaft verletzt. Er versuchte aufzustehen, doch ein harter Schlag an die Schläfe raubte ihm die Besinnung. Der ganze Kampf hatte nicht länger als eine Minute gedauert. Thallian bückte sich, nahm sein Schwert wieder auf und Schritt zu dem Sheik, der noch immer auf dem Boden kniete und sich mühte, den schmerzenden Sand aus den Augen zu bekommen. Er hielt in seiner Bewegung inne, als er Thallians Klinge an seinem Hals spürte.

„Rastullahs Wege sind unergründlich. Er gibt dem Wurm die Macht, über die Löwen zu bestehen. Töte mich!“

„Was hätte ich davon? Eine besudelte Schwertklinge und die Mühe, sie wieder zu reinigen. Ich will dein Leben nicht. Du bist frei. Du kannst gehen, wohin es dir beliebt.“

„Und meine Männer?“

„Auch sie sind frei und können gehen, wohin es ihnen beliebt.“

„Du hast sie getötet. Du wirst mit der Blutrache rechnen müssen. Ihre Verwandten werden kommen und den Blutpreis von dir fordern.“

„Ich habe deine Männer nicht getötet. Sie sind nur bewusstlos. Sie werden zwar einen schmerzenden Schädel haben, aber bald erwachen.“

„Rastullah! Ist das wahr? Dann musst du ein großer Krieger sein. Vielleicht bist du selbst ein Sheik unter den Deinen?“

„Nein, ich bin kein Sheik. Wo ich herkomme, gibt es noch viele, die weit besser kämpfen als ich. Also hüte dich, wenn du das nächste Mal einem Fremden begegnest und ihn einen Ungläubigen schimpfst. Er könnte weniger gnädig sein als ich.“

„Effendi, ich war im Unrecht. Ein gewöhnlicher Krieger gibt Fehler nicht gerne zu, noch viel weniger darf ein Sheik dies tun, doch ich tue es. Darum bitte ich dich, folge mir in mein Dorf. Dort will ich dich bewirten und um Vergebung bitten.“

„Ich vergebe dir. Deine Einladung ist nicht nötig.“

„Effendi, du sprichst im Scherz. Eine solche Einladung darfst du nicht ausschlagen. Das wäre eine große Beleidigung. Du scheinst noch nicht lange in der Wüste zu weilen, deshalb weise ich dich auf diesen Brauch hin. Jeden anderen hätte ich sofort zum Kampf auf Leben und Tod gefordert.“

Natürlich weist du mich darauf hin. Sonst müsstest du mich ja fordern. Doch davor hast du Angst, nicht wahr?, dachte Thallian. Laut aber sagte er: „Wenn das so ist, o Sheik, will ich dir glauben und nehme deine Einladung dankend an, denn ich sehe, du meinst es gut mit mir.“

Sie weckten die beiden bewusstlosen Krieger mit einem feuchten Lappen und wenig später ritten sie nach Süden, dem Dorf der Beni Shebt entgegen.

Sie erreichten das Dorf zur Zeit des rituellen Abendgebetes. Irgendwo entlockte ein Mann mit schnellen Schlägen einem brettartigen Instrument trommelnde Töne und rief die Männer und Frauen mit lauter Stimme zum Gebet. „Rastullah akhbar! Rastullah akhbar! Rastullah akhbar!“, tönte es in einem Fort, während sie ihre Pferde durch das Lager lenkten.

„Die Ältesten sammeln die Gläubigen zum Gebet an Rastullah, den Alleinen“, erklärte der Sheik. „Ich muss dich für eine Weile verlassen, denn du glaubst nicht an unseren Gott und darfst also der Zeremonie nicht beiwohnen. Aber ich will dich in mein Zelt führen, denn du bist mein Gast und dir soll es an nichts mangeln.“

Der Sheik ritt vor ein großes Zelt, wo er von seinem Pferd sprang und Thallian bedeutete, es ihm gleich zu tun. Einer seiner Begleiter nahm die Zügel der Tiere und führte sie zu den anderen auf die Weide. Der Sheik trat an den Eingang des Zeltes und rief etwas, das Thallian nicht verstand. Wenig später erschien eine dunkelhaarige Frau im Eingang, die sich vor dem Sheik niederkniete und den Saum seines Gewandes küsste.

„Das ist Melikae, meine fünfte Frau“, erklärte der Sheik. „Sie wird sich um dich kümmern. Wenn du einen Wunsch hast, so brauchst du ihn nur auszusprechen und er wird wahr. Ruhe dich aus und erfrische dich, damit du wieder bei Kräften bist, wenn ich dich nachher den Ältesten vorstelle.“ Mit diesen Worten verschwand der Sheik, um dem Abendgebet beizuwohnen und ließ einen verblüfften Thallian zurück, dem die plötzliche Erhebung vom Todfeind zum Gast mehr als verdächtig vorkam.

Die junge Frau bat ihn, ihr in das Zelt zu folgen. Sie bedeutete ihm durch Gesten, sich auf einem Diwan niederzulassen. Wenig später kehrte sie mit einer *Nargileh*, einer Wasserpfeife zurück, die sie ihm stopfte und entzündete. Dankbar nahm Thallian das Mundstück entgegen. In Al’Anfa rauchte man den Tabak aus ganz ähnlichen Pfeifen und er war dem Genuss des entspannenden Rauchs durchaus nicht abgeneigt. Zwischen zwei Rauchwolken, die er zur Zeltdecke stieß, gewahrte er, dass seine Gastgeberin zahlreiche Schalen mit Früchten und anderen Spezereien zu seinen Füßen aufstellte. Gerade zog sie eine Schale mit Wasser zu sich heran und griff nach seinen Stiefeln, wie um sie ihm auszuziehen. Thallian indes wehrte ab; er trug noch immer die al’anfanische Uniform unter dem Überwurf, die das Mädchen nicht entdecken durfte. Er beschloss, sie in ein Gespräch zu verwickeln, um sie von seiner Kleidung abzulenken. Auf seine Frage, ob sie seiner Sprache mächtig sei, nickte Melikae und erkundigte sich weiter: „Wie viele Frauen zählt der Harem deines Gemahls?“

„Mehr als die Finger zweier Hände“, entgegnete das Mädchen, vermied es aber, ihm anzusehen, während sie sprach.

„Bist du glücklich mit so vielen Frauen neben dir?“

Melikae sah ihn kurz an, als habe sie seine Frage nicht verstanden, senkte aber schnell wieder den Blick, als ihr bewusst wurde, was sie tat.

Thallian lachte kurz auf, winkte dann mit der Hand ab. „Na, wie auch immer, beim Stier!“ Er nahm einen weiteren, tiefen Zug aus der Pfeife, spürte, wie ihm das starke Kraut den Verstand vernebelte und seine Glieder sich entspannten.

„Warum blickst du eigentlich ständig zu Boden?“, fragte er, als er sah, dass sie abermals seinem Blick auswich. „Gibt es dort solch interessante Dinge zu sehen?“

„Rastullah verbietet es“, hauchte das Mädchen und senkte die Lider beschämt tiefer als zuvor.

„Rastullah? Dein Gott? Was verbietet er?“, hakte Thallian nach.

„Dich anzusehen. Du bist ein Fremder und der *Hairan al' Hairani*, der Beherrscher dieses Zeltens, hat noch nicht das Brot mit dir gebrochen.“, erklärte das Mädchen schau.

„Aber er nannte mich seinen Gast. Und hat er dir nicht befohlen, mir jeden Wunsch zu erfüllen, den ich habe?“

Wieder nickte das Mädchen und Thallian setzte ein versöhnliches Lächeln auf.

„Dann bitte ich dich als erstes, mich durch das Lager zu führen.“

Melikae fügte sich seinem Wunsch und sie verließen das Zelt. Zunächst ließ sich Thallian zu den Weiden führen unter dem Vorwand, nach seinem Tier sehen zu wollen. In Wahrheit prägte er sich den Weg vom Zelt des Sheiks zu den Weiden sehr genau ein, um ihn rasch wieder zu finden, so es nötig sein sollte. Die Beni Shebt besaßen eine stattliche Anzahl an Tieren, darunter auch mehrere hundert der feurigen Wüstenpferde, deren Schnelligkeit und Ausdauer sie auch in den Ländern jenseits der Wüste begehrt machten. Vor dem Krieg besaßen die Beni Shebt fast die doppelte Anzahl an Pferden und Kamelen, wie Melikae erklärte. Aber der Krieg hatte bereits seine ersten Opfer gefordert, denn viele Krieger waren dem Aufruf Sultan Mustafas gefolgt und waren in den Schlachten am Szinto und bei Unau gefallen. Auch als sie später durch die Reihen der Zelte liefen, konnte er sehen, wie sehr der Krieg diesen Menschen zugesetzt hatte. Viele Zelte waren in einem schlechten Zustand, da die Zeit fehlte, sie in Ruhe zu reparieren. Die Bewohner des Dorfes mussten ständig damit rechnen, die Zelte abbrechen und weiterziehen zu müssen. Auch waren Stoffe und Werkzeuge knapp geworden, da die Karawanen ausblieben, wie Melikae ihm sagte. Die meisten der Behausungen waren leer, denn die Bewohner hatten sich zum Gebet versammelt. Nur ab und an sah Thallian Frauen, die alltägliche Arbeiten verrichteten, oder sich um die Kinder kümmerten – Witwen, die um die Gefallenen trauerten und während dieser Zeit die Gemeinschaft mieden.

„Sie beten also nicht mit den anderen?“

Melikae verneinte die Frage.

„Warum betest du nicht?“

„Weil der Sheik, mein Gemahl, mir seinen Gast anvertraut hat. Daher werde ich später beten und Rastullah wird mir die Verspätung vergeben.“

Thallian belächelte die kindliche Einfalt, Gebete nach bestimmten Tageszeit zu richten, dann fiel ihm ein, dass es die Geweihten der zwölf Kirchen eigentlich ganz ähnlich hielten. Als er schließlich darum bat, dem Zeremoniell beiwohnen zu dürfen, antwortete Melikae: „Teilhaben darfst du nicht, denn du bist ein Ungläubiger, aber du bist der Gast des Sheik und ich denke nicht, dass er etwas dagegen hat, wenn du von Ferne den heiligen Worten lauschst.“ Also begaben sie sich ins Zentrum der Oase, wo Thallian neben einem großen Wasserbecken die Bewohner des Dorfes sah, die betend auf dem Boden knieten und in regelmäßigen Abständen mit der Stirn den Boden berührten. Einzig ein alter Mann stand den Knienden vor und rezitierte Gebete, die Thallian nicht verstand.

„Wer ist der Mann?“, wandte sich Thallian an seine Führerin.

„Das ist unser *Mueddhin* – unser *Priester*?“, fragte sie, unsicher, ob sie das richtige Wort gewählt hatte. Schließlich nickte sie, als Thallian nicht widersprach. „Unser *Priester*! Er betet die *Al-Fatha* und die Gläubigen wiederholen sie leise. Das bedeutet, dass der Gottesdienst fast zu Ende ist. Die Worte sagen in deiner Sprache etwa: *im Namen Gottes, des gnadenreichen und mitleidvollen. Gelobt sei Gott, der Herr der Welten, der gnadenreiche und mitleidvolle, der Fürst des Jüngsten Gerichtes; dir dienen wir, und zu dir beten wir um Hilfe; führe uns auf den richtigen Weg, den Weg jener, denen du Gnade gezeigt hast, auf denen kein Zorn ruht und die sich nicht verirren.* Jetzt stehen sie auf und blicken über ihre rechte und die linke Schulter, um die beiden Geister zu begrüßen, die ihre guten und schlechten Taten im Buch des Schicksals verzeichnen.“

In der Tat schien der Gottesdienst beendet, denn die Menschen begannen sich zu zerstreuen, nachdem der *Mueddhin* seinen Segen erteilt hatte. Der *Sheik* unterhielt sich mit mehreren Männern, die sich Thallian einzig durch ihr hohes Alter auszuzeichnen schienen. Schließlich entdeckte er seinen Gast und lenkte seine Schritte zu ihm hinüber. Die Männer folgten ihm. Es waren die Ältesten des Dorfes, wie der *Sheik* ihm erklärte. Thallian selbst wurde als strahlendster aller Helden vorgestellt. Der *Sheik* beschrieb seine Kampfkunst in derart schillernden Farben und Tönen, dass es Thallian beinahe die Schamesröte ins Gesicht trieb. Als schließlich die Geschichte ihres Zusammentreffens, die nicht im Entferntesten der wahren Begebenheit ähnelte, sondern in einer siegreichen Schlacht gegen eine zehnfache Übermacht der verhassten Al’Anfaner gipfelte, erzählt wurde, vergaßen die ehrwürdigen Väter ihre vornehme Zurückhaltung und ergingen sich in nicht enden wollenden Lobeshymnen. Als der *Sheik* geendet hatte, sagte einer, der *Mustafa* gerufen wurde: „Mein Sohn, wenn dies wahr ist, was wir soeben gehört haben, dann bist du wahrhaftig ein *Liebling Rastullahs*. Unsere *Krieger* werden Mut schöpfen aus deinen Taten und noch ehe die *Regenzeit* gekommen und wieder gegangen ist, werden wir die *Söhne des Raben* aus unserem Land vertrieben haben. Dich aber soll man fortan den ‚*Vater des Schwertes*‘ rufen und dein Name soll bekannt sein an allen *Lagerfeuern* der *Wüste*; unsere Feinde sollen ihn fürchten, doch die *Söhne Rastullahs* werden ihn mit Ehrfurcht aussprechen und ihre *Weiber* und *Töchter* werden *Loblieder* auf dich singen.“

Diese Rede kam Thallian nun höchst ungelegen, schien es doch, als erwarte man von ihm, dem hohen Gast, dass er sich am *Krieg* gegen die Al’Anfaner beteiligte. Dies kam aber aus verschiedenen Gründen keinesfalls in Frage. Auch wenn er die Beni Shebt als hilfsbereite, gottesfürchtige Menschen kennen gelernt hatte, so war ihr Glaube in seinen Augen doch immer noch ein Irrglaube, für den er nicht eintreten wollte. Schon gar nicht, wenn ihre Feinde im Namen eines der *Zwölfgötter* stritten. Letztlich war er sich bewusst, dass er die Beni Shebt so schnell als irgend möglich verlassen musste, wenn er nicht riskieren wollte, dass seine *Verkleidung* am Ende doch noch durchschaut wurde. Dass er lediglich ein *Deserteur* war, ein *Ausgestoßener* und *Verfolgter*, würden ihm die *hitzen Wüstenkrieger* ohnehin nicht glauben. Also achtete er stets darauf, nie ein Wort der Zusage über seine Lippen kommen zu lassen, während er den *Sheik* in dessen Glauben ließ, seiner Unterstützung sicher zu sein. Inseheim aber plante er, das Lager in der Nacht zu verlassen.

*

Die kühlen Mauern des Klosterkomplexes umfingen ihn wie die tröstenden Arme eines Vaters. Zum ersten Mal seit Monden schien es ihm, als könne er all seinen Schmerz vergessen. Von den Beni Shebt aus war er westwärts gezogen, den weiten Weg der *Kabashpforte* entgegen.

Nach Wochen des Marschierens durch glühenden Sand hatte er endlich wieder zivilisierten Boden betreten, auch wenn er sich nicht nach der Gesellschaft anderer Menschen sehnte. Sein Kamel hatte er bei der ersten Gelegenheit verkauft. Den Erlös setzte er in Proviant und neue Kleidung um, da seine gegenwärtige Kluft mehr als herabgekommen aussah. Den Rest legte er in die Opferschale eines Hesindeschreines, der am Wegesrand errichtet worden war. Während er betete, fand sich ein Schar frommer Pilger ein, die auf dem Weg nach Mantrash’Mor waren. Es waren gesellige Leute, die Thallian bereitwillig von dem Kloster und dem Wunder der Steinköpfe erzählten. Letztlich wusste Thallian selbst nicht genau, was ihn dazu bewegte, doch er bat, sich dem Pilgerzug anschließen zu dürfen, was ihm gerne gewährt wurde. Es war ein mehrtägiger, beschwerlicher Fußmarsch und Thallian bereute bereits, sein Reittier verkauft zu haben, als sie endlich die Mauern des Klosters in der Ferne erkennen konnten. Doch während die Pilger zunächst den Weg einschlugen, der zu den gewaltigen Steinköpfen führte, die ungezählte Hände in den Fels der Eternen geschlagen hatten, hatte Thallian sich gleich den Tempelgebäuden zugewandt. Er wollte beten, um Vergebung für seine Verfehlungen bitten. Eine leichte Unsicherheit beschlich ihn, als er das Tor des Klosters durchschritt. Würde er den Frieden finden, nach dem er sich sehnte? Konnte ihm überhaupt noch vergeben werden?

„Du wirkst unsicher, mein Sohn. Was bedrückt dich?“ störte ihn da ein tiefer Bass in seinen Gedanken. Die Stimme gehörte einem beleibten Mönch, der aus dem Schatten eines überdachten Brunnens heraus und auf ihn zutrat. Errötend, als fürchte er, der Andere habe seine Gedanken gelesen, kniete Thallian nieder und senkte das Haupt. „Vergebt mir, Pater, denn ich habe gesündigt.“

„Haben wir das nicht alle?“

Thallian legte den Kopf schräg und betrachtete den dicklichen Priester, verwundert über die seltsame Antwort. Aber in den gutmütigen, dunklen Augen, die unter der Kapuze hervorschauten, entdeckte er nur Güte und Nachsicht, keinen Spott.

„Falls es so ist, Pater, dann habe ich mehr gesündigt als andere - mehr, als irgend jemand es könnte.“

Der Mönch legte die Stirn in tiefe Falten, behielt aber das sanfte Lächeln auf den Lippen: „Das, mein Sohn, lasse lieber die Götter entscheiden. Dafür sind sie schließlich da. Ich bin Bruder Blasius. Folge mir. Ich bin sicher, du bist durstig nach deiner langen Reise. Und vielleicht erzählst du mir später, warum du so ein furchtbarer Sünder sein willst“, fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu.

Blasius führte Thallian in die schattigen Gewölbe der Tempelanlage, wo sie eine angenehme Kühle umfing.

„Warst du schon einmal in Mantrash’Mor, mein Sohn?“ Thallian verneinte die Frage, worauf der Priester fortfuhr: „Das Besondere an diesem Ort ist, dass die Mönche, die hier leben, alle zwölf Götter gleichermaßen verehren, was, zugegebenermaßen, nicht immer einfach ist.“

Blasius machte an einem Brunnen halt, der sich in einem unmauerten Innenhof befand und schöpfte mit einem Eimer von dem kühlen Nass. Durstig nahm Thallian die Kelle aus dem Gefäß und trank in vollen Zügen. Blasius lachte.

„Schon lange habe ich niemanden mehr so trinken sehen. Du musst eine lange Reise hinter dir haben. Wusstest du, dass nur die wahrhaft Durstigen das Geheimnis des Wassers erkennen können?“

Thallian blickte den beleibten Mann fragend an und blieb fürs erste eine Antwort schuldig, denn Blasius fuhr, ohne wirklich auf eine Antwort zu warten, fort: „Ja, so ist es. Im Durst erkennst du den Wert des Wassers, in der Krankheit den Wert der Gesundheit und im Wachen den Wert des Schlafes.“

„Ich danke Euch, Pater, für beides: das Wasser und die Belehrung.“ Wieder lachte Blasius, klopfte Thallian auf die Schulter. „Danke nicht mir, sondern dem Herrn Efferd für das Wasser. Und auch die klugen Worte sind die eines anderen, eines weiseren Mannes gewesen, als ich es bin. Komm, folge mir. Ich will dir zeigen, wo du schlafen kannst.“

Thallian war in der Tat müde von der Reise. Er schlief bis zum Abend, als Blasius ihn weckte. Anders als bei den Draconitern schien es auf Matrash’Mor kein gemeinsames Abendessen der Mönche zu geben. Als Thallian ihn darauf ansprach, erwiderte Blasius lächelnd, dass man durchaus des Öfteren gemeinsam zu Abend speise, aber jedem Confrater stehe es frei, sich zurückzuziehen, wannimmer er dies wünsche. „Auch ziehen die meisten der Brüder es vor, die jeweilige Gottheit in dem ihr geweihten Mond zu verehren und passen sich dann den entsprechenden Speisegeboten an.“

„Unterliegt Ihr derzeit einem Speisegebot, Pater?“

„Nein, kein Gebot. Doch ziehe ich es derzeit vor, nicht der Völlerei zu frönen.“ Blasius führte Thallian weg von den Klostergebäuden, auf eine Terrasse im Fels zu, wo er eine Decke auf dem Boden ausgebreitet hatte. Darauf stand ein Weidenkorb mit einer Flasche Wein, etwas Brot und Käse. Sie schwiegen während sie aßen und genossen die Aussicht, die sich ihnen bot. Im Westen beleuchteten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne einen großkarierten Flickenteppich von Äckern und Wiesen, weiter im Süden hüllte sich bereits ein kleines Dorf in die aufziehende Dunkelheit.

Nach dem Essen begann Bruder Blasius eine leichte Unterhaltung, die bis in die späten Abendstunden hinein andauerte. Wohl spürte der Mönch, dass sein junger Gesprächspartner eine schwere Last mit sich herumtrug und wollte ihn gerne davon befreien, doch drängte er ihn nicht, ihm davon zu erzählen. Irgendwann, so wusste Blasius, würde er ihm aus freien Stücken sein Herz ausschütten.

Die Tage kamen und gingen und mit ihrem Dahinschreiten linderte sich auch Thallians Schmerz. Er begann, sich wieder freier und unbeschwerter zu fühlen und irgendwann entschloss er sich, Bruder Blasius seine Sünden zu beichten. Doch in seiner einfachen, herzlichen Art erteilte ihm der Mönch eine Lektion über das Wesen der Götter und die Auslegung ihres Willens, anstatt sein Tun zu verurteilen, oder ihm zu vergeben. Fast jeden Abend verbrachten sie fortan in tiefen Diskussionen, gleich ob sie dabei durch die bergige Umgebung wanderten, oder sich in den Mauern Mantrash’Mors aufhielten. So wurde Blasius zum Lehrer und Thallian wieder einmal zum gelehrigen Schüler. Das erste, das Blasius ihm beizubringen hatte, war, seinen Selbsthass aufzugeben. Der Schlüssel hierzu lag in der Schuldfrage am Tod der beiden Menschen, die Thallian nahe gestanden hatten.

„Glaubst du an die Vorsehung, Thallian?“, fragte ihn Blasius eines Abends. Thallian verneinte die Antwort und argumentierte, dass jeder Mensch sein Schicksal selbst in der Hand habe.

„Eine schöne Vorstellung, die du da hast, aber ich fürchte, sie ist allzu oft nur die halbe Wahrheit. Wenn du Recht hättest, müsste dann die Welt nicht ganz und gar anders aussehen? Könnte sich der starke Schmied nicht letztlich über den Kaiser erheben und die Masse der Bauern über die wenigen Herrschenden? Und wo blieben am Ende die Götter?“, belehrte ihn Blasius. „In weiten Teilen des Lebens trifft sicher zu, was du gesagt hast, aber nur in gewissen, vorbestimmten Grenzen. Und die unüberwindbarsten dieser Grenzen sind keine weltlichen, sondern göttliche. Allzu oft mischen sich die Himmlischen in die irdischen Belange ein und unterwerfen die Menschen ihren Launen, als dass wir annehmen könnten, völlig frei entscheiden und leben zu dürfen. Hast du nicht selbst gesagt, dass der Herr Boron in der Schlacht am Szinto auf Seiten der Al’Anfaner eingegriffen hat? War es nicht eher sein Wille, der deine Freunde abberief und dich zu seinem Werkzeug machte? Ich maße mir nicht an, diesen Willen zu verstehen, doch wäre es nicht möglich, dass sie seinen Zorn erregten, als sie sich gegen ihn stellten? Denk’ einfach darüber nach, Thallian“, schloss der Mönch seine Rede „und gib dir nicht selbst die Schuld an Dingen, auf die du keinen Einfluss hattest. Du bist nur ein Mensch und damit eine der vielen Figuren auf dem Spielfeld der Götter.“ Blasius erhob sich und wandte sich zum Gehen, um dem jungen Mann Zeit zum Nachdenken zu geben.

„Pater?“

„Ja?“ Blasius drehte sich um, ein mildes Lächeln auf den Lippen, wie Thallian es oft bei ihm gesehen hatte.

„Wenn sie tatsächlich seinen Zorn erregten... was erwartet sie dann für eine Strafe?“

Blasius nickte. Eine schwierige Frage. „Darauf habe ich leider keine Antwort, denn selbst das Wissen der Priester ist auf das Leben beschränkt. Nur wenige erhalten die Gnade einer Einsicht in die Welt, die jenseits der Pforte des Todes liegt. Doch es steht geschrieben, dass der Zorn des Herrn Boron gleichzeitig auch seine Gnade sei. Er ist ein gütiger Gott.“ Mit diesen Worten ließ er Thallian allein, der sich nun über einiges klar zu werden hatte. Es war in dieser Nacht, als er zum ersten Mal seit langem wieder tief und fest schlief, ohne hochzuschrecken, weil dunkle Träume ihn plagten. Tatsächlich träumte er nur Angenehmes, aber als er am nächsten Morgen erwachte, konnte er sich nur noch an ein Bild des Oktogons zu Thegûn erinnern, und an eine Stimme, die im Traum zu ihm gesprochen hatte. Die Stimme hatte ihm ein nie gekanntes Gefühl der Geborgenheit und des Glücks beschert. „Beende, was du angefangen hast“, hatte sie gesagt und die Worte waren wie Glockengeläute in seinen Ohren gewesen. Thallian berichtete Bruder Blasius von seinem Traum, doch gehörte der Mönch nicht zu jenen, die solche Träume zu deuten verstanden. Die beiden Männer waren sich jedoch darin einig, dass die Lösung in Thegûn zu finden war und so verließ Thallian wenige Tage später Mantrash’Mor.

*

52

Abtprimas Eternenwacht schielte über den Rand des Pergaments, das er in Händen hielt, auf den jungen Mann, der demütig vor seinem Schreibtisch kniete. Er erinnerte ihn an einen schwarzlockigen Knaben, der vor Jahren aus dem Oktogon zu Thegûn ausgerissen war. Allerdings war jener Knabe der Sohn der Dame Anjuhal gewesen, manche munkelten sogar, dass sich Erzmagus Atherion höchstpersönlich bei der Zeugung dieses Jungen die Ehre gegeben habe. Bruder Blasius hingegen empfahl ihm in seinem Brief einen Mann namens ya Arres. Und doch – diese Augen, dieses Gesicht – war es möglich?

„Erhebt Euch!“ gemahnte der Abtprimas freundlich. „Bruder Blasius empfiehlt Euch mir in einer besonderen Angelegenheit und bittet mich, Euch mein gnädiges Gehör zu schenken?“

Der Abtprimas schmunzelte über die blunige Ausdrucksweise von Bruder Blasius. „Wie ist Euer Name, junger Herr?“

„Thallian ya Arres, Euer Eminenz.“

„Ya Arres?“, argwöhnte Eternenwacht. „Also Liebfelder? Nun, ich muss gestehen, ich hätte Euch eher für einen Mittelreichler gehalten. Seid Ihr sicher?“ In der entstehenden Pause musterte der Abtprimas seinen Gast: den unbändigen Stolz in dessen Augen – von Schmerz und Leid verschleiert, aber dennoch in der Tiefe der Seele verankert – das fein geformte, aber kräftige Kinn, die lange, gerade Nase, vor allem aber die trotzig Art, in der der Fremde das Kinn vorschob, als er zu Sprechen ansetzte; es gab keinen Zweifel. Der Mann und der Knabe von einst waren ein- und dieselbe Person. Aber warum die Maskerade? Aus Angst? Aus Scham? Oder wurde er vielleicht verfolgt?

„Wie könnte ich darin, wer ich bin, nicht sicher sein?“

„Oh, die wenigsten Menschen auf dieser Erde wissen, wer sie wirklich sind“, erklärte der Abtprimas, nachsichtig lächelnd. „Andere hingegen sehen sich gar gezwungen, ihren wahren Namen zu verbergen, aus Gründen die nur ihnen bekannt sind.“ Während er sprach, fixierte er sein Gegenüber scharf. Thallian hingegen wusste, dass er erkannt worden war und ging auf das

Spiel des Abtprimas ein. Er wählte jedes seines Worte mit Bedacht, als er erklärte: „Es gab einmal einen Knaben, der unter dem Namen seiner Mutter einige Jahre in Thegûn weilte. Doch dieses Kind ist nun tot. An seine Stelle ist der Mann getreten, und Gründe, die nur ihm und niemandem sonst zur Schande gereichen, ließen ihn einen neuen Namen annehmen. Ich hoffe, diese Auskunft ist Euch genügend.“

Eternenwacht nickte bedeutsam. „Und welcher Begehrt führt diesen Mann nun wieder hierher?“

„Ich ersuche Euch demütigst“, Thallians Stimme zitterte kaum merklich, als er abermals vor dem Abtprimas auf die Knie fiel, „meine Ausbildung zu Ende zu führen.“

Der Abtprimas schien nicht sonderlich überrascht über die Bitte, zumindest ließ er es sich anmerken, wenn er es gewesen wäre. Sein Gesicht verriet eher eine gewisse Belustigung, als er sagte: „Eure Ausbildung weiterführen? Das ist unmöglich! Wisst Ihr denn nicht, dass die Herrin ihren Ruf nur ein einziges Mal im Leben an ihre Diener richtet? Ihr habt diesen Weg verlassen und jetzt gibt es kein Zurück mehr!“

„Aber genau deswegen bin ich hier!“, widersprach Thallian heftig. „Die Herrin hat mich gerufen! Ich war nur zu blind, um ihren Ruf gleich zu hören!“

Abtprimas Eternenwacht runzelte ungläubig die Stirn. „Wisst Ihr, was Ihr da sagt? Selbst den höchsten Geweihten ist nicht vergönnt, das Zwiegespräch mit der Allweisen zu führen, wenn nur sie allein es wünschen. Die Herrin offenbart ihren Willen nur in Zeiten großer Not. Und da sollte sie ausgerechnet Euch, das verlorene Schaf, auf den rechten Pfad zurückrufen? Was habt Ihr denn getrieben, seit Ihr Thegûn verließ? Gereichte denn Euer Handeln der Herrin zur Ehre?“

Thallian schüttelte ernst den Kopf. „Ich habe getötet, Euer Eminenz. Ich bereiste den Süden und den Osten, mit dem Schwert in der Faust. Ich verdingte mich in Al’Anfa als Gladiator und später als Söldling. Durch meine Hand starben Dutzende von Menschen und ich habe auf Eure Frage genauso wenig eine Antwort, wie Ihr, ehrenwerte Eminenz. Aber ich habe lange Abende in ernsthafter Diskussion mit Bruder Blasius verbracht und bin mir sicher, dass die Herrin mich gerufen hat.“ Und er berichtete dem Abtprimas von seinen Erlebnissen auf Maraskan, von der Reise mit Liscom, dem unerwarteten Aufbäumen der Magie, die er längst tot geglaubt hatte und von seinem Traum auf Mantrash’Mor. „Als ich vor sieben Jahren nach Thegûn kam, Euer Eminenz, hatte mich der Ruf der Herrin noch nicht erreicht. Ich jagte einem Kindheitstraum nach und wollte gleichzeitig einem Alptraum entkommen. Heute stehe ich abermals in diesen heiligen Hallen, durch mein eigenes Handeln schwerer mit Schuld beladen, als selbst der größte Sünder es sein kann. Und doch ist es mir, als böte mir die Herrin hier – durch Euch – die Möglichkeit, meine Schuld zu sühnen.“ Er schwieg, erschöpft von seiner langen Rede, und auch der Abtprimas war lange Zeit in Gedanken versunken. Schließlich stieß er einen langen Seufzer aus und sagte: „Eure Geschichte klingt zu schön und gleichzeitig zu seltsam, um wahr zu sein. Dennoch habt Ihr kein Detail ausgelassen, selbst, wenn es Euch nicht gerade im besten Licht darstellte. Diese, Eure, Offenheit macht mich geneigt, Euch zu glauben. Aber ich kann und will Euch nicht in die Reihen der Diener der Herrin aufnehmen, solange Ihr nicht geläutert seid und Eure tugendhaften Absichten unter Beweis gestellt habt. Aber es ist mein Wille, Euch Gelegenheit zu geben, genau dies zu tun. Ihr werdet die kommenden Jahre unter Aufsicht der Brüder und Schwestern hier im Oktogon leben, an den Gottesdiensten teilnehmen und Euer Leben in den Dienst der Herrin stellen. Geht nun hinaus und sagt dem Bruder Ordinarius, er möge Euch eine Zelle zuweisen. Ich erwarte Euch dann zum gemeinsamen Abendessen zur Hesindestunde. Sammelt Euch bis dahin im Gebet.“

Später, zur achten Abendstunde, fanden sich die geweihten Brüder und Schwestern im Speisesaal des Oktogons ein. Thallian fand den Saal sehr einfach gehalten. Die einzigen Möbel waren grobe Tische und Bänke aus solidem Eichenholz, die zu einem großen 'U' aufgestellt

53

„Du gehst fort, Ohm Travin?“ Atemlos, beinahe ängstlich stieß Finya die Frage hervor. Sie war die Stufen zum Privatgemach des Magiers hinaufgehastet, immer zwei auf einmal nehmend, nachdem sie davon gehört hatte. Travin drehte sich um und ließ ab von der Truhe, in der er gerade seine Ritualgewänder verstaute. Mit ihren 17 Jahren kam ihm das Mädchen nun beinahe an Körpergröße gleich.

„Ja, ich gehe fort, Finya“, erklärte er mit einem wehmütigen Lächeln. „Meine Heimatakademie ruft mich. Ein wichtiger Auftrag, wie es scheint.“

„Können sie keinen anderen schicken?“ Fast glaubte der Magier, in ihrem Augenwinkel eine Träne schimmern zu sehen. Sacht nahm er sie in den Arm und strich ihr übers Haar. Ihm selbst war es ähnlich weh zumute, so sehr war ihm dieses Kind – diese junge Frau, verbesserte er sich selbst in Gedanken – in den vergangenen Jahren ans Herz gewachsen.

„Nein, Finya. Das geht nicht. Ein jeder Magus schwört bei seiner Weihe zum Adeptus einen Eid, seiner Akademie jederzeit zu Diensten zu sein, so sie ihn brauchen sollte. Auch du wirst diesen Eid schwören. Sehr bald sogar, so Hesinde es will. Außerdem haben sie ausdrücklich um meine Hilfe gebeten. Ich kann sie nicht verweigern.“

„Aber du bist doch schon lange kein bloßer Adept mehr! Du bist ein berühmter Magus! Wie kannst du da noch gebunden sein? Außerdem ist dein Platz doch hier! Wie können sie dich da einfach so wegrufen?“

Travin schüttelte nur traurig den Kopf.

„Dann nimm mich mit“, drängte das Mädchen. „Ich könnte dir doch helfen! Ich könnte deine Sachen tragen, für dich kochen, dir bei den Analysen zur Hand gehen...“

„Finya“, unterbrach der Magier ihren Redefluss sanft. „Das Wichtigste für *dich* ist, dass du deine Ausbildung zu Ende bringst. Auch wenn ich fort bin, so geht für dich doch der Unterricht weiter. Ihre Spektabilität wird jetzt meinen Teil deiner Ausbildung übernehmen. Achte immer stets darauf, was sie dir sagt. Mach mich stolz, hörst du?“

Finya nickte wortlos, während ihr die Tränen über das Gesicht liefen.

„Du wirst mir fehlen, Ohm Travin.“

„Du mir auch, mein Kleines. Du mir auch.“

Travin umarmte sie ein letztes Mal und küsste sie zum Abschied auf die Stirn.

Die Nacht war bereits hereingebrochen und der Mond beschien bleich die Mauern und Gebäude der kleinen Akademie. Längst lagen die Eleven und wohl auch die Magister in tiefem Schlummer, nur im Turm der Spektabilität brannte noch Licht. Noch am selben Tag hatte Ihre Spektabilität Finya nach Ende des allgemeinen Unterrichts zu sich rufen lassen, um ihre Ausbildung dort weiterzuführen, wo Magister Dantomil aufgehört hatte. Ihre Spektabilität war erstaunt über die Fertigkeiten und das Ausmaß der Kraft, das ihre Schülerin bereits angesammelt hatte. Was ihr jedoch großen Unmut bereitete, war die Unkonzentriertheit des Mädchens an diesem Abend. Selbst die einfachsten Zauber schienen ihr plötzlich zu misslingen. Eine steile Falte verunzierte die Stirn der Magierin, als die Bahn der Tassen und Teller, die durch den Raum schwebten, erst leicht, dann deutlich instabil wurde.

„Konzentrier’ dich, Mädchen. Halte die Gefäße ruhig. Du kontrollierst ihre Bahn, nicht umgekehrt. Nicht nachlassen...!“

Für einen Moment bewegten sich die Gegenstände wieder ruhiger, dann stöhnte Finya plötzlich laut auf, die Wirkung des NIHILATIO verpuffte und das Porzellan zerbarst krachend auf dem hölzernen Boden.

Ihre Spektabilität fasste sich entnervt an die Stirn und unterdrückte ihren Ärger, konnte jedoch nicht verhindern, dass ihre Stimme leicht gereizt klang.

„Das war’s für heute. Dein Unterricht ist beendet. Sei Morgen um dieselbe Stunde wieder hier. Geh’ jetzt schlafen.“

„Ich bin nicht müde, Euer Spektabilität“, sagte Finya, die halb abwesend auf den Scherbenhaufen starrte.

„Es ist fast Mitternacht, Mädchen. Du musst müde sein. Also geh’ schlafen, bei Hesinde!“

Die grauen Augen des Mädchens fixierten sie ausdruckslos. Als ob sie auf den Grund ihrer Seele blicken könnte. Seufzend erhob sich ihre Spektabilität und nahm das Mädchen ein wenig unbeholfen in die Arme.

„Er kommt doch wieder zurück, Finya. Ganz bestimmt.“

„Wann?“

„Wenn die Göttin es für richtig erachtet. Aber bis dahin, Mädchen, musst du tapfer sein und dein Bestes geben. Du willst ihm doch sicher eine Freude bereiten, wenn er wiederkommt?“

Finya nickte.

„Und das wirst du, wenn du zu den Besten gehörst. Er möchte dich nämlich, genau wie ich, eines Tages ganz oben sehen.“

„Hat er das gesagt?“

„Ja, mein Kind, das hat er. Und nun geh’ zu Bett und ruh’ dich aus. Du wirst deine Kräfte morgen brauchen.“

Finya nickte und verließ den Raum. Als sie die Tür hinter sich zugezogen hatte, glitt ein feines Lächeln über die Züge der Spektabilität. Welch gewaltiges Potential in diesem Kind steckte. Und sie würde dafür sorgen, dass es seine volle Größe entfaltete. Es war so einfach, die Menschen zu manipulieren.

*

54

Über drei Jahre lebte Thallian nun schon im Oktogon zu Thegûn und erfüllte seinen Dienst ohne zu murren. Fast schien es, als habe er sich an das eintönige Leben im Orden gewöhnt, erledigte er seine Aufgaben doch mit großem Eifer und stellte nicht einmal die Frage, wann der Abt denn die Zeit für gekommen hielt, ihn endlich jenem geheimen Drachenorden zuzuteilen, von welchem er am Abend seiner Ankunft zu ihm gesprochen hatte. Die anderen Brüder und Schwestern mochten ihren neuen Mitbruder. Er war gebildet und höflich, hörte gerne und lange zu und von Zeit zu Zeit ließ sich der große Mann mit den schwarzen, wilden Locken herbei, eine Geschichte über ferne Länder zu erzählen. In diesen Momenten bekamen seine Augen einen eigentümlichen Glanz und die gemurmelten Gespräche an den benachbarten Tischen verstummten, um ja kein Wort der Geschichte zu verpassen. Doch in den langen durchwachten Nächten im Dormitorium, wenn der Mond voll am Himmel stand und Thallian keinen Schlaf finden konnte, sehnte er sich zurück in die Vergangenheit. Gesichter tauchten dann vor seinem geistigen Auge auf, Gesichter von Toten und Lebenden, die er längst für vergessen gehalten hatte und das Fernweh drohte fast übermächtig zu werden. In der Tat waren es allein die Worte der Göttin, die ihm so hell und klar in Erinnerung geblieben waren, als spräche sie jedes Mal von Neuem zu ihm, die in diesen Augenblicken Ruhe und Trost spendeten.

Die meiste Zeit verbrachte Thallian im Skriptorium, denn das Lesen und Kopieren von Büchern ging ihm am Leichtesten von der Hand. Desöfteren bat aber auch Bruder Basilius um Thallians Gesellschaft, nachdem er erst einmal erkannt hatte, dass dieser erstaunlich viel über exotische Kräuter und Pflanzen, und über deren Verwendung zum Kurieren von körperlichen Gebrechen wusste. Bruder Basilius liebte es, Thallian mit in die Gärten des Oktogons zu schleppen und mit ihm über die sinnigste Anwendung der Heilkräuter zu parlieren. Oft genug bekam Basilius einen Neuzugang unter seinen Lieblingen, wie er seine Pflanzen zu nennen

pflegte – Basilius schien mehrere Gönner zu besitzen, die ihm gelegentlich seltene Pflanzen aus dem Süden des Kontinents sandten – welche er Thallian dann mit besonderem Stolz präsentierte.

An diesem Morgen war Thallian wie gewohnt im Skriptorium, um ein altbosparanisches Werk über den einhändigen Geron ins Neubosparanische zu übersetzen. Normalerweise wäre dies wegen der vielen echsischen Begriffe, die der Autor hatte einfließen lassen, Bruder Alonsos Aufgabe gewesen, aber Bruder Alonso lag seit einer Woche krank in seiner Zelle und auch die seltensten Kräuter aus Bruder Basilius' Garten hatten ihm noch keine Linderung seines Leidens verschafft. So hatte sich Thallian – sehr zum Erstaunen des Abtes – als laienhafter Kenner des Echsischen zu erkennen gegeben. Kurzerhand übertrug man ihm die Arbeit, die von den Rondrakirche zu Arivor in Auftrag gegeben worden war. Es war kein allzu umfangreiches Werk und so kam es, dass er bereits zwei Tage später zur Mittagsstunde den letzten Federstrich zog. Beflüssentlich streute er aus einer metallenen Dose Löschsand auf das Pergament und betrachtete zufrieden seine Arbeit.

„Schon fertig?“, fragte da eine Stimme hinter ihm. Überrascht wandte er den Kopf, denn er war so in seine Arbeit vertieft gewesen, dass er niemanden kommen gehört hatte. Es war der Abtprimas, der unbemerkt an ihn herangetreten war und ihm wohl schon seit einiger Zeit über die Schulter schaute. Eternenwacht griff nach den Pergamentbögen und betrachtete sie eingehend. Schließlich nickte er und sagte: „Eine gute Arbeit. Bringt die Blätter zum Illustrieren zu Bruder Danilo und kommt danach in mein Arbeitszimmer. Ich habe etwas mit Euch zu besprechen.“

Etwas verwundert sah Thallian dem Abtprimas nach, der das Skriptorium verließ – was mochte der Abt ihm wohl mitzuteilen haben? Sorgsam ordnete er die Pergamentbögen und brachte sie Bruder Danilo. Einige Minuten später fand er sich im Arbeitsraum Eternenwachts ein, der ihn bereits erwartete.

„Setzt Euch“, sagte der Abt, indem er auf einen Sessel deutete. „Ich muss gestehen, ich bin von Euch angenehm überrascht. Ihr habt Euch binnen kürzester Zeit in das Klosterleben eingefügt und seid ein wichtiger Teil desselben geworden. Eure Arbeiten sind pünktlich und immer ordentlich erfüllt. Wenn ich Eure Vergangenheit betrachte, hätte ich beinahe schwören mögen, dass Ihr es nicht schaffen würdet, Euch anzupassen.“ Der Abtprimas erhob sich aus seinem Sessel und ging zu einem Schrank mit einer gläsernen Tür in der Mitte. Er zog einen Schlüssel unter seinem Gewand hervor, den er an einer Schnur um den Hals trug. Schließlich öffnete er die Tür und entnahm eine Art dünnen Lederköcher, den er achtsam auf den Schreibtisch legte. „Wie Ihr wohl wisst, werden den Brüdern und Schwestern, die im Oktogon leben, nur die Informationen von der Welt außerhalb dieser Klostermauern zuteil, die Wir für nötig erachten. Thallian schwieg und wartete, bis der Abtprimas fortfuhr.

„Es wird Euch daher überraschen zu erfahren, dass in Eurer Heimat ein Krieg ausgebrochen ist.“

„Krieg, Euer Exzellenz?“ Die Nachricht traf Thallian wie ein Blitz, der in eine Eiche einfährt; er bemühte sich jedoch, keine Regung zu zeigen.

Eternenwacht nickte bedächtig. „Die Orks, so sagt man, sind im Norden des Reiches eingefallen. Nun stammen die meisten der hier lebenden Ordensmitglieder aus dem Alten Reich und sind auch nach Jahren im Dienst der Herrin – mich eingeschlossen – immer noch glühende Patrioten. Doch sollen diese Gefühle nicht unser Handeln vor den Augen Hesindes beschmutzen, zumal auch im Neuen Reich eine Vielzahl an Klöstern existieren, die unsere Brüder und Schwestern im Glauben beherbergen. Schon allein ihretwegen ist es mein Wille, dem jungen Regenten im Norden zu helfen, die Bedrohung abzuwenden. Im Gegensatz zu vielen Anderen halte ich die Bedrohung durch den Schwarzpelz für mehr als gefährlich, denn ich habe die Geschichte gründlich studiert. Schneller als uns lieb ist, könnte aus einer Fehleinschätzung der Lage auch eine Bedrohung für das Alte Reich entstehen. Darum halte ich

es für angebracht, eine fast 12 Jahrhunderte alte Allianz zu erneuern, die ein ähnliches Übel zu ihrer Zeit erfolgreich abwandte.“

Er öffnete die lange Lederrolle und entnahm ihr ein vergilbtes Stück Pergament, das er entrollte und über den Tisch reichte. „Dies ist eine Abschrift des Dreivölkerpaktes, unterzeichnet von den Herrschern des Menschen-, des Zwergen- und des Elfenreiches.“

Thallian studierte sprachlos die Zeilen des Papiers und die geschwungenen Unterschriften am Ende. Er kannte die Legende von der Viervölkerschlacht, die vor über einem Jahrtausend irgendwo in der Mark Greifenfurth stattgefunden haben sollte, doch hatte er sie immer für ein Märchen gehalten. Nun hatte er einen wahrhaftigen Beweis dafür in Händen.

„Warum erzählt Ihr mir dies alles, Exzellenz?“, fragte er schließlich.

„Weil dies Eure Bewährungsprobe sein wird, Bruder Thallian. Ich habe ein Schreiben ausgestellt, das Euch eine Audienz bei Baron Nemrod ermöglichen wird. Ihr werdet nach Gareth reiten und den Baron von der Notwendigkeit dieser Allianz überzeugen. Der Schwarzpelz bedroht die nördlichen Grenzen und das Reich steckt mitten in einem Bürgerkrieg, allzu schwierig dürfte Euch diese Aufgabe also nicht fallen. Aus sicherer Quelle weiß ich, dass Nemrod bedingungslos zum Prinzen steht, doch seid wachsam auf Eurer Reise und wählt Eure Worte mit Bedacht. Während der Prinz im Norden im Felde steht, hat der Vetter des verschollenen Kaisers, Answin von Rabenmund, den Thron an sich gerissen. Seine Spitzel sind überall. Lasst am Besten niemanden wissen, wer Ihr seid und was Euer Auftrag ist. Es könnte Euch Euren Kopf kosten.“ Eternenwacht lächelte ihm aufmunternd zu. „Eine kleine Stimme in meinem Inneren sagt mir, dass Eure Mission von großer Wichtigkeit ist, genauso aber sagt sie mir, dass Euch am Ende Erfolg beschieden sein wird. Ich vertraue dieser Stimme schon lange und manchmal glaube ich gar, es ist die Stimme der Herrin, die zu mir spricht. Wäre ich nicht sicher, Euch lebend wieder zu sehen, würde ich Euch nicht auf diese Mission schicken.“

Der Abtprimas segnete ihn im Namen der Herrin und ihrer elf Geschwister und bedeutete ihm, erst während der Nacht loszureiten, damit die anderen Brüder und Schwestern nichts von seinem Aufbruch erführen. Er selbst würde ihnen eine passende Erklärung für seine Abwesenheit unterbreiten.

Zur elften Stunde erwartete ihn Bruder Orsino am Nordtor mit einem Pferd und der nötigen Ausrüstung. Thallian konnte sich einer leisen Erregung, die von ihm Besitz ergriff, als er kurz darauf durch die kühle Nacht ritt, nicht erwehren. In wenigen Tagen, so alles glatt lief, wollte er Gareth erreichen.

*

55

Ein Schwarm kleiner Fische hatte sich an der Stelle eingefunden und schnappte gierig nach den Brotkrumen, die sie in den Fluss warf. Normalerweise hätte sie den Tieren mehr Beachtung geschenkt, aber heute war sie abgelenkt. Am Morgen war ein Brief von Ohm Travin eingetroffen, der erste seit seiner Abreise. Sie las den Brief wieder und wieder, als könnte sie in den wenigen Zeilen, die er geschrieben hatte, jedes Mal etwas Neues entdecken. Zufrieden ließ sie sich ins weiche Ufergras zurücksinken und atmete den würzigen Duft des Flusses ein, während die Sonne ihr auf den Bauch schien.

Liebe Simpa,

ich bedaure, dass ich erst jetzt die Zeit finde, dir zu schreiben, aber, bei der Göttin, wahrhaft Erstaunliches hat sich hier zugetragen. In der Akademie sind fremde Magier vorstellig geworden, die behaupteten, von einer uralten, längst vergessenen Schule zu stammen, die sich der Wahrung der Elemente verschrieben hat. Wohl wussten die Fremden, wie abenteuerlich ihre Geschichte klingen mochte, zumal sie ihr Gildensiegel nicht wie üblich in der Handfläche, sondern auf der Stirn trugen. Zweifelsohne gehören sie der magischen Kunst an, wie eine Analyse der Luniner Collegae bestätigte, doch regte sich dennoch gehöriger Unglauben über die gehörte Geschichte. Da trat der Sprecher der fremden Magier, der dem aufgeregten Gemurmel in der großen Konventshalle eine Weile schweigend zugehört hatte - ein Mann von wahrhaft beeindruckendem Charakter und hoher Gestalt, der sich mir als Pyriander di Ariarchos vorgestellt hatte und wohl ein Nachfahre des legendären Geschlechts der Ariarchos sein mag; ein Name, der dir hoffentlich noch aus der jüngeren Geschichte der Magierkriege in Erinnerung geblieben ist - in die Mitte der Halle und klopfte mit dem Ende seines Stabes auf den Boden, dass der Lärm in der Halle verstummte. Dann legte er sein Übergewand ab und gebot der Menge, Raum zu geben. Er versank in tiefer Konzentration und ich sah, wie sich dicke Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten. Endlich schnellten seine Hände nach vorne und entließen eine Feuerkugel, die laut fauchend durch die Luft flog, wobei sie rasch an Größe und Geschwindigkeit gewann. Die Hitze wurde schier unerträglich und das, obwohl sich die Kugel inzwischen mehr als ein Dutzend Schritt von mir entfernt hatte. Mir war, als führe die leibhaftige Frau Rondra in ihrem Streitwagen über uns hinweg, als die Kugel donnernd zerbarst und ein züngelndes Flammenmeer entließ. Obwohl die Erscheinung am anderen Ende der Halle detonierte, versengte es doch einigen der Collegae die langen Bärte und die Druckwelle lief mehrere von ihnen taumeln und gar stürzen, doch wurde niemand ernsthaft verletzt. Die ganze Vorstellung wirkte so beeindruckend, dass fortan niemand mehr wagte, an den Worten di Ariarchos zu zweifeln. Ariarchos berichtete von fremdartigen Phänomenen, die sie in ihrer Akademie festgestellt hatten, doch will ich dich damit nicht beunruhigen.

Der Hauptgrund, warum ich dir schreibe, ist folgender: di Ariarchos bat um die Hilfe unserer Akademie zum Zwecke fachmännischer Analysen. Also werde ich mit einigen ausgewählten Collegae eine Reise zu der vergessenen Akademie antreten, die irgendwo im Herzen unseres Kontinents liegen soll. Ich weiß nicht, wie lange mein Auftrag dauern wird, doch möge dich die Gewissheit trösten, dass nichts ewig währt und wir uns bald wiedersehen. Bis dahin wünsche ich dir alles Gute. Mögen dich die Götter segnen, mein Kind.

Travin Dantomil

Finya rollte das Pergament zusammen und schloss die Lider vor der blendenden Sonne. Sie lauschte dem Wind in den Kronen der Bäume und genoss das Nichtstun, als eine jüngere E Levin sie fand und ihr mitteilte, dass die Spektabilität sie zu sprechen wünschte. Widerstrebend erhob sie sich und ging zurück zur Akademie. Am Arbeitsraum der Spektabilität angekommen, klopfte sie an und trat ein.

„Ihr habt mich rufen lassen?“

Anjuhal blickte von ihrer Arbeit auf und bedeutete ihrem Gast, näher zu treten. „Setz’ dich“, forderte die Spektabilität, indem sie auf einen Sessel deutete. Geschmeidig durchmaß Finya den Raum und ließ sich in die weichen Polster sinken. Anjuhal musterte ihr Gegenüber einen kurzen Augenblick, ehe sie zu sprechen begann.

„Ich nehme an, ihr habt alle ausgiebig euren großen Tag gefeiert?“

„Punin war schön - wir haben gelacht und getanzt“, sagte Finya mit einem Lächeln. „Aber es war auch sehr groß und fremd - die anderen haben viel Wein getrunken und waren sehr laut.“

„Sind alle wieder wohlbehalten zurück?“

Finya nickte. „Nur Anselm ist krank geworden und kann sein Bett nicht verlassen.“

Anjuhal lächelte schief. „Nichts, was ein bisschen Schlaf nicht wieder kurieren könnte. Kein Grund zur Sorge. Gab es Ärger?“

Scharlachkraut lachte. „Es nur sprechen zu nennen, Yarima, käme nicht im Entferntesten dem gleich, was *er* mir vermittelt. Ich höre *seine* Stimme in meinem Kopf, Yarima, ich... fühle *ihn* mit jeder Faser meines Körpers.“ Sie unterbrach sich, um Yarima ein mitleidiges Lächeln zu schenken. „Oh, ich vergaß. Ihr könnt *ihn* noch immer nicht hören, nicht war? Ihr dauert mich, denn Ihr habt ja keine Ahnung, was es heißt, *sein* Medium zu sein. Aber grämt Euch nicht, meine teuerste Yarima: bald werdet auch Ihr *ihn* hören – bald werden *ihm* alle zuhören.“

„Ihr spracht von einer Botschaft, Azaril. Was ist damit?“

„Ach ja, richtig. Fast hätte ich sie vergessen. Der Meister fordert einen Treuebeweis von Euch. Kommt her, Yarima.“ Sie beugte ihren Kopf über den Schreibtisch und hielt ihren Mund an das Ohr der Spektabilität. Erschrocken fuhr Yarima zurück.

„Was? Das kann unmöglich Euer Ernst sein, Azaril!“

Wie eine Katze räkelte sich Scharlachkraut in den Polstern des Sessels und schenkte der Spektabilität ein dämonisches Lächeln. Anjuhals Entsetzen bereitete der Elfe sichtliches Vergnügen.

„Skrupel, meine liebe Yarima? Glaubt mir, so schwer ist es nicht. Denkt einfach an die Belohnung, die all diejenigen erwartet, die treu zu *ihm* stehen und die Arbeit erledigt sich fast wie von selbst.“

„Aber... wieso?“

Mit einem Mal verfinsterten sich die Züge der Elfe zu einer wütenden Maske. „Weil es *sein* Wunsch ist, Yarima! Eine Frau Eures Formats sollte sich wahrlich nicht so zieren, wegen ein paar unnützer – Tölpel!“ Scharlachkraut erhob sich und wandte sich zum Gehen. „Was übrigens das Elfenmädchen angeht, Yarima: ihr soll nichts geschehen! Seid gewiss, dass wir sie im Auge behalten werden.“

Am Abend desselben Tages rief die Spektabilität Finya noch einmal zu sich. Auf ihrer Stirn zeichneten sich tiefe Sorgenfalten ab, ohne dass Finya einen Grund dafür gesehen hätte, doch schien es ihr, als gäbe es einen Zusammenhang zwischen der unheimlichen Besucherin und der Gemütsverfassung ihrer Spektabilität. Als die Spektabilität auf den Grund ihres Hierseins zu sprechen kam, war nichts mehr von der Vertrautheit ihrer Unterhaltung am Nachmittag zu spüren.

„Adepta, ich habe Euch abermals rufen lassen, um Euch mitzuteilen, dass Ihr die Akademie zum Anbruch des morgigen Tages verlassen werdet.“

Es war das erste Mal, dass die Spektabilität eine förmliche Anrede an sie richtete. Es war mehr als ungewohnt, aber das brachte der neue Titel wohl mit sich.

„Aber Euer Spektabilität, sagtet Ihr nicht noch heute Mittag, dass Ihr wünschtet, ich...“

Anjuhal unterbrach sie mit einer unwilligen Handbewegung.

„Ihr werdet nach Gareth gehen und diese Nachricht seiner Magnifizienz, Thomeg Atherion übergeben. Er soll sich zur Zeit dort aufhalten. Ihm, und nur ihm, werdet Ihr das Schreiben aushändigen.“

„Aber Euer Spektabilität, wäre es nicht vernünftiger, einen Beilunker zu senden?“

„Ich möchte, dass du gehst, Finya.“ Anjuhal blickte das Mädchen eindringlich an. Ihre Stimme war leise, als sie weitersprach. „Zu dem Schreiben gehört eine kleine Truhe, die du ebenfalls übergeben wirst. Alles weitere wirst du selbst sehen müssen.“ Die Spektabilität seufzte. „Ich bedaure, dass alles so gekommen ist. Jedenfalls möchte ich, dass du weißt, dass ich sehr stolz auf dich bin.“

„Danke, Euer Spektabilität“, murmelte Finya verwirrt.

„Du wirst ab Punin mit der Kutsche fahren. Ich werde dir genügend Geld mitgeben, dass du die nächsten Wochen keine Not leiden musst. Danach musst du selbst für deinen Unterhalt sorgen.“

„Die nächsten Wochen? Aber Euer Spektabilität, denkt Ihr denn tatsächlich, dass ich so lange...“

„Du wirst nicht zurückkehren, Finya, hörst du? Niemals darfst du hierher zurückkehren. Willst du mir diese Bitte erfüllen?“

Mit einem Mal stand ihr das Wasser in den Augen. Endlich, nach all den Jahren, hatte sie sich an das Leben in der Akademie gewöhnt und die Erinnerungen an die Salamandersteine verdrängt, als man ihr sagte, dass sie für immer zu gehen hatte.

„Warum?“, fragte sie mit tränenerstickter Stimme.

„Ich kann es dir nicht erklären, Mädchen. Versprich’ es mir. Bitte!“

Um Finya begann sich alles zu drehen. Nichts von dem, was die Spektabilität sagte, machte einen Sinn, doch nickte sie schließlich, weil sie spürte, dass es Yarima wichtig war.

„Hier sind fünfzig Dukaten. Das ist viel Geld, pass also gut darauf auf. In der Tasche dort findest du einen Quartoband. Ich habe lange daran geschrieben. Er soll dir Leitfaden und Lehrbuch zugleich sein. Vielleicht gedenkst du ja ab und an deiner alten Lehrmeisterin, wenn du darin liest. Das ist alles, was ich dir mit auf den Weg geben kann. Meinen Ring trägst du ja bereits, wie ich sehe.“ Finya erschrak und versteckte die Hand mit dem Ring unbeholfen hinter dem Rücken, hatte sie doch vergessen, ihn wie gewohnt vom Finger zu nehmen, wenn sie sich innerhalb der Akademiemauern aufhielt. Yarima indes lächelte nachsichtig.

„Lange habe ich nicht bemerkt, dass er fehlt. Ich habe ihn nicht oft benutzt, aber er hat mir stets gute Dienste geleistet. So wie er auch dich gut beschützen wird. Und wie sein Gegenstück hoffentlich meinen Sohn beschützt. Wenn du an ihm reibst, wird er sein Geheimnis preisgeben.“

Die Spektabilität erhob sich, umrundete den Tisch und schloss die junge Adepta in die Arme.

„Möge Hesinde dich schützen, mein Kind. Die Welt ist verdorben und schlecht. Pass gut auf dich auf.“

Es war bereits Nacht, als ihre Kutsche die Tore Punins hinter sich ließ. Der Himmel war wolkenlos, doch der Mond war nicht zu sehen. Eine unheimliche Nacht, ging es ihr durch den Kopf. Die Sterne standen in einer jener Konstellationen, von denen es hieß, dass sie den Bewohnern der siebten Sphäre den Übergang erleichterten. Schaudernd tat sie den Gedanken ab und versuchte, in der schaukelnden Kutsche ein wenig Schlaf zu finden. Sie ahnte nicht, dass in diesem Moment, weniger als eine halbe Meile entfernt, eine dunkle Pforte geöffnet wurde. Die Bewohner der Akademie lagen bereits in tiefem Schlaf, als rote Flammen an den bleichen Mauern empor leckten. Flammen, heiß genug, den kalten Stein zum Schmelzen zu bringen. Schreie des Entsetzens verhallten ungehört in der Nacht, als das Feuer die Schlafsäle der Novizen erfasste und feurige Hände nach den Körpern der Kinder fassten. Das Inferno machte die Nacht zum Tag. Die erwachenden Magister versuchten, das Feuer einzudämmen und, durch Magie geschützt, die Schüler zu retten, doch als sie die wahre Natur der Flammen erkannten, war es bereits zu spät. Wabernde Lohen verschmorten menschliche Leiber und herabstürzende Balken begruben alles Leben unter sich. Nur eine einzelne Gestalt, die ihre Identität unter einer weiten Kapuze verbarg, verließ diesen Ort des Grauens in jener Nacht. Nichts von all dem ahnte Finya, als sie endlich in einen unruhigen Schlummer fiel, während ihre Kutsche nordwärts fuhr, der Hauptstadt entgegen.

*

Dexter Nemrod war ein seltsamer Mann. Seit man Thallian zu ihm vorgelassen hatte, hatte der Baron noch kein Wort gesprochen. Zu sehr schien ihn das Dokument zu beschäftigen, in dem

er gerade las, korrigierte und vermerkte. Er hatte lediglich kurz von seiner Arbeit aufgeblickt, als Thallian den Raum betreten hatte. Selbst als eine Mitarbeiterin ihm das Schreiben von Abtprimas Eternenwacht überreicht hatte, war der Mann stumm geblieben. Wenigstens maß der Baron einer Nachricht des Abtprimas mehr Bedeutung zu als seinen sonstigen Geschäften, wie Thallian nicht ohne Genugtuung feststellte, als er sah, wie der Baron das erste Dokument aus der Hand legte und gegen das soeben erhaltene austauschte, sobald er einen Blick auf die Unterschrift geworfen hatte. Nun saß er lesend und immer noch schweigend, hinter seinem Pult. Immerhin schien er ein viel beschäftigter Mann zu sein, dafür sprachen allein schon die Berge von Akten, die sich überall stapelten. Dennoch herrschte in dem Raum eine Atmosphäre peinlicher Ordnung. Jedes Ding, das sich innerhalb dieser Wände befand, schien genau dort seinen angestammten Platz zu haben, wo es sich befand. Selbst die kleine Zinnfigur eines Weidener Ritters, die offensichtlich als Aktenbeschwerer diente. Gelangweilt streckte Thallian die Hand aus, um die Figur näher zu betrachten.

„Nicht anfassen!“, durchschnitt Nemrods tiefe Stimme plötzlich die lastende Stille. Unwillkürlich zuckte Thallian zusammen. Nemrod hatte nicht unfreundlich geklungen, aber der Befehl hatte ihn unangenehm an einen der Schläge erinnert, die seine Lehrer während der Novizenzeit den ungehorsamen Schülern versetzt hatten. Eine ‚Tatze‘ hatte man es genannt, wenn der biegsame Stab aus festem Holz schmerzhaft auf den Handrücken herabgesaut war und hernach die Hand hatte anschwellen lassen. Auch war er sich sicher gewesen, dass der Baron nicht aufgeblickt hatte. Wie also hatte er seine Bewegung sehen können?

Verlegen räusperte er sich und tat das wohl Beste, das er tun konnte: er fiel zurück in seine Hab-Acht Stellung und verharrete so, bis der Baron das Schriftstück zu Ende gelesen hatte. Verstohlen musterte er dabei den gefürchtetsten Mann des Reiches, der in diesem Moment vor ihm saß und eigentlich gar nicht zum Fürchten aussah, wie Thallian fand. Nemrod war nicht allzu groß, etwa einen Schritt und achtzig Halbfinger, aber er mochte sich täuschen. Für einen Mann seines Alters besaß er noch erstaunlich volles, braunes Haupthaar, auch wenn es sich an den Schläfen bereits sichtbar lichtete und ergraute. Die Wangen waren glatt rasiert, der Mund zu einem humorlosen Strich zusammengepresst, während er las. Die Nase war wie der Schnabel eines Raubvogels leicht gebogen, was auf almadanische Vorfahren schließen ließ und wurde von einem schmucklosen Drahtgestell verziert, in welchem zwei geschliffene Gläser prangten. Schmucklos war auch die Kleidung, die der Baron trug: alles in allem zweckmäßig und dunkel, aber nichts Besonderes. *Viel Spaß hatte der Mann in seinem Leben bestimmt nicht*, ging es Thallian durch den Kopf. *Wahrscheinlich war er in seiner Klasse auf der Militärakademie immer derjenige, den die Anderen in der Pause verprügelten. Deswegen bekleidet er heute das Amt des Großinquisitors und genießt den Gedanken, dass alle seine ehemaligen Kameraden insgeheim vor ihm zittern... Stimmt es eigentlich, dass der Baron ein Holzbein trägt?* Vorsichtig senkte Thallian den Blick, um unter den Schreibtisch zu spähen, konnte aber nichts erkennen, weil die Tischplatte des Schreibtisches zu weit nach vorne stand. Langsam, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, beugte er den Oberkörper nach hinten, um einen besseren Blickwinkel zu erhalten. Das Rascheln eines Pergamentblattes, das zusammengerollt wurde, ließ ihn wieder in aufrechte Haltung zurückschnellen. Das Rätsel um das Holzbein musste weiter seiner Lösung harren. Wie lange beobachtete ihn der Baron schon? Thallian bemerkte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoss. Das letzte Mal hatte er sich im Arbeitszimmer seiner Mutter so gefühlt, als er wieder einmal etwas ausgefressen hatte. Damals war er acht Jahre alt gewesen...

Der Baron sagte noch immer nichts, sondern musterte Thallian abschätzend von oben nach unten und dann noch einmal in umgekehrter Richtung. Schließlich zog er eine dünne Akte heran, öffnete den Umschlag und entnahm ihr ein Blatt Pergament. Da war es wieder, dieses eigenartige Schwingen der Luft, als er unvermittelt doch zu sprechen anfang, und das Thallian die Nackenhärchen sträuben ließ:

„Thallian Atherion, geboren zu Punin am siebenten Tag des Hesindemondes, im Jahre Acht vor der Inthronisierung seiner Allerzwoölfgöttlichsten Majestät Hal aus dem Geschlecht derer zu Gareth. Mutter: Yarima aus Anjuhal; Vater: Seine Magnifizienz, Thomeg Atherion, Archomagus und Convocatus der Bruderschaft der Wissenden, Spektabilität der Halle der geistigen Kraft zu Fasar. Einstufung: beobachtungswürdig. Begonnene Ausbildung zum Stand eines Magisters, abgebrochen wegen groben Ungehorsams. Begonnene Ausbildung im Oktogon zu Thegûn, abgebrochen durch Ungehorsam; Anmerkung: Flucht des Schülers. Heruntreiberei im Süden und Südosten bis zum Jahre 14 der Zeitrechnung nach Hal. Tätigkeiten: unbekannt. Erst 14 Hal fällt Thallian Atherion wieder unseren Agenten in Al'Anfa auf; Tätigkeit: Gladiator, später Söldling. Seit Mitte 15 Hal vermisst, angenommen wird Tod im al'anfanisch-novadischen Krieg. Der letzte Eintrag ist offensichtlich zu streichen, da in diesem Moment als falsch erwiesen.“ Nemrod griff zur Feder und vermerkte etwas in der Akte.

„Vorausgesetzt natürlich, Ihr seid jener Thallian Atherion, von dem hier berichtet wird?“

Thallian nickte verblüfft. Er hatte nicht erwartet, dass die KGIA eine Akte über ihn angelegt haben könnte.

„Identität bestätigt durch eigene Angabe und beglaubigtes Schreiben“, murmelte der Baron, während er einen weiteren Vermerk setzte.

„Wie ich dem Schreiben Seiner Eminenz entnehme, habt Ihr den Namen Atherion abgelegt und nennt Euch nun ‚ya Arres‘?“

Thallian nickte abermals, unschlüssig, was er entgegenen sollte.

„Sicher ist Euch bewusst, dass es strafbar ist, den Titel eines *Esquiro* anzunehmen, ohne tatsächlich geadelt worden zu sein?“

Thallian spürte, wie er abermals rot wurde. Tatsächlich hatte er keinen Gedanken an die Folgen verschwendet, als er seinen Namen änderte.

„Wie dem auch sei, da Ihr einen horasischen Titel angenommen habt, geht dieser Verstoß die KGIA nichts an, solange Ihr Euch im Kaiserreich dadurch keinen Vorteil erschwindelt. Tut dies meinerwegen in Vinsalt und ärgert dort die Beamten ein wenig. Fürs Erste will ich der Einfachheit halber annehmen, dass Ihr – dem patriotischen Brauch folgend, die eigene Herkunft hervorzuheben, indem man den Namen des Heimatortes in den eigenen Namen mit einfließen lässt – das kleine Wörtchen ‚ya‘ in Folge Eurer mangelnden Sprachkenntnis schlicht falsch verwendet habt. Auch wenn Ihr nicht aus Arres stammt. Stimmt Ihr meiner Schlussfolgerung zu?“

Thallian erkannte den Rettungsanker, den ihm der Baron zuwarf und befließigte sich eiligst, seine Zustimmung durch mehrfaches Nicken kund zu tun. Unhörbar seufzte er auf, als der Baron einen weiteren Vermerk auf die Akte setzte.

„Nun, ich muss sagen“, fuhr Nemrod fort, als er die Feder aus der Hand legte, „Eure Erscheinung entspricht durchaus meiner Erwartung, nachdem ich Eure, sagen wir: nicht gerade beeindruckende Akte gelesen habe. Aber der Vorschlag Seiner Eminenz scheint mir durchaus einer ernsthaften Überlegung Wert. Zudem bittet mich Seine Eminenz, Euch eine Chance zur Bewährung zu geben – was immer das heißen mag. Zu gegebener Zeit werde ich das Ganze mit Ihrer Durchlaucht, der Reichsrätin Hitta vom Berg diskutieren. Hinterlasst beim Hinausgehen Euren derzeitigen Aufenthaltsort, auf dass man Euch kontaktieren möge. Alles Weitere wird Euch dann beizeiten mitgeteilt werden. Guten Tag.“

Wenig später spazierte Thallian über einen der Märkte der Hauptstadt und grinste zufrieden. Eigentlich war das Treffen gut gelaufen. Der Baron hatte den Vorschlag Eternenwachts gebilligt und würde sich um ein Treffen mit der Reichsrätin des Ressorts für Verteidigung bemühen. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr war er davon überzeugt, dass der Baron im Grunde ein recht sympathischer Kerl war. Wenn er sich nicht hinter dieser Maske aus Strenge, Titeln und Unnahbarkeit verstecken würde, könnte man mit ihm bestimmt einen lustigen Zug durch

die Bierstuben der Stadt antreten. Thallian lachte, als er sich die Gesichter vorstellte, die ein zechender Baron Nemrod in den Wirtsstuben hervorrufen würde.

Es war sein Lachen, das eine Saite in ihrem Inneren zum Schwingen brachte und Erinnerungen an längst vergangene Tage heraufbeschwor. Sie war verloren in dieser Stadt, inmitten des Lärms und des Gestanks, den die gewaltigen Massen an Menschen und ungewaschener Leiber verursachten. Beinahe panisch zuckten ihre Augen durch die Menge, suchten seine Augen, sein Gesicht. Hatte sie sich getäuscht? Nein. Dieses Lachen würde sie unter tausend anderen Geräuschen wieder erkennen. Dann sah sie ihn.

Thallian hörte jemanden seinen Namen rufen. Erst leise, dann drang er ein zweites Mal, diesmal lauter, an sein Ohr. Überrascht wandte er sich um, hob erschrocken die Arme zur Abwehr, als er einen blonden Schweif durch die Luft fliegen sah und ein hölzerner Stecken klappernd auf den Pflastersteinen aufschlug. Doch der erste Schreck wich freudigem Erkennen, als ein duftendes Bündel in seinen Armen landete und ihn fast von Beinen riss.

Die Leute ringsumher hatten teils verwundert, teils schmunzelnd Platz gemacht. Einen kurzen Moment lang teilten sie die Freude des schönen Paares, das sich so unverhofft wieder gefunden hatte, dann machten sie sich schweigend wieder an ihr Tagewerk. Etwas verlegen löste sie sich aus seiner Umarmung, als ihr bewusst wurde, dass sie beobachtet wurden und dass ihr Verhalten wohl kaum ihrem neuen Stand entsprach. Sie bückte sich, um ihren Stab vom Boden aufzuheben und Thallian griff nach der Tasche, die sie achtlos hatte fallen lassen.

Sie bedankte sich artig, als er ihr die Tasche überreichte. Thallian bemerkte den Stab, den sie nun wieder in der Linken trug und meinte beiläufig: „Wie ich sehe, muss ich dich nun mit gelehrte Dame ansprechen, Adepta Finya?“

„Nur in der Öffentlichkeit.“ Sie lächelte ihm an. „Es ist schön, dich wieder zu sehen.“

Thallian lachte. „Ja, das ist es. Auch wenn ich nicht vermutet hätte, hier auf dich zu treffen.“

Er bot ihr den Arm und gemeinsam schlenderten sie über den Markt.

„Deine Mutter schickte mich hierher. Ich hatte etwas zu überbringen.“

„Und da schickt sie dich? Weshalb keinen Boten?“

Finya zuckte mit den Schultern. „Vielleicht war der Inhalt zu wichtig. Es war für deinen Vater.“

Thallian runzelte die Stirn. „Für meinen Vater? Die beiden planen doch hoffentlich keine Verschwörung – neuen Nachwuchs etwa?“

Doch Finya konnte ihm keine Auskunft erteilen und blieb eine Antwort schuldig. Schließlich wusste sie nichts über den Inhalt des Schreibens und der Truhe. Gut gelaunt berichtete sie statt dessen von ihrem ersten Besuch in der Hauptstadt, in der sie nun schon fast eine Woche weilte.

„Es war nicht leicht, deinen Vater zu finden, schließlich ist hier alles so groß und es gibt so viele Menschen in den Straßen. Aber vorgestern habe ich schließlich herausgefunden wo er gerade wohnt und wurde sogar vorgelassen.“ Nach einer Pause, in der sie offenbar auf einen Einwurf Thallians wartete, fragte sie: „Und willst du gar nicht wissen, wie es deinem Vater geht?“

„Nein. Will ich nicht.“ Seine Stimme klang halb ärgerlich, gewann aber nach wenigen Schritten wieder ihren fröhlichen Klang zurück: „Wie geht es meiner Mutter?“

„Ehrlich gesagt, ich mache mir ein wenig Sorgen um sie. Am Tag, bevor ich die Akademie verließ, hatte sie Besuch von einer Angehörigen meines Volkes. Am selben Abend rief sie mich zu ihr und schickte mich noch in der gleichen Nacht nach Gareth. Merkwürdig ist nur, dass sie mir erst am Mittag gesagt hatte, sie wünsche, dass ich bleibe und eines Tages ihr Amt übernehme.“

„Seltsam. Das sieht ihr gar nicht ähnlich. Was weißt du über diese Fremde?“

„Nur, dass deine Mutter sie offenbar kannte. Sie nannte sie Azaril.“

„Der Name sagt mir nichts. Weißt du, worüber gesprochen wurde?“

Finya schüttelte den Kopf. „Ich musste den Raum verlassen.“

Thallian grinste sie an. „Du hättest lauschen sollen. Wann musst du wieder zurück?“

„Ich darf nicht wieder zurück, Thallian. Ich musste Yarima versprechen, nicht mehr zur Akademie zurück zu kommen.“

„Was? Aber du hast doch gesagt, dass... hmm... in der Tat sehr merkwürdig das Ganze.“

Thallian schien eine Zeit lang zu grübeln, dann meinte er: „Aber das hat auch seine guten Seiten! Wie es aussieht, hast du alle Zeit der Welt, um mich zu begleiten. Vielleicht reise ich schon bald in den Norden. Willst du?“

Finya strahlte über das ganze Gesicht, als sie einwilligte.

„Ausgezeichnet! Und um die Sache mit der Akademie kümmern wir uns, sobald wir wieder zurück sind. Komm!“

Er nahm sie bei der Hand und zog sie mit sich, die Kreuz und die Quer durch die riesige Stadt, wobei er des Anblicks ihrer strahlenden, oft staunenden grauen Augen und ihres goldenen Haares nicht müde wurde. Zu lange hatte er ihr Lächeln vermisst.

Drei Tage später traf eine Nachricht des Barons ein, worin Thallian mitgeteilt wurde, sich zur zweiten Nachmittagsstunde in der Kanzlei für Kriegswesen einzufinden. Das erhaltene Schreiben würde ihm als Ausweis dienen. Da Thallian beabsichtigte, Finya mitzunehmen, hatten sie ihr bereits am Tag ihrer Zusammenkunft eine neue Garderobe beschafft, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die junge Magierin nur das graue Reisegewand ihres Standes besaß. Finya hatte sich für ein einfach gehaltenes, weißes Kleid mit gebauschten Ärmeln und silbernem Gürtel entschieden, dessen weicher Stoff elegant zu Boden floss. Thallian hatte sie noch nie anders als in der unvorteilhaften Tracht der Novizen gesehen. Umso mehr erstaunte ihn das Bild, das sie nun bot, obwohl sie weder Schmuck noch Zierrat trug. Finya war keine gut aussehende Frau. Sie war schön. Selbst während der Besprechung in der Kanzlei für Kriegswesen kostete es ihn einiges an Mühe, den Blick von ihr zu lösen und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Als sie in der Kanzlei ankamen, wurden sie bereits erwartet. Neben dem Baron und der Reichsrätin war noch eine dritte Person anwesend. Ein Mann mit dunkler, fast schwarzer Haut, krausem Haar von derselben Farbe und ebenso dunklen Augen. Der Mann trug eine weiße, bodenlange Prachtuniform mit Purpurversatz und goldfarbenem Umhang. In seiner Hand hielt er das Zeichen seiner Würde, den falkenköpfigen Heroldsstab seines Ordens. Thallian hatte schon von dem geheimnisumwitterten Führer der Ucuriaten und Berater des Lichtboten gehört, den man schlicht ‚den Greif‘ nannte, doch wieder einmal musste er feststellen, dass ihm sein wildes Vorstellungsvermögen einen Streich gespielt hatte. Er hatte einen kriegerisch angehauchten, harten Mann vom Format des Barons erwartet und fand sich nun einigermaßen getäuscht, als er von einem überaus freundlich wirkenden Menschen mit gewinnendem Lächeln begrüßt wurde. Während der Baron und die Reichsrätin Finya misstrauisch musterten, beugte der Greif elegant das Knie und küsste der schönen Elfe höfisch die Hand. Finya spürte, wie sie die schlichte Geste erröten ließ. Noch niemals zuvor war sie auf diese Weise begrüßt worden und blieb vorerst eine Erwidderung des Grußes schuldig. Thallian ergriff den folgenden Moment des Schweigens, um seine Begleitung vorzustellen: „Euer Eminenz, dies ist Adepta Finya von der Akademie des Grauen Weges zu Punin. Ihre Herkunft wird uns bei der Ausführung unseres Vorhabens von großem Nutzen sein.“

Der Baron und die Reichsrätin warfen sich einen vielsagenden Blick zu. „Eigentlich hatten wir nur Euch erwartet, Herr Thallian“, sprach die Reichsrätin, als sie sich erst Thallian und anschließend Finya zuwandte, „aber Eure Überlegung scheint lobenswert“, schloss sie ihre knappe Begrüßung, wobei ihr Blick die spitzen Ohren der jungen Adepta streifte. „Willkommen im Namen des Reiches.“

Die Reichsrätin war eine ernste Frau Mitte der Dreißig. Ihr Haar hatte sie zu einem strengen Knoten gebunden, der gut mit der schmucklosen Brille harmonisierte. Sie zählte neben dem Baron zu den treuesten Gefolgsleuten des Prinzen und wie er, so sagte man, sei sie keine Frau von unnützen Worten.

Der Baron folgte ihrem wortkargen Beispiel und schüttelte den Gästen kurz die Hand. Anschließend setzte man sich um einen ovalen Tisch aus dunklem Mohagoniholz, der Platz für zwölf Männer und Frauen bot – für gewöhnlich nahmen an diesem Tisch wahrscheinlich die Hohen des Reiches Platz, ging es Thallian durch den Kopf. Vielleicht saß er ja gerade auf dem Stuhl, den sonst der Reichserzmarschall für sich beanspruchte?

„Um es kurz zu machen“, ergriff die Edle vom Berg das Wort, „das Reich befindet sich im Krieg, die Lage ist ernster als jemals zuvor. Der Schwarzpelz hat die Mark Greifenfurth erobert und dehnt seine Grenzen stetig weiter nach Süden aus. Unsere Vasallen im Norden sind entweder besiegt oder kämpfen um ihr Überleben. Der Reichsbehüter steht in dem verzweifelden Versuch, den Vorstoß der orkischen Horden zu stoppen, im Felde, während viele der Grafen und Barone die Fehde gegen Anhänger des Usurpators Rabenmund pflegen und die Bedrohung von außen schlicht nicht wahrzunehmen scheinen. Unter diesen besonderen Umständen steht der Vorschlag seiner Eminenz, des Abprimas Eternenwacht zur Diskussion. Habe ich etwas vergessen, Baron Nemrod?“

Der Baron schüttelte in einer kaum wahrnehmbaren Geste den Kopf. „Die Echtheit der Urkunde des Dreivölkerpaktes ist bestätigt. Das Original befindet sich derzeit in den Archiven der KGIA. Der Vorschlag scheint überaus vernünftig und könnte, falls er erfolgreich durchgeführt und rechtzeitig abgeschlossen wird, eine Wende des Krieges herbeiführen.“

„Auch wir Ucuriaten befürworten eine Wiederherstellung des Paktes. Es wird schwierig werden, mit dem Volk der Zwerge in Verhandlungen zu treten, aber eine Gesandtschaft zu den Elfen erscheint Erfolg versprechend und sollte baldigst aufbrechen. Da der Reichsbehüter, wie ihr richtig bemerkt habt, Durchlaucht, im Felde steht, ist es an Euch, die Zustimmung zu diesem Vorhaben zu erteilen. Die Geweihtenschaft des Ucuri wird Euch jede Unterstützung zukommen lassen, die Ihr benötigt. Gleichwohl ob politischer oder anderer Natur.“

„Die Gesandtschaft zu den Königreichen der Zwergischen wird die KGIA unternehmen“, meldete sich Nemrod abermals zu Wort. „Ihr unterstehen zahlreiche loyale Mitarbeiter des kleinen Volkes. Was aber die Gesandtschaft zu den Elfen angeht, so haben alle Agenten, deren Wurzeln jener Rasse entspringen, Bedenken in Bezug auf die Kontaktaufnahme angemeldet. Ich denke darob, dass genau das Gegenteil Eurer Aussage zutreffen wird, verehrter Greif.“

Der Greif lächelte, wobei seine weißen Zähne einen strahlenden Kontrast zu dem Dunkel seiner Haut bildeten. „Unter normalen Umständen würdet Ihr wahrscheinlich Recht behalten, Baron. Dennoch möchte ich in diesem Fall Eure Bedenken zerstreuen. Die zauberhafte junge Frau zu Eurer Linken wird diese Aufgabe durchführen und ihr wird letztlich Erfolg beschieden sein.“

„Verehrter Greif“, widersprach der Baron, „ich fürchte, Ihr unterschätzt die vorliegende Problematik. Das Volk der Elfen betrachtet die menschliche Welt mit Misstrauen. Ihr Wortschatz hat einen eigenen Ausdruck für alles, was mittelbar und unmittelbar mit dieser Welt in Kontakt steht. Sie nennen es *badoc*. Unter das *badoc* fallen auch und vor allem jene Elfen, die unter Menschen aufgewachsen sind, denn sie tragen nach dem Glauben der Elfen jenen Zustand, der für sie eine Art Krankheit darstellt, wie eine Seuche unter die gesunde Sippe. Frau Finya wird sicher bestätigen, dass ich in dieser Hinsicht durch meine Agenten richtig unterrichtet wurde.“

Finya war unwillkürlich zusammengezuckt, als der Baron den Ausdruck *badoc* gebraucht hatte. Das Blut wich sichtlich aus ihren Wangen. Noch niemals zuvor hatte sie einen Gedanken daran verschwendet, dass sie für ihr Volk *badoc* sein könnte, dass sie vielleicht nie wieder zu den Ihren zurückkehren würde können.

Hat der Baron etwa Recht, mit dem, was er sagt?, schoss es ihr durch den Kopf. *Bin ich badoc?* Ihr Puls raste und ihr wurde schwindelig.

„Frau Finya?“, hörte sie die Stimme des Barons. „Der ehrenwerte Greif wartet auf eine Antwort von Euch.“

„Verzeiht. Ich war mit meinen Gedanken... Ja, es stimmt, was Ihr sagt, Exzellenz. Das *badoc* ist wie eine Krankheit und die Sippe meidet diese Kranken, um nicht selbst dem *badoc* zu verfallen.“

Ein triumphierendes Lächeln spielte um die Lippen des Barons. „Demzufolge, lieber Greif, stehen die Aussichten für eine erfolgreiche Gesandtschaft zu den Elfen, wie ich bereits bemerkte, eher ungünstig. Dennoch könnte es einen Versuch wert sein. Nur wen wollen wir entsenden?“ Nemrod wandte sich wieder der Adepta zu. „Sagt, Frau Finya, seid Ihr in den Augen Eures Volkes *badoc*?“

Mit einem Mal wurde Finya aschfahl. „Finya! Ist dir nicht gut?“, hörte sie Thallians besorgte Stimme wie von Ferne.

„Vielleicht möchtet Ihr ein Glas Wasser?“, ließ sich der Baron vernehmen. „Ich denke, auch ein kurzer Spaziergang an der frischen Luft würde Euch gut tun.“

Finya hob abwehrend die Hand. Sie hatte sich wieder in der Gewalt. „Habt vielen Dank, meine Herren, aber es geht schon wieder. Kein Grund zur Besorgnis.“

„Es wäre mir trotzdem lieb, wenn Ihr den Raum kurz verlassen könntet, damit wir hinter Eurem Rücken über Euch reden können, Gnädigste“, bemerkte der Baron mit einem freundlichen Lächeln.

„Oh! Natürlich! Wie Ihr wünscht, Exzellenz.“ Finya erhob sich errötend und verließ ein wenig verlegen den Raum.

„Charmant wie immer, mein guter Baron. Aber vielleicht doch eine Spur zu direkt für meinen Geschmack“, witzelte der Greif, als Finya die Tür hinter sich geschlossen hatte.

„Meine Herren, bitte! Wir wollen sachlich bleiben“, mischte sich die Reichsrätin ein, ehe sich die Auseinandersetzung der beiden verschärfte.

„Ist Eure Zuversicht denn immer noch so ungetrübt, werter Greif?“, wandte sich der Baron indes ungerührt an den Höchsten der Ucuriaten.

Der Greif, dessen bestechendes Lächeln während der ganzen Unterhaltung nicht von den Lippen verschwunden war, nickte. „Ungetrübt wie eh und je. Dieses bezaubernde Geschöpf, das Ihr soeben des Raumes verwiesen habt, wird die Mission bestreiten und glücklich zu Ende führen. Ob wir uns Eurer Unterstützung gewiss sind, brauche ich wohl nicht zu fragen, Herr Thallian? Diesen Dienst seid Ihr Eurem Vaterland schuldig.“

Thallian nickte.

„Woher nehmt Ihr nur diese verdammte Zuversicht?“, argwöhnte der Baron ärgerlich.

„Eine Vision“, erklärte der Greif schlicht.

„Eine Vision“, schnaubte Nemrod verächtlich. „Was wir brauchen, sind Resultate, keine Träumereien!“

„Aber verehrter Baron“, tadelte der Greif, immer noch lächelnd. „Und das aus Eurem Mund, bei Eurem unerschütterlichen Glauben? Ich versichere Euch, dass ich sehr wohl zwischen Traum und Vision zu unterscheiden vermag.“

„Dennoch ist mir diese Person suspekt. Vor zwei Tagen“, wandte er sich an Thallian, „erfuhr ich von einem Feuer, das vor etwa einer Woche in der Akademie Eurer Frau Mutter ausgebrochen ist. Was wisst Ihr darüber?“

Thallian erschrak ob der unerwarteten Neuigkeit, bemühte sich aber, nach außen Gleichgültigkeit zu zeigen. „Nichts, Euer Exzellenz. Ihr müsst wissen, dass ich schon seit mehreren Jahren keinen Kontakt mehr... Einen Moment! Ihr denkt doch nicht etwa, dass Frau Finya etwas mit dem Brand zu tun haben könnte? Das ist einfach absurd! Für ihre Unschuld würde ich ohne zu zögern meine Hand ins Feuer legen.“

„Lasst Euch nicht vorschnell zu Aussagen hinreißen, die Ihr eines Tages bereuen könntet, ya Arres! Feuer hat zuweilen die unangenehme Eigenschaft, ziemlich heiß zu sein. Im Falle der Akademie soll der Brand sogar derart gewütet haben, dass die Mauern schmolzen. Und ich denke, Ihr wisst, was es zu bedeuten hat, wenn ein Brand in der Lage ist, Stein zu schmelzen. Auch finde ich es seltsam, dass sich Eure Freundin erst seit wenigen Tagen in der Hauptstadt

aufhält und, wenn man zurückrechnet, ihr Aufbruch in die geschätzte Zeit des Brandes fallen muss.“

Nun war es an Thallian, zu lachen. „Aber lieber Baron, dies ist absurd. Frau Finya und finstere Beschwörungen, das passt ungefähr so gut zusammen, wie der schwarze Marschall und ein parfümiertes Vollbad.“

„Mag sein“, knurrte der Baron. „Aber das wird eine Befragung zu gegebener Zeit ergeben. Ich spreche mich jedenfalls vorerst gegen eine Beteiligung der Adepta an dem Unternehmen aus.“

„Eine Befragung ist nicht nötig.“ Die unerwartete Wendung des Gespräches hatte nun doch das Lächeln von Lippen des Greifen vertrieben. „Ich garantiere persönlich für die Unschuld des Mädchens und werde eine unnötige Befragung nicht dulden. Ich hoffe, das genügt Euch, Baron.“

„Euer Wort in Praios Ohr, lieber Greif! Solltet Ihr aber falsch liegen...“

„Genug davon!“ unterbrach die Reichsrätin erneut den Streit. „Ich habe genug gehört. Wenn Ihr wirklich dafür garantiert, Eminenz“, sagte sie mit einem Kopfnicken in Richtung des Greifen, „so soll mir Euer Wort genügen. Das Vorhaben wird wie besprochen ausgeführt. Die KGIA wird sich um eine Gesandtschaft zu den Königreichen der Zwergischen kümmern, während Ihr, Herr Thallian, zusammen mit Frau Finya nach den Elfenreichen in den Salamandersteinen aufbrechen werdet. Die Kanzlei wird die nötige Ausrüstung bereitstellen, auf Wunsch werden Euch mehrere Bewaffnete begleiten. Herr Thallian, wenn Ihr die Adepta bitte wieder hereinholen würdet?“

„Ein Wort noch, Euer Durchlaucht“, meldete sich der Greif. „Zum Zwecke der Tarnung schlage ich vor, die beiden allein zu entsenden. Sie könnten sich dann als verheiratetes Paar ausgeben, das zurück zu ihrer Familie im Weidenschen zieht, oder etwas Ähnliches. Ein Trupp Bewaffneter würde nur unnötig auffallen. Ich nehme doch an, dass die Mission strengster Geheimhaltung unterliegt?“

Die Reichsrätin nickte. „So soll es sein. Noch irgendwelchen Fragen?“ Sie schaute erwartungsvoll in die Runde, doch niemand meldete sich zu Wort. „Dann ist diese Besprechung hiernit beendet.“

*

57

Das Bier schmeckte so bitter wie die Enttäuschung, die er empfand. Was war schief gegangen? Zwei Monde waren seit jenem Tag in der Kanzlei vergangen, seit sie gen Norden aufgebrochen waren. Anfangs war es nichts weiter als eine schöne Reise gewesen, sie hatten gelacht und gescherzt, wie in der Zeit, als sie noch Kinder waren. Hinter Wehrheim dann waren sie vorsichtiger geworden, da sie von nun an jeden Tag damit rechnen mussten, auf Orken zu stoßen. Doch entgegen allen Befürchtungen war ihre Reise ereignislos verlaufen und niemand hätte in dem jungen Paar heimliche Gesandte des Reiches vermutet. In Trallop waren sie schließlich bei seiner Durchlaucht, dem Herzog von Weiden vorstellig geworden. Die Geleitschreiben des Barons bereiteten ihnen einen angenehmen Empfang und sicherten ihnen alle Unterstützung, die sie brauchten. Mit einem der gepanzerten Schiffe, die der Herzog eigens dafür hatte konstruieren lassen, wurden sie sicher über den gefürchteten Neunaugensee geschifft und setzten ihre Reise bei Donnerbach fort. Gut ausgerüstet brachen sie in die Wildnis der Salamandersteine auf. Bisher war alles besser gelaufen, als man hätte erwarten mögen – warum sollte sich dies jetzt noch ändern? Die Antwort auf diese Frage gab der Wald selbst. Wochenlang irrten sie durch die Schluchten und Täler der Salamandersteine, deren bewaldete Höhen Thallian anfangs durch ihre schiere Schönheit faszinierten. Sie tauchten ein in eine uralte anmutende Welt voller seltsamer Pflanzen. Da waren bunte Farne und kindsgroße

Jagdgewand elfischer Machart, wie man es bei den meisten Bewohnern der Stadt sehen konnte. Thallian atmete ein, als sie sich neben ihn setzte und genoss den betörend weiblichen Duft, den sie verströmte.

„Kann ich den Herrschaften noch etwas bringen?“, fragte in diesem Moment der Wirt, der an ihren Tisch getreten war. Er sah Finya an, doch die schüttelte nur leicht den Kopf. „Höre ich recht, schöne Frau? Ihr wollt tatsächlich nichts trinken? Vielleicht etwas essen?“

Wieder verneinte Finya mit einem leichten Köpfschütteln.

„Ach du meine Güte. Ihr seht ja so aus, als wolltet Ihr es noch bis zum Jahresende weiterregnen lassen, junge Frau. Dabei sollte doch jemand, der so schön ist wie Ihr, stets bemüht sein zu lächeln. Versucht es einmal. Glaubt mir, das wirkt manchmal Wunder.“

Tatsächlich schenkte ihm Finya diesmal ein amüsiertes Lächeln.

„Na, seht Ihr! So ist es doch schon viel besser! Was ist mit Euch, junger Herr? Darf's noch ein Krüglein sein? Das Fass ist immerhin angebrochen und Ihr seid einer der seltenen Gäste, die dem Bräu zusprechen.“ Thallian wollte dankend ablehnen, als ihm der Wirt energisch ins Wort fiel: „Auch er macht so ein Gesicht wie ein geprügelter Hund. Ich stehe doch hier nicht zwischen zwei zerstrittenen Eheleuten?“

Lachend verneinte Thallian, während sich der Wirt leutselig zu ihnen an den Tisch setzte.

„Hört zu, meine Freunde. Liebeskummer lohnt sich wirklich nicht. Und ihr beide habt allen Grund, euch wieder zu vertragen. Ihr seid einfach für einander bestimmt. So etwas sieht der alte Mandrion auf Anhieb. Falls ihr über irgend etwas mit mir reden wollt: lasst es mich wissen. Ich habe den ganzen Tag Zeit, um zuzuhören. Und jetzt bringe ich euch ein Krüglein meines besten Weines – auf Kosten des Hauses versteht sich.“

Thallian lächelte. Die freundliche Art des Wirtes gefiel ihm. Allerdings hätte er bei dem feisten Mann mit den fettig glänzenden, schwarzen Haaren, den groben Bartstoppeln und dem starkknochigen Körperbau niemals elfische Abstammung vermutet, worauf sein Name unweigerlich schließen ließ. Seine Gesichtszüge waren einfach zu menschlich. Da kam ihm ein Gedanke. Es dauerte nicht lange und Mandrion kehrte mit dem versprochenen Krug zurück. Er setzte sich abermals neben seine Gäste und plazierte mit lautem Geräusch drei Becher auf dem Tisch.

„So! Lasst uns anstoßen!“

„Ihr seid ein Elf?“, fragte Thallian unvermittelt.

„Ein Halbelf, bitte schön, mein Herr!“, tadelte Mandrion gut gelaunt, wobei er einige schwarze Strähnen zurückschob und seine Ohren freilegte, die in zierlichen Spitzen ausliefen.

„Mütterlicherseits“, fuhr Mandrion bereitwillig fort, „wobei ich mir sagen ließ, dass ohnehin nur in dieser Kombination kleine Halbelfen entstehen können.“ Mandrion lachte schallend über seinen Witz und hieb vor Vergnügen mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Worauf wollen wir trinken?“, fragte er, als er sich wieder beruhigt hatte. „Ah, ich weiß! Wir trinken darauf, dass ein zerbrochenes Glück wieder zusammengefügt wird.“ Er hob seinen Becher über die Mitte des Tisches und berührte die seiner Gäste.

„Mandrion“, begann Thallian, „es tut mir aufrichtig leid, dich enttäuschen zu müssen, aber unsere Niedergeschlagenheit rührt nicht von einer unglücklichen Liebe her.“

„Nicht?“ Mandrion wirkte überrascht, beinahe bestürzt. „Dabei hätte ich meinen linken Arm darauf verwettet“, murmelte er fassungslos.

„Wir sind Reisende mit einem dringenden Auftrag, der am Rande des Scheiterns steht.“ Thallian sah den Wirt eindringlich an. Dann erzählte er ihm über ihre Mission, was er für wissenswert und nötig erachtete.

„Hm“, brummte Mandrion, als Thallian geendet hatte. „Ihr wollt also den Elfenkönig treffen. Dazu müsstet ihr in Kontakt mit den Vettern aus den Wäldern treten. Das ist nicht leicht, denn ihre Sippen leben sehr zurückgezogen. Aber“, Mandrion zwinkerte den beiden verschwörerisch zu, „ich glaube, da lässt sich etwas machen!“

„Ganoriad ist dort hinten, wie ich gerade erfahren habe“, sagte er und deutete vage in die Richtung, in die sie gingen. Wenig später standen sie vor einem ähnlichen Stand wie vorhin. Der Elf, der dahinter stand, war groß und schlank, mit glänzendem schwarzen Haar, in dessen Strähnen der leichte Wind spielte. Höflich sprach er die Worte des Grußes, die wie eine sanfte Melodie klangen und umfasste mit einer sprechenden Bewegung die Waren, die vor ihm lagen. Finya erinnerte sich an den Namen, den Mandrion ihnen genannt hatte. Grünauge. Tatsächlich waren die Augen des Mannes von einem fast magisch leuchtenden Grün und Finya fragte sich, ob sie jemals zuvor eine vergleichbare Farbe gesehen hatte. Ein echter Elf der tiefen Wälder. Auch Thallian war beeindruckt von dem Fremden, der vielleicht zum ersten Mal in seinem langen Leben einem Menschen gegenüber stand. Mandrion erwiderte den Gruß und stellte seine Begleiter vor. Ganoriads Lippen verzogen sich in dem Ansatz eines Lächelns, als seine grünen Augen über Finyas Gestalt flogen und anschließend auf Thallians Antlitz verweilten. Thallian vermochte den Ausdruck in den Augen des Elfen nicht zu deuten, mit dem dieser ihn musterte. Es mochten sowohl Belustigung und Spott, als auch Verachtung darin liegen. Vielleicht eine Spur Neugierde, vielleicht auch von all dem etwas?

Mandrion sprach weiter und trug das Anliegen seiner Gäste vor, wie Finya Thallian leise übersetzte. Ganoriad legte den Kopf schief und Thallian war sich sicher, dass er laut aufgelacht hätte, wäre er ein Mensch gewesen, doch begnügte sich der Elf damit, ihnen sein hintergründiges Lächeln zu schenken.

„Ihr wollt also unseren König sprechen? Weshalb?“
Finya übersetzte die Frage und Thallian antwortete ihm: „Es geht um eine Sache großer Wichtigkeit, die wir nur deinem König sagen dürfen.“
Wieder blitzte es belustigt in den Augen Ganoriads auf, als Finya übersetzte. „Wichtig für wen?“, fragte er zurück. „Für dich oder unseren König?“

Thallian war völlig verblüfft. Mit einer solchen Frage hatte er nicht gerechnet. Verstand dieser Wilde denn überhaupt etwas von Politik, oder war es ihm schlicht gleichgültig?
„Es ist eine Botschaft meines Königs, also wird sie auch für den deinen von großer Wichtigkeit...“, begann er, doch Ganoriad schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.

„Meine Vettern aus dem Süden erzählten mir, dass die Rosenohren gerne und viel reden. Am meisten aber reden sie, wenn sie etwas von dir wünschen. Hinter ihren vielen Worten aber versuchen sie zu verstecken, dass sie eigentlich nichts zu sagen haben. Der Elfenkönig ist ein viel beschäftigter Mann. Wünschst du wirklich, Mensch, dass ich ihn mit deiner Botschaft belästige?“

Thallian nickte. „Ja, das wünsche ich. Es geht um das Leben vieler Unschuldiger.“ Wütend erwiderte er den Blick der tiefen, grünen Augen, deren eigenartige Magie ihn schwindelig machte und unter ihren Bann zwang. Er wusste nicht, worüber er wütend war, aber er war es. Die ganze, ignorante Art des Elfen war es vermutlich, der die Wichtigkeit ihres Auftrages nicht ernst zu nehmen schien. Es war der Elf, der diesmal zuerst zur Seite blickte. Seine Augen fixierten die Finyas.

„Ich werde Eure Botschaft weitertragen. Vielleicht wird der König sie erhören und einen Boten schicken. Sie aber wird dich sehen wollen, Schwester. In deinen Augen sehe ich tiefen Schmerz, so wie einst bei ihr. Vielleicht gibt es eine Rettung für dich. Wartet hier, bis die Sonne in ihrem goldenen Wagen viermal über den Himmel gezogen ist. *Eorla*.“

„Ich werde Eure Botschaft weitertragen. Vielleicht wird der König sie erhören und einen Boten schicken. Sie aber wird dich sehen wollen, Schwester. In deinen Augen sehe ich tiefen Schmerz, so wie einst bei ihr. Vielleicht gibt es eine Rettung für dich. Wartet hier, bis die Sonne in ihrem goldenen Wagen viermal über den Himmel gezogen ist. *Eorla*.“

wie seine Bewohner darauf reagieren würden. Also hielten sie es für das Beste, die längere, dafür aber auch ungefährlichere Route an den Waldgrenzen entlang zu wählen.

Eines Abends hatten sie gerade ihr Lager aufgeschlagen und ein kleines Feuer angezündet, denn im Gebiet der Elfen fühlten sie sicher. Thallian starrte, wie so oft in den letzten Tagen, schweigend in die Flammen und hing seinen Gedanken nach. Er war ein schmucker Mann, von wilder, hitziger Gemütsart, dachte Finya, die ihm verstohlen betrachtete. Seltsam, dass ihr das noch niemals zuvor aufgefallen war. Es war, als sähe sie ihn gerade zum ersten Mal in seiner wahren Gestalt. Die schwarzen, schulterlangen Locken, die seidig im Schein des Feuers glänzten, verliehen ihm etwas wildes. Sein Gesicht mit der langen, geraden Nase war hübsch anzusehen, die Wangen glatt geschabt. Nur der Schnurrbart mochte, wenngleich er nach liebevoller Art sorgsam gepflegt und gestutzt war, störend wirken. Doch war sie sich darüber noch nicht sicher. Seine Gestalt war groß und kräftig; in der Tat war Thallian größer als die meisten Männer und besaß die breiten Schultern eines Kriegers, wenngleich keine seiner Bewegungen hölzern oder unbeholfen, sondern gewandt und geschmeidig wirkte. Dazu war er immer freundlich zu ihr gewesen. In ihrer Kindheit einer der wenigen Freunde, die sie gehabt hatte. Sie erhob sich mit einem eigenartigen Kribbeln im Bauch, umrundete das kleine Feuer und ließ sich dicht neben ihm nieder. Er schaute auf, als habe sie ihm in seinen Gedanken gestört und setzte zu einer Frage an, als sie ihm den Finger auf den Mund legte. Ihre Hand glitt weiter, umfasst zart seine Wange, als sie sich vorbeugte und ihre Lippen sich zum ersten Kuss ihres Lebens fanden. Thallian betrachtete sie fragend, als sie sich von ihm löste, versuchte zu ergründen, ob sie vielleicht ein Spiel mit ihm trieb, doch fand er nichts in ihren Augen, das ihm missfiel. Sanft umfasste er ihre Wange, so wie sie die seine umfasst hielt, und zog sie zu sich heran. Seine Lippen streiften ihre, halb in Erwartung, sie würde sich ihm entziehen. Als sie dies nicht tat, steigerte sich sein Verlangen und er küsste sie, fordernder, nahm ihren Mund in Besitz. Seine Finger liebkosten die zierlichen Spitzen ihrer Ohren, glitten tiefer, den Hals entlang, als sie sich plötzlich von ihm losriss und zum Messer griff. Ihr Blick galt nicht ihm, sondern einem Punkt in dem Dickicht hinter ihm, wo sich lautlos eine Gestalt aus den Schatten geschält hatte. Alarmiert sprang auch Thallian auf und griff ebenfalls zur Waffe. Doch ließ er sie wieder sinken, als der Schein des Feuers die Gestalt beschien und er Oionil erkannte.

„Verdammt“, grollte er, „könnt Ihr Euch nicht eher bemerkbar machen? Das hier“, er deutete auf sein Schwert, „könnte ein gespannter Bogen sein, dessen Pfeil Euch beim nächsten Mal vielleicht durchbohrt.“

Oionil schenkte ihm ihr rätselhaftes Lächeln. „Glaubt Ihr wirklich, Ihr wärt dazu gekommen, einen Bogen auf mich zu richten, wenn ich dies nicht gewollt hätte?“

Thallian stieß einen halblauten Fluch aus. Er wusste, dass sie Recht hatte. Sie waren so unvorsichtig wie kleine Kinder gewesen und hatten sich überrumpeln lassen.

„Ich bin gekommen, um euch zu sagen, dass ich mit dem Rat der Alten und Weisen gesprochen habe und der Rat seine Entscheidung gefällt hat.“

„Tatsächlich? Wird ja nicht viel Vernünftiges dabei herausgekommen sein“, zürnte Thallian, der sich immer noch darüber ärgerte, dass man ihn derart überrascht hatte.

„Still, Thallian! Lass sie ausreden“, ermahnte ihn Finya.

„Der Rat hat Eure Worte sorgsam erwogen und am Ende für richtig befunden. Die Elfen werden in diesem Krieg helfen.“ Sie sagte es mit einer Beiläufigkeit, als habe sie gerade festgestellt, dass ein Stein Kreise zog, wenn man ihn ins Wasser warf.

„Was? Aber das ist ja großartig! Wann?“, jubelte Thallian.

„Die Krieger sind bereits unterwegs. Wir treffen morgen bei Sonnenaufgang auf sie.“

Thallian stieß einen Jubelschrei aus und tat einen Satz auf die Elfe zu, um sie vor Freude zu umarmen und vielleicht gar in die Luft zu werfen, unterließ es aber, als sie seine Gedanken erriet und ihm einen warnenden Blick zuwarf. Stattdessen begnügte er sich damit, mit einem weiteren Jubelschrei einen Freudentanz um das Feuer aufzuführen und lautstark den Göttern zu danken.

Es kam, wie Oionil vorausgesagt hatte. Bei Sonnenaufgang trafen sie auf die Krieger der Elfen. Es war eine beachtliche Reiterschar, über 200 an der Zahl, wie Thallian zählte. Wild, fast Furcht einflößend sahen die Krieger mit ihren federgeschmückten Waffen und Kleidern aus. Viele von ihnen trugen farbige Schminke im Gesicht – die Kriegsfarben der Sippen des Auenlandes, wie Oionil ihm erklärte und ihre Köpfe bildeten ein buntes Meer aus schillerndem Haar. Freudige Erregung ergriff Thallian, als sich der Zug bei ihrer Ankunft ohne ein weiteres Wort der Erklärung, oder des Grußes in Bewegung setzte; nach Süden, der Welt der Menschen entgegen.

Die edlen Elfenrösser sprengten wie Herrn Firuns wilde Jagd über den Boden und wo sie auf Spuren von Orks trafen, da schwenkten die Elfen ein und schlugen zu – so tödlich und präzise, dass Thallian zuweilen ein eisiger Schauer über den Rücken lief.

In Trallop füllte die kriegerische Schar die Herzen der Verteidiger mit neuem Mut, in Baliho wurden sie von den Soldaten auf den Mauern bejubelt, und auf der Menzheimer Au schloss sich ihnen eine Handvoll Freiwillige an. Von ihnen erfuhren sie, dass die Orks Wehrheim weit im Westen umgangen hatten und auf direktem Weg nach Süden marschierten. Als Thallian die Nachricht erhielt, drängte er zur größten Eile und so jagten die Reiter wie im Fluge gen Süden.

*

58

Die Dämmerung legte sich wie ein Schleier über das Land. Wegen der aufziehenden Kühle des Abends hatte Thorn es gestattet, dass die Männer mehrere Feuer anbrannten. Seine Späher hatten ihm gemeldet, dass die Gegend im Umkreis von einer Meile sicher sei. Dennoch hatte er vier Wachen aufgestellt, in jeder Himmelsrichtung ein Mann. Er selbst kam gerade von seinem Rundgang zurück. Die Männer waren wachsam – er hatte einige Worte mit ihnen gewechselt, alles schien ruhig. Beruhigt setzte er sich zu Ighim und Phelian ans Feuer. Sie hatten am Mittag zwei Hirsche erlegt, deren saftiges Fleisch jetzt über mehreren Feuern briet und einen angenehmen Duft verströmte. Thorn zog sein Messer und schnitt sich ein gutes Stück von der Keule ab. Es war noch nicht ganz durch, doch er hatte Hunger, so dass er es halbgar verschlang. Mit dem Handrücken wischte er mehrere dünne Blutfäden vom Kinn, die zwischen seinen Bartstopkeln abwärts rannen.

„Ihr könnt es ja gar nicht mehr erwarten, Herr Thorn. So hungrig?“ witzelte Phelian.
„In der Tat, Magus. Der Tag war lang und dieses Stück Fleisch ist nahezu das Erste, was mir seit heute Morgen zwischen die Zähne kommt.“
„Was, wenn das Heer des Prinzen nicht kommt?“ Ighim sprach aus, was viele in den letzten Tagen insgeheim dachten. Vor sechs Wochen hatten sie das orkische Hauptheer entdeckt, das sich die Breite hinab bewegte und schließlich südlich der Rallermündung nach Osten marschierte. Thorns kleine Schar folgte in sicherem Abstand und jeder brütete darüber, was die Orks so weit im Süden verloren hatten. Erst als die Orks etwa 100 Meilen vor Gareth wegen der einsetzenden Schneeschmelze auf die Reichsstraße Vier auswichen, erkannte Thorn das Ziel des schwarzen Marschalls: die Schwarzpelze wollten Gareth! Umgehend hatte er Reiter nach Gareth losgeschickt, die die Kunde verbreiten sollten. In einem nahen Weiler, an dem die Orken um mehrere Meilen vorbeizogen, waren sie dann auf eine Gesellschaft Jäger getroffen, die gerade von Norden her kamen und ins Almadanische unterwegs waren. Sie hätten ohnehin kein festes Zuhause und zögen es vor, dem Krieg auszuweichen. Die Schwarzpelze machten derzeit nämlich sogar die tiefsten Wälder unsicher. Von ihnen erfuhren sie auch, dass der Prinz entgegen den jüngsten Gerüchten noch lebte; sich aber nicht in Gareth, sondern in Wehrheim befinde und dort den Angriff erwarte. Also hatte Thorn seine Männer

nach Nordosten marschieren lassen, der Reichsstraße Zwei zu, wo er sich dem Heer Brins anschließen wollte. So kam es, dass die Männer nur wenige Meilen an dem Wehrkloster Marano vorbeimarschierten, dessen heldenhaftes Opfer diesem Krieg die entscheidende Wende geben sollte. Drei Tage lang berannten die Orken das Wehrkloster, ehe sie am siebten Tag des Tsa endlich die Verteidigung der Mönche durchbrachen; ihr Grimm über den Widerstand hatte sie derart erbost, dass sie die Verteidiger bis auf den letzten Mann abschlachteten.

Vor zwei Wochen schließlich hatte Thorns Gruppe ihr Lager neben der Reichsstraße bezogen und warteten seither auf die Ankunft des Prinzen. Was Thorn aber nicht wusste, war, dass Brin nicht ganz dem Verlauf der Reichstraße folgte, da er kein schweres Gerät mit sich führte. Auf der Hälfte der Strecke nämlich beschreibt die Reichstraße Zwei eine Kurve, die gute zwanzig Meilen westlich der Hauptstadt mit der Straße nach Angbar kreuzt. Diesen Bogen schnitt der Prinz ab und führte sein Heer in einem Gewaltmarsch den geraden Weg nach Gareth, keine zehn Meilen am Lagerplatz von Thorns Gruppe vorbei. Mittlerweile schrieb man den ersten Phex. Die Stimmung im Lager war gedrückt – wohl gab es reichlich Wild, und man hatte zu essen, aber die Ungewissheit und die Warterei mehrten die Spekulationen unter den Männern und ihre Unzufriedenheit. Man wusste nicht einmal, ob die Boten, die man abgeschickt hatte, ihre Warnung hatten überbringen können oder abgefangen wurden. Dies war die Lage an jenem Abend, als die Gefährten gemeinsam am Feuer saßen.

„Oder, wenn unsere Boten gar nicht angekommen sind? Die Schwarzpelze sind sicher längst in Gareth! Was, wenn die Stadt bereits gefallen ist? Wenn wir zu spät...“

„Das sind ziemlich viele ‚Wenns‘, meint Ihr nicht, Herr Zwerg?“ , unterbrach Thorn ihn gereizt. „Ich weiß selbst, dass viel Zeit vergangen ist. Aber die Orken kommen nicht schnell voran. Ihr Kriegsgerät hält sie auf.“

„Auf der Reichsstraße kommen sie schneller voran. Auch werden sie sich dort nicht mehr die Mühe machen, sich zu verbergen.“

„Dafür werden sie mit Sicherheit entdeckt werden! Man wird ihnen ein Heer entgegenschicken! Das alles kostet Zeit...!“ Thorn seufzte. Ighim hatte Recht. Er mochte es drehen und wenden, wie er wollte. Sie weilten schon zu lange hier. „Morgen bei Sonnenaufgang brechen wir auf. Gebt den Männern Bescheid. Wir marschieren auf Gareth. Mit oder ohne Prinz und Heer!“

Thorns Befehl ging von Mund zu Mund und bald waren die Gespräche an den Feuern einer grimmigen Entschlossenheit gewichen. Man legte noch etwas Holz ins Feuer, gerade so viel, dass es nach einigen Stunden von selbst verlöschen würde, wickelte sich schließlich in seine Decke und versuchte zu schlafen.

Die Nacht war bereits weit fortgeschritten, als die Männer erwachten. Die Erde bebte. Erst undeutlich, dann immer lauter, war Hufschlag zu vernehmen.

„Reiter! Zu den Waffen!“ rief Thorn, aber sein Befehl war kaum verklungen, als schon die ersten Tiere über eine Bodenwelle herangaloppierten. Schnell wie der Wind flogen die fremden Reiter über die Erde dahin, und das bei dunkelster Nacht. Nur die Sterne funkelten leicht am Himmelszelt, doch keines der Tiere strauchelte oder stürzte. Tatsächlich kamen die Reiter so schnell herangejagt, dass Thorns Männer sich eingekesselt sahen, ehe sie richtig Zeit zum Ausschwärmen fanden. Thorn machte sich keine Hoffnungen. Sein kleiner Trupp zählte kaum drei Dutzend Männer – die Fremden stellten eine gut zehnfache Übermacht und waren zudem allesamt mit Speeren und Bögen bewaffnet, deren eiserne Spitzen sich bedrohlich auf ihre Herzen richteten. Doch erfolgte kein Angriff. Die Reiter begnügten sich vorerst damit, Thorns Männer zu umzingeln. Mit knappen Worten gab Thorn daher die Weisung, die Waffen zu senken.

Einer der Reiter trieb sein Pferd ein Stück nach vorne und richtete das Wort an ihn, wohl, weil er ihn als Anführer erkannt hatte: „Wer seid ihr?“

„Ich bin Thorn von Yalaiad. Und das hier sind meine Männer!“

Der Fremde ließ seinen Blick abschätzend über den Haufen gleiten. „Freischärler?“

„Aber... wo will sie denn hin?“

„Sie braucht doch ebenfalls ein Pferd, oder?“ Und bevor Thallian weiterfragen konnte, erklärte sie: „In der Legende heißt es, dass es ein Land gibt, das hinter den Nebeln verborgen liegt. Dort leben die sagenhaften Elfenpferde, die schneller laufen als der Pfeil fliegen kann und die niemals ermüden. Viele der Alten und Weisen verstehen es, diese Pferde zu rufen. Ich denke, dass Oionil genau dies vorhat.“

Es zeigte sich, dass Finya Recht behalten sollte. Nach dem vierten Teil einer Stunde kehrte Oionil zurück. Sie saß auf dem Rücken einer schneeweißen, ungesattelten Stute, an deren Mähne sie sich festhielt. Feufrig glänzten die Augen des stolzen Tieres und feine Dampfwölkchen kräuselten sich vor den Nüstern. Als sie die Wartenden erreicht hatte, trieb sie ihr Tier mit einem Zungenschmalzen zum Galopp und rief einige Worte in der Elbensprache. Unter wildem Rufen setzte sich der ganze Zug in Bewegung man jagte in die Nacht hinaus.

59

Auf einem kleinen Hügel, der eine gute Aussicht über das Schlachtfeld bot, zügelte Thallian sein Pferd. Die Sonne stand an diesem schicksalsträchtigen zweiten Phex bereits eine Handbreite über dem östlichen Horizont und beleuchtete eine alarmierende Szenerie. Zwischen dem Waldrand der Brache über die Silk bis hin zum Pilperbach hatten sich die gegnerischen Reihen ineinander verkeilt. Lauter Schlachtenlärm wehte zu ihnen herüber.

Nur mühsam unterdrückte Thallian ein Würgen, als ihm der Geruch nach Blut und Gekröse in die Nase stieg. Überall lagen die Leichnahme von Freund und Feind verstreut und der Boden war aufgeweicht vom Blut der Erschlagenen. Wahrlich, die Barden sangen in ihren Liedern von heroischen Kämpfen und Siegen, von Mut und strahlenden Helden – niemals aber berichteten sie von dem grässlichen Gestank, der über einem Schlachtfeld lag und der selbst die Pferde scheuen ließ. Ebenso wenig von den Todesschreien der Getroffenen, die noch lange nach der Schlacht in den Köpfen der Überlebenden widerhallten. Wie es aussah, kamen sie gerade rechtzeitig. Die Armee des Prinzen hatte einen harten Stand. Zwischen dem Waldrand der Brache und den Wassern der Silk kämpften die Eliteeinheiten beider Seiten. Thallian konnte deutlich die Standarten des Prinzen und mehrerer Garderegimenter erkennen. An dieser Stelle schienen die Kaiserlichen zahlenmäßig überlegen, konnten ihre Überlegenheit aber wegen des ungünstigen Geländes nicht ausspielen. Auf dem anderen Ufer des Flusses bis hin zum Pilperbach hielten nur noch zwei Reihen tapferer Streiter den herandrängenden Orken stand, während die linke Flanke von den gegnerischen Reitereien umkämpft wurde. In der Mitte sah er eine Hand voll Oger, die die kaiserlichen Reihen in große Unordnung brachte. Dort war die Gefahr am größten. Schon brachen die ersten Orken in der entstehenden Lücke zwischen Reiterei und Mitte durch, um Haffax’ Mannen in den Rücken zu fallen.

Thallian lenkte sein Pferd neben Oionils Schimmel. „Nehmt die Hälfte Eurer Streiter und umreitet die Schwarzpelze. Fallt ihnen in den Rücken und treibt sie auseinander. Die anderen kommen mit mir! Wir folgen Euch auf dem Fuße.“

Er sah hinüber zu Thorn und seinen Raben und bedeutete ihnen, sich ihm anzuschließen. Thorn nickte und wechselte knappe Worte mit Phelian und den anderen, worauf sie ihre Pferde neben Thallians Braunen lenkten.

„Seht Ihr die Gruppe Orken in der Mitte? Wenn sie weiter durchbrechen, ist es um die Unseren geschehen. Wir treiben sie zurück. Haltet Euch dicht bei mir und deckt meine Flanke!“

Thorn nickte. Sein Gesicht war eine erstarrte Maske, die die Anspannung vor dem kommenden Kampf widerspiegelte. Zu Oionil gewandt sagte Thallian, so leise, dass niemand sonst es hören konnte: “Versprecht mir, dass Ihr während des Kampfes gut auf Finya aufpassen werdet. Bringt sie mir heil zurück!”

Oionil sah ihm ernst in die Augen, schließlich nickte sie. „Ihr wird nichts geschehen, das verspreche ich!“

Dann drehte sie sich im Sattel zu ihren Elfen um und rief einige Worte in der Elbensprache, die Thallian nicht verstand. Oionil hieb ihrem Schimmel die Fersen in die Flanken und jagte den Hang hinab, dicht gefolgt von den Kriegern der Elfen. Thallian stockte für einen Moment der Atem. Von der Anhöhe aus bot sich ihm ein atemberaubender Anblick, als hätte die Kriegsgöttin selbst ihre Alveraniare ausgesandt. Einem Meer aus buntem, in allen Farben schillerndem, wehenden Elfenhaar gleich, donnerten die Elfen auf ihren feurigen Rössern den Hügel hinab und schienen für einen Moment einer völlig fremden Welt entsprungen – einer Welt von Unsterblichen.

Er zwang seine Gedanken wieder in seine Gewalt und drehte sich noch einmal im Sattel um. An die hundert Streiter waren ihm noch geblieben. Er zog sein Schwert und streckte es gen Himmel, so dass es jeder sehen konnte. Einhundert raubtierhafte Augenpaare starrten ihm erwartungsvoll entgegen. Nervös fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. Jetzt galt es. Alles wartete auf ihn. Diese Schlacht würde die Entscheidung über Sieg oder Niederlage im ewigen Ringen von Mensch und Ork fällen. Vielleicht sogar die Entscheidung über den Fortbestand ihrer beider Rassen. Er warf einen letzten Blick zu Thorn, der ihm zunickte. Dann geschah es. Mit einem Schlachtruf trieb er sein Pferd an und ließ das Schwert in weitem Schwung nach unten kreisen.

Die Erde erbebte unter den Hufen der Pferde. Erdbrocken, Steine und Grassoden flogen durch die Luft. Thallian preschte voran. Thorn und dessen Raben deckten seine linke Flanke, Ighim und Phelian hielten sich auf der rechten. *Wenn selbst die Zwerge das Reiten anfangen, um gegen die Orken zu kämpfen*, hatte er gewitzelt, *dann wird Rondra uns den Sieg schenken*. Es war das aberwitzigste Bild, das er je gesehen hatte – der kleine, bärtige Mann auf dem riesigen Tier. Aber er hielt sich gut, selbst bei diesem halsbrecherischen Ritt den Hügel hinab. Aber konnte er vom Rücken des Tieres aus auch kämpfen?

Der Abstand zu den Kämpfenden schmolz dahin wie Schnee in der Sonne. Rasch wurden die Gestalten größer. Da brachen die ersten Orken durch die Reihen der Kaiserlichen und schwärmten aus, um ihren nachdrängenden Kameraden Platz zu machen. Wie auf einen gedanklichen Befehl formierten sich auch die Elfen, bildeten eine Linie. Pferdeschulter an Pferdeschulter preschten sie auf die hervorbrechenden Schwarzpelze zu, die die Kaiserlichen an der geschlagenen Bresche in die Zange nahmen. Die ersten Pfeile zischten durch die Luft und fanden todbringend ihr Ziel. Schreie. Blut. Dann der Aufprall. Elfenstahl und Donnerkeil trafen auf Leder und Fleisch. Die Orken wankten, gerieten mit den Nachdrängenden in Konflikt, stoben in Panik auseinander. Besonders furchteinflößend waren die Pferde, eine Mauer großer dampfender Leiber mit gebleckten Zähnen, die erbarmungslos alles niedertrampelte, was im Wege stand. Thallian parierte einen Hieb und trat mit dem Stiefel nach dem Gesicht des angreifenden Schwarzpelzes. Für einen Moment bekam er Raum und warf einen Blick auf das Kampfgetümmel um ihn herum. Zu seiner Linken holte Thorn gerade zu einem mächtigen Schlag gegen einen Schwarzpelz aus. Hinter ihm kämpften die beiden Raben; große, kräftige Gestalten, mit Säbel und Kriegshammer bewaffnet. In ihren schwarzen Rüstungen wirkten sie wie wütende Dämonen. Andere Orken fielen, oder drängten zurück. Ighim war von seinem Pferd in einen Haufen flüchtender Krieger gesprungen und ließ mit lautem Lachen seine Axt kreisen. Verdammter Dickschädel! Thallian hatte gewusst, dass der Zwerg nicht lange auf dem Gaul bleiben würde, aber dieser Leichtsinn! Mit einem Fluch trieb er sein Pferd in Richtung der Kämpfenden. Er war dem Zwergen nicht mehr fern, als ein Kriegsschrei über das Schlachtfeld gellte. Ein gewaltiger Ork bahnte sich seinen Weg durch die

60

Nach der Schlacht auf den Silkwiesen war es die Sache der Landadeligen und Gemeinen, die ihre Banner und Standarten noch mit Ruhm und Ehre beladen wollten, die fliehenden Orken zu verfolgen. Eine Aufgabe, die zwar wichtig, aber nicht sehr rondragefällig war. Thallian war es vergönnt gewesen, die Unterstützung der Elfen in diesem Kampf zu gewinnen und dadurch eine entscheidende Wende herbeizuführen. Ruhm und Ehre waren ihm also gewiss, so dass er beschloss, sich nicht an der Schlachtereie zu beteiligen.

Vielmehr stand ihm der Sinn nach den anstehenden Festlichkeiten, die schon am Abend beginnen dürften. An den Stamm einer Trauerweide gelehnt, um sich ein klein wenig Ruhe zu gönnen, malte er sich den kommenden Abend aus. Saftige Braten, Wein in Hülle und Fülle und – nein, nach anderen Frauen gelüstete es ihn heute nicht. Er konnte das Elfenmädchen, das ihn auf seiner Mission in die Salamandersteine begleitet hatte, nicht vergessen. So schwer es ihm fiel, er musste sich eingestehen, dass er sich wieder einmal den Kopf hatte verdrehen lassen. Suchend glitt sein Auge über das Schlachtfeld, aber er konnte sie nirgends entdecken. Kurzentschlossen bestieg er sein Pferd, das in der Umgegend zu grasen angefangen hatte und lenkte es dem Feldlager zu. Dort würde man ihn schon auf andere Gedanken bringen und notfalls konnte er immer noch eine der Lagerhuren aufsuchen.

Überall hoben die Männer, an denen Thallian vorbei ritt, anerkennend ihre Waffen, einen fröhlichen Gruß oder ein Lobeswort auf den Lippen. Es schien sich herumgesprochen zu haben, wem man die Unterstützung der Elfen zu verdanken hatte. Ihm und – Finya. Bei der Göttin! Schon wieder spukte ihr Name in seinem Kopf herum. Er brauchte Wein! Wenn etwas half, dann Wein. Aber das starke Zeug, nicht der billige, verwässerte Kram, den die Soldaten in ihrem Gepäck versteckt hatten. Aber woher die Menge, die er wollte, beschaffen? Kaufen? Unmöglich! Seine Reisekasse war schon im letzten Monat aufgebraucht gewesen. Mit einer Belohnung seitens der Kanzlei für Kriegswesen war nicht vor Ablauf einer weiteren Woche zu rechnen. Und den Reichsbehüter belästigen? Nein, das schickte sich nicht. Erstens war er gerade höchstwahrscheinlich in der nächsten Stabssitzung und debattierte darüber, ob die Orken am besten noch heute oder doch erst morgen zu verfolgen seien. Außerdem gab es für das Retten des Reiches in der Regel einen vergoldeten Orden mit einer hübschen Schleife drum herum. Kein Geld. Unter Tar Honak war das anders gewesen. Der Patriarch hatte gewusst, wie man sich Offiziere und bedeutende Arkane bei der Stange hielt: Anteile an der Kriegsbeute, Luxus während des Feldzuges, Wein und jede Menge Huren. Aber bei den dreizehnmahl verfluchten Orken gab es ja nichts zu holen.

Er hielt vor einem großen, weißen Zelt mit grünem Wappen. Die Therbuniten. Überall lagen Verwundete im Gras. Thallian sah verstümmelte Gliedmaßen, blutige Stümpfe, hörte die Schmerzensschreie derer, denen man einen Arm oder ein Bein abnehmen musste. Zum zweiten Mal an diesem Tag unterdrückte er ein Würgen. Thallian war jetzt zwanzig und sieben Jahre alt und dies hier war nicht die erste Schlacht, an der er teilnahm. Doch ob er sich jemals an den Anblick der vollen Lazarette gewöhnen würde? Er brauchte die Zeltplane nicht zurückschlagen, um zu wissen, dass das Zelt hoffnungslos überfüllt sein würde, oder um sich den bestialischen Gestank in dessen Innerem auszumalen. Im Grunde fühlte er auch nicht mehr das Bedürfnis, einen Feldscher aufzusuchen. Er sah zu einer Gruppe Männer, die gerade dabei waren, mit billigem Rübenschnaps und abgerissenen Kleiderfetzen ihre Wunden selbst zu versorgen und beschloss, es ihnen gleich zu tun. Er schlenderte zu ihnen hinüber und setzte sich. Bald waren seine Wunden notdürftig gereinigt und verbunden. Die Verletzung am Arm war nicht schlimmer als jene, die die anderen Männer davongetragen hatten und die restlichen stellten sich als leichtere Kratzer und Schnitte heraus. Kein Grund zur Besorgnis. Irgendwer fragte nach seinem Namen. Als er ihn nannte, gab es ein großes Hallo und man ließ einen Schlauch mit Gerstenbier kreisen. Thallian vermochte indes die Freude der anderen nicht zu

Der Baron lacht? Tatsächlich, er lacht! Und nun noch Höflichkeiten. Vorsicht, Thallian, das riecht nach einem neuen Auftrag. Wenn du nicht acht gibst, suchst du am Ende den Stein der Weisen mitten in der Messergrassteppe!

„Aber zur Sache. Ich habe Euch herbestellt, um Euch meine Anerkennung auszusprechen. Ihr habt euren Auftrag zur vollsten Zufriedenheit erfüllt. Dank Euch trafen die Elfen rechtzeitig auf dem Schlachtfeld ein, womit wohl niemand mehr gerechnet hätte, und Ihr habt damit eine entscheidende Wende herbeigeführt. Ihr habt dem Reich einen großen Dienst erwiesen und Euch durch außergewöhnliche Tapferkeit in der Schlacht hervorgetan. Nicht zuletzt wegen Eures Einsatzes gaben die Orken Fersengeld.“

Er machte eine Pause, drehte sich zu seinem Schreibtisch, ergriff den Pokal, den er dort abgestellt hatte, und nahm einen tiefen Schluck. Bestimmt würde er gleich damit herausrücken, warum er Thallian tatsächlich herbestellt hatte.

„Der Reichserzmarschall wird in den nächsten Monaten das Heer erneut sammeln, um den Schwarzen Marschall dahin zurückzuschicken, wo er hingehört! Aber es gibt noch ein Ernst zu nehmendes Problem.“

Also doch. Ein neuer Auftrag. Diesmal sogar für die KGIA.

„Die Stadt Greifenfurt ist fest in der Hand der Schwarzpelze. Sie ist ein bedeutender strategischer Stützpunkt. Fällt die Stadt in unsere Hände, hat der Feind keine gesicherte Nachschublinie mehr und muss sich über kurz oder lang zurückziehen. Wie meine Agenten berichteten, bereiten sich die Schwarzpelze dort auf eine Überwinterung vor. Mit den Truppen des Schwarzen Marschalls, die bald dort anlangen werden, hat das Reich schlechte Karten, die Stadt zurückzugewinnen. Ja, von dort aus könnte sogar noch einmal eine Invasion gestartet werden. Eure Aufgabe ist es also, die Stadt aus eigener Kraft zu befreien und so lange zu halten, bis Marschall Haffax mit seinen Truppen dort eintrifft und Wassoi und seine Horden verjagen kann. Natürlich werdet ihr diese Mission nicht alleine bestreiten. Wir werden euch Männer zur Seite stellen – allesamt hervorragend ausgebildete Agenten. Außerdem wird euch eine zweite Gruppe in ein bis zwei Wochen nachfolgen. Der Anführer der zweiten Gruppe ist Inquisitor Marcian, ein äußerst tüchtiger Mann. Bis Marcians Gruppe eintrifft, solltet Ihr Euch bereits in der Stadt eingerichtet und die nötigen Kontakte hergestellt haben. Willigt Ihr ein?“

Thallian ging zur Weinkaraffe und schenkte sich nochmals ein.

Bei der Göttin. Ein verflucht guter Wein. Schön stark.

Schon nach dem ersten Schluck hatte sich ein angenehm taubes Gefühl auf der Zunge eingestellt. Thallian schätzte diese Eigenschaft bei einem Wein, fast noch mehr als den schweren, bitteren Geschmack nach Eisen, den nur die besten Weine aufwiesen. Die Müdigkeit wich aus seinen Gliedern und machte einem Gefühl angenehmer Entspannung Platz.

„Eine Bedingung!“

„Welche?“

„Das Mädchen, das mir in den Salamandersteine beigestanden hat, soll mich auch diesmal begleiten.“

„Ich werde sehen, was sich machen lässt. Aber ich kann Euch nichts versprechen. Wie mir berichtet wurde, steht sie unter dem Schutz der Elfenkönigin. Wir können sie also nicht zwingen. Auf jeden Fall aber werdet ihr Unterstützung erhalten. Spesen und Ausrüstung sind schon bereit gestellt. Ihr werdet in drei Tagen aufbrechen! Noch irgendwelche Fragen?“

Dieser alte Fuchs! Er hat von Anfang an mit mir gerechnet. Es würde mich brennend interessieren, was er gemacht hätte, wäre seine Rechnung nicht aufgegangen...

„Ein letztes noch. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich die Männer, die mich begleiten sollen, selbst aussuchen dürfte.“

„Einverstanden! Ich hätte euch zwar gerne in der Begleitung meiner Agenten gewusst, aber ich weiß, dass Ihr ein gutes Auge für fähige Kämpfer besitzt.“

Die beiden Männer reichten einander noch einmal die Hände, dann verließ Thallian das Zelt und machte sich auf die Suche nach seinen neuen Gefährten.

Wütend schlug Thorn mit der Faust auf den Tisch. „Wie konntet Ihr das tun, bei Kor?“ Er tobte. Eine Unverfrorenheit, in ihrer aller Namen diesen Auftrag der KGIA anzunehmen. Rülpsend untersuchte Thallian die dickbauchigen Tonkrüge, sichtlich erstaunt, dass alle leer waren. Ein einzelner Tropfen fiel aus der letzten Karaffe auf den Tisch. Thallian versuchte, ihn mit dem Finger in seinen Becher zu schieben. Vergebens. Das trockene Holz des Tisches saugte ihn gnadenlos auf. Phelian schüttelte verständnislos den Kopf. Wie konnte man sich nur so sinnlos besaufen?

„Spart Euch die Predigt, mein Freund. Er ist zu betrunken, um ernsthaft zu verstehen, was Ihr ihm sagt.“ Auch er war entrüstet. Ein Auftrag für die KGIA. Und das ihm!

Wie zum Protest produzierte Thallian ein obszönes Geräusch mit den Lippen. „Ich bin nicht betrunken, nur hundemüde“, lallte er.

Ighim brüllte vor Lachen und hieb sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Er mochte diesen sonderbaren Kerl. Er konnte trinken wie ein Zwerg und ließ dabei auch das Reden nicht zu kurz kommen. Geschickt hatte er es angestellt, das musste man ihm lassen. Erst am Ende ihrer kleinen Siegesfeier in dem Zelt, das man ihm als Hohepriester des Angrosch zur Verfügung gestellt hatte, war er damit herausgerückt, was er ihnen eigentlich zu sagen hatte – als sie alle schon gehörig dem Gerstenbier zugesprochen hatten und die Geschichten, die man zum besten gab, die Laune gehoben hatten. Und er konnte kämpfen, bei Angroschs kleiner Schwester Rondra! Das hatte der Mensch auf dem Schlachtfeld bewiesen.

„Oh doch, bei Xorloschs heiligem Brauereikessel! Ihr seid betrunken, mein Freund!“ Wieder fing Ighim an zu lachen. „Aber ich werde Euch begleiten.“ Er rülpste. Eine übel riechende Bierwolke entsprang seinem bärtigen Mund und schwebte über dem Tisch. „Und meine Axt auch, bei Angrosch!“ Zur Bekräftigung hieb er Thallian mit der flachen Hand auf die Schulter, so dass dieser sein Gleichgewicht verlor und samt Stuhl zu Boden kippte. Schallendes Gelächter begleitete ihn. Thorn schmunzelte besänftigt. Auch er hatte schon zu viel getrunken, um noch ernsthaft verstimmt zu sein. Selbst Phelian konnte nicht an sich halten und grinste, als er die jämmerliche Gestalt am Boden dabei beobachtete, wie sie unbeholfen versuchte, aufzustehen und gleichzeitig den Stuhl in die Höhe zu ziehen. Also sei es. Er würde ebenfalls nach Greifenfurt gehen. Wenigstens wären sie dort weitab der Inquisition. Für Lowangen!

*

Sinister schreckte von seinem Lager hoch. Welch seltsamer Traum. Normalerweise träumte Sinister nur selten, und wenn, dann konnte er sich meist nie an seine Träume erinnern. Doch dieser war anders. Er hatte Gesichter gesehen, Figuren und Orte, in solcher Deutlichkeit, dass er sie zu zeichnen imstande gewesen wäre, wären seine Hände dazu geschaffen worden.

Sinister erinnerte sich an das Gesicht eines Mannes, eines Führers, wie er instinktiv gespürt hatte. In seinem Traum war das Schicksal dieses Mannes mit zwei Farben verknüpft gewesen: Schwarz und Rot.

Und er hatte eine Frau gesehen. Eine wunderschöne Frau mit ebenmäßigen Gesichtszügen. Ihr Haar hatte wie Gold in der Sonne gegläntzt und ihre Augen waren so grau gewesen wie der Regen, der das Land tränkte.

Dann war er in seinem Traum weit über das Land geflogen. Hoch über dem Boden war er geflogen, mit der Kraft und der Anmut eines Adlers. Über Berg und Tal ging sein Flug, über Flur und Feld, bis er in der Ferne einen Greifen erblickt hatte. Dann war er gelandet, als fürchte er sich, von dem Götterwesen entdeckt zu werden. Irgendetwas sagte ihm, dass er sich

Das Fest war in vollem Gange. Der Prinz hatte das Heer vor die Stadtmauern verlegen lassen und nur drei Regimenter als Wache auf den Silkwiesen aufgestellt. Auch die Hauptstadt selbst war angegriffen worden, wie es hieß. Überall im Lager sprach man davon, wie die gefürchteten Tordochai von einer Schar Bürger besiegt wurden. So groß war darob der Jubel der Menschen in der Stadt, dass viele Bürger ihre Vorratskeller plünderten und ein großes Fest veranstalteten. Die reicheren unter ihnen hatten sogar mehrere Ochsen und Schweine erstanden, die nun über großen Feuern auf den Wiesen vor der Stadt brien. So kam es, dass die Hauptstadt an diesem Abend Zeuge wurde, wie Soldaten und Bürger, Gemeine und Adlige gemeinsam den Humpen schwangen und den Sieg über die Schwarzpelze begossen.

Auch Thallian hatte sich wieder unter die Feiernden gemischt, doch mochte er die Freude über den vermeintlichen Sieg nicht recht teilen. Zu viele der ihnen waren in dieser Schlacht gefallen und wenn auch die meisten dieser einfachen Menschen glaubten, gegen eine Übermacht der Orken bestanden zu haben, so wusste er doch, dass dem nicht so war. Die Orken hatten zu viele ihrer Krieger zur Besetzung des eroberten Landes zurücklassen müssen, um bei Silkwiesen auch nur annähernd so viele Streiter ins Feld führen zu können wie die Kaiserlichen. Im Stillen fragte sich Thallian, was wohl passiert wäre, wenn der Schwarze Marschall keinen Eroberungs- sondern einen Vernichtungsfeldzug geführt hätte, wie dereinst der berühmte Häuptling Nargazz Blutfaust vor mehr als zweitausend Jahren. Die meisten der Schlachten, bei denen beide Parteien gleich viele Streiter ins Feld geführt hatten, hatten die Orken bislang für sich entschieden. Und am Nebelstein waren die Kaiserlichen sogar zwei zu eins überlegen gewesen...

An seinem Unbehagen konnte auch die Tatsache nichts ändern, dass an seiner Brust ein neuer Orden prangte. Es war keine zwei Stunden her, als der Prinz ihn hatte rufen lassen. Man hatte sich in einem schlichten Zelt versammelt. Es gab keine Zeremonie, keine Feier. Dazu bliebe nach dem Krieg noch Zeit genug. Der Prinz hatte ihm einfach die Hand gedrückt und ein knappes Lob ausgesprochen. Schlichte Worte, ganz nach des Prinzen Art. Thallian hatte dem jungen Regenten tief in die Augen geblickt und es schien ihm fast, als mustere der Prinz ihn auf dieselbe Weise. Er war beeindruckt. Der Prinz war fast noch ein Knabe, doch trug er die Bürde seines Amtes mit der Würde eines wahren Kaisers. Und Thallian hatte ihn während der Schlacht kämpfen sehen. Der Prinz focht mit einer unbeschreiblichen Leidenschaft, die beinahe schon an Leichtsinn grenzte. Aber er wusste in diesem Moment, als er die Rechte seines Regenten drückte, dass er für diesen Mann in den Tod gehen würde, sollte es nötig sein. Dann war er niedergekniet und man hatte ihm einen Orden umgehängt. Vergoldetes Blech und roter Samt, wie er es erwartet hatte. Aber die Anerkennung, die er im Blick des Prinzen und der anderen gesehen hatte, wog ihm schwerer als alles Gold der Welt.

Nach ihm waren noch andere geehrt worden. Die Tapfersten der Tapferen, zuletzt Raidri Conchobair, der sagenumwobene Schwertkönig, und Fürst Cuanu, König der Provinz Albarnia. Beide hatten ihm, Thallian, herzlich die Hand gedrückt und auf die Schulter geklopft. Sein Stolz kannte keine Grenzen, als ihm die beiden größten Recken des Reiches eingeladen hatten, mit ihnen zu feiern. Gemeinsam war man durch das Lager geschritten und hatte sich den Soldaten angeschlossen, die an den Feuern Geschichten erzählten und auf ihren Sieg tranken. An jedem Feuer, das die kleine Gruppe passierte, erschallten Hoch-Rufe und die Recken wurden lautstark aufgefordert, sich zu setzen und mit anzustoßen. Es hatte nicht lange gedauert, bis die Zelte ein Eigenleben entwickelten und der Boden zu schwanken schien. An einem der Feuer fiel Thallian ein bärtiger Mann auf, der ein wenig abseits der Feiernden an ein Zelt lehnte. Schweigsam hockte er auf dem Boden und starrte in die Flammen. Thallian sprach den Mann an und fragte ihn nach seinem Namen. *Grimward* lautete die knappe Antwort. Es war offensichtlich, dass der Mann nicht in ein Gespräch verwickelt werden wollte, doch Thallian gab sich mit der Antwort nicht zufrieden. Er erkundigte sich weiter nach der Ursache für

Kraft und schob noch einmal. Der Schreibtisch gab nach. Stück für Stück verrückte er das Möbel so an einer Seite nach hinten, bis eine Steinplatte freigelegt war, die doppelt so groß war wie die anderen.

Schwer atmend kniete er nieder. Spielerisch glitt seine Rechte über das Pentagramm, das in den glatten Stein eingelassen war. Die Platte fühlte sich zunächst kalt an, aber nur einen Lidschlag, nachdem er das Pentagramm berührt hatte, war an den Linien des Sterns eine feine Wärme zu spüren. Unwillkürlich musste Sinister lächeln. Der Schutzzauber war also noch immer aktiv. Ein Unwissender wäre wahrscheinlich pulverisiert worden bei dem Versuch, die Platte anzuheben.

Mit rauer Stimme stieß er die Schlüsselworte hervor: „Bei der Macht von Mada und der des Erzes und des Feuers befehle ich dir, dein Geheimnis Preis zu geben!“

Ein orangerotes Aufglühen des Pentagramms war die Antwort. Mit einem schabenden Geräusch glitt die Platte zur Seite und gab den Blick auf ein rechteckiges, schwarzes Bündel frei. Sinisters Finger zitterten, als er danach griff. Fast wagte er nicht zu atmen, als er das Buch aus dem Loch im Boden nahm und von dem schwarzen Tuch befreite, das es vor Staub und Feuchtigkeit schützte. Sanft glitten seine Finger über das glatte, ebenfalls schwarze Leder des Einbandes. Bei dem Titel blieben sie haften und fühlten den Vertiefungen der purpurnen Buchstaben nach. Die Schrift war ein alter Dialekt des Bosparano, den nur noch wenige zu lesen verstanden. Sinister war einer dieser wenigen.

ԸՆԴԻՍ ԼՈՒԲՔՐԵՍՈՒՆԵՆ ԸՍԵ ԵՐՏՆԵՆ ՇՈՒՏԵՍ.

Mit einem Mal wurde es kalt im Raum. Eine Dunstwolke hüllte den Titel ein und bildete feine Kondenströpfchen, als Sinister seinen angehaltenen Atem ausstieß. Purpurne Lettern auf schwarzem Leder. Auch in seinem Traum hatten die Farben Schwarz und Rot eine wichtige Rolle gespielt. Oder war es gar kein Rot, sondern vielleicht doch Purpur gewesen, das er gesehen hatte? Spielerisch glitten seine Finger weiter, strichen über das Lesezeichen, welches noch immer die Seite bezeichnete, die er zuletzt gelesen hatte. Seine Hände gehorchten ihm nicht mehr. Als unterlägen sie einem fremden Willen, schlugen sie eigenmächtig das Buch an der Stelle mit dem Lesezeichen auf. Es war die letzte Seite des achten Kapitels. Sinister erinnerte sich. Fasziniert hatte er das Buch verschlungen, oft hatte er ganze Nächte lang gelesen, bis der neue Morgen graute. Anfangs hatte ihn die Neugier getrieben. Er hatte ergründen wollen, warum jener geheimnisvolle Kult immer wieder neue Anhänger finden konnte. Die sogenannten Wahrheiten, die das Buch offenbarte, hatte er als Ausgeburten eines kranken Geistes verlacht. Als er schließlich erkannt hatte, dass das Buch wie eine tödliche Falle aufgebaut war, war es schon zu spät gewesen. Der Autor war keineswegs krank. Er war genial. Sinister hatte ihn damals bewundernd mit einem vollendeten Kämpfer verglichen, dessen Schlachtfeld das Pergament, seine Waffe die Feder und dessen Schild eine Maske der Harmlosigkeit war. In Wahrheit war jede Seite ein Schwertstreich der Logik, in tödlicher Präzision auf die vorausgehenden Finten aufbauend, die das ahnungslose Opfer getäuscht und in Sicherheit gewähnt hatten. Ein jedes der Kapitel aber war eine Legion auf dem Schlachtfeld des Glaubens, die gegen die Festung der inneren Überzeugung des Lesers anrannten, und diese unweigerlich einnehmen würden, wenn man ihnen erst einmal gestattet hatte, ihre Aufstellung einzunehmen.

Erst nach acht Kapiteln war Sinister zu dieser Einsicht gelangt. Erschrocken hatte er das Buch aus den Händen gelegt, aber seit jener Zeit nagten Zweifel an seinem Glauben. Sinister hatte immer gewusst, dass er den Tag, an dem er sich erneut dem Kampf um seinen Glauben stellen musste, zwar hinausschieben, ihm aber niemals davonlaufen konnte. Heute war dieser Tag gekommen. Und er hatte die Schlacht bereits verloren, als er das Buch in die Hand genommen hatte.

*

63

Es war bereits Ende Peraine, als sie endlich vor den Mauern Greifenfurths ankamen. Auch wenn die Schlacht bei Silkwiesen gewonnen war, so waren die Orken noch längst nicht geschlagen, geschweige denn vertrieben. Hinter jedem Strauch mochte ein Schwarzpelz, in jedem Wäldchen eine ganze Bande dieses Gesindels stecken. So waren sie nur sehr langsam vorangekommen, denn sie hatten immer Späher vorausgeschickt und Waldstücke, die sie durchreiten mussten, gründlich ausgekundschafft. Das anhaltende Tauwetter hatte ihr Vorwärtstkommen weiter erschwert, da sie sich fernab der Straßen bewegten. Die letzten Tagesmärsche waren sie zu Fuß gegangen, da dies weit unauffälliger vonstatten ging. Ihre Pferde hatten sie einem freundlichen Bauern zur Pflege überlassen, der sich gerne um die „edlen Rösser der Ritter des Prinzen“ kümmern wollte. Fast hatten sie den guten Mann zwingen müssen, einige Silberstücke als Entgelt für seine Dienste zu nehmen. Ighim war wohl der Einzige, der den Abschied von den treuen Tieren nicht bedauerte. Trotzdem mussten sie alle anerkennen, dass er sich durchgerungen hatte und ebenfalls geritten war. Wahrscheinlich fragte sich ein jeder in der Gruppe, ob sie wohl die ersten wären, die sich in Begleitung eines reitenden Zwergen befanden. Fürwahr, die Zeiten waren sonderbar.

Doch nun standen sie vor einem ganz anderen Problem. Sie hatten sich in ausreichender Entfernung von der Stadt in ein dichtes Haselgesträuch geschlagen, so dass sie selbst nicht gesehen werden konnten, während sie die Stadt beobachteten. Auf den Wehrgängen der Stadtmauer patrouillierten Orks. Dutzende von ihnen. An den Toren konnten sie beobachten, dass jeder, der die Stadt betreten wollte, auf Waffen und sonstige verdächtige Gegenstände untersucht wurde. Die Bauern und Händler, die ihre Waren zum Verkauf in die Stadt brachten, mussten zudem einen guten Teil ihrer Ladung an die Wachen abtreten. Taten sie dies nicht, wurde ihnen im glimpflichsten Fall der Zutritt verwehrt. Der direkte Weg durch die Stadttore schied also aus. Die Breite war um diese Jahreszeit entschieden zu kalt, um sie zu durchschwimmen und in den Hafen zu tauchen. So gesehen schien es geradezu unmöglich, in die Stadt zu gelangen.

„Verdammt Mist!“, fluchte Thorn, der die strengen Kontrollen an den Toren argwöhnisch beobachtete. „Was sollen wir jetzt tun?“

„Nichts.“ Entgegnete Thallian trocken. „Wir warten.“

„Warten? Worauf wollt Ihr denn warten, bei Kor? Etwa darauf, dass früher oder später eine Patrouille vorbeikommt und uns entdeckt?“

Thallian entgegnete nichts, sondern grinste ihn nur unverschämt an. Thorn, der dieses Lächeln in der Zwischenzeit kannte, schimpfte ärgerlich, sagte aber zunächst nichts mehr. Thallian hatte einen Plan, soviel war sicher. Er musterte noch einmal genauestens die Stadt. Vielleicht hatte er ja etwas übersehen. Und er würde nicht weiterfragen, ehe er sicher war, alle Möglichkeiten erwogen zu haben. Er hatte bereits die Erfahrung gemacht, dass ihr Anführer jeden, der dumme Fragen stellte, wie einen Knaben schulmeisterete. Ihm würde das nicht noch einmal passieren.

Phelian, der ebenfalls keine brauchbare Möglichkeit sah, unbemerkt hinter die massiven Mauern zu kommen, konnte seine Neugierde weit weniger gut zügeln als der Söldner. „Bei der Göttin, Herr Thallian, ich sehe auch keine Möglichkeit. Den Zauber, mit welchem wir damals unbemerkt aus Lowangen entkamen, beherrsche ich nicht. Außerdem müssten wir hier noch die Wurfanker verwenden, um über die Mauern zu klettern, deren Geräusch beim Verhaken uns sicherlich verraten würde. Was wollt Ihr also tun? Fliegen?“ Der Spott in seiner letzten Frage war nicht zu überhören. Dennoch blieb Thallian gelassen. Das Lächeln auf seinen Lippen schwand nicht, als er antwortete: „Wenn es sein muss! Wir warten den Einbruch der Naht ab. Dann, meine Herren, werdet Ihr zum wohl ersten Mal in Eurem Leben fliegen.“ Die

Und **Er** trat zu **Peraine** und lehrte sie die Kunst des Heilens und des Ackerbaus und gab ihr von **Seiner** Macht. Und **Er** lehrte sie **Seine** Gedanken, die waren Milde und Güte und Mitgefühl und **Er** machte sie zur Herrin der Erde und allem, was da krecht und fleucht.

Und **Er** trat zu **Efferd** und lehrte ihn das Wesen des Wassers und der Sieben Winde und gab ihm von **Seiner** Macht. Und **Er** verlieh ihm **Seinen** Odem, dessen Macht war Sturm und machte ihn zum Herrscher der Meere und der Winde.

Und siehe, **Er** trat zu **Ingerimm** und lehrte ihn das Wesen des Feuers und des Erzes und gab ihm von **Seiner** Macht. Und **Er** verlieh ihm die Gabe zu erschaffen und zu zerstören und er machte ihn zum Herrscher über Feuer und Erz.

Und **Er** trat zu **Travia** und lehrte sie **Seine** Treue und **Seine** Liebe zur Beständigkeit und gab ihr von **Seiner** Macht. Und **Er** lehrte sie die Tugenden der Freundschaft und der Ehrlichkeit und **Er** machte sie zur Herrin über die Menschen.

Und **Er** trat zu **Hesinde** und lehrte sie das Wesen der Zauberkunst und gab ihr von **Seiner** Macht. Und **Er** lehrte sie die Zauberei und machte sie zur Herrin der sechsfachen Magie.

Und **Er** trat zu **Jirun** und lehrte ihn das Geheimnis des Eises und der Kälte und gab ihm von **Seiner** Macht. Und **Er** sah den grimmigen Stolz **Seines** Bruders und sah seine Liebe zum zweisamen Wettstreit. Doch hatte **Er** bereits **Seine** Schwester **Rondra** zur Herrin des Kampfes erkoren. Also lehrte **Er** **Jirun** die Freuden der Jagd und stellte sie unter seine Herrschaft. Und **Er** wies in den ewigen Norden und machte **Seinen** Bruder zum Herrscher des Eisreiches.

Und **Er** trat zu **Tsa**, der Unbeständigen und lehrte sie das Geheimnis der Wandlung und gab ihr von **Seiner** Kraft. Und siehe, **Er** verlieh ihr die Gabe, Leben zu schaffen und machte sie zur Herrin aller Dinge, die da sein werden.

Und **Er** trat zu **Rahja**, **Seiner** glutvollen Schwester und lehrte sie die Liebe und die Leidenschaft. Und siehe, **Rahja** gebor Ihm eine Tochter, die nannte sie **Tsa'Atchuar**, was heißt die Kraft des Lebens. Und **Er** segnete sie und ihre Tochter und **Er** gab ihnen von **Seiner** Kraft und machte **Seine** Schwester zur Herrin der Liebe.

Als letztes aber trat **Er** zu **Pheq'z**, der Ihm war der Liebste unter **Seinen** Geschwistern, denn er hatte einen hellen Geist und eine flinke Zunge und sein Herz saß am rechten Fleck. Und **Er** lehrte ihn das Wesen der List und der Heimlichkeit, welches waren die Mächte des Chaos und gab ihm von **Seiner** Macht, auf dass er Öere Schütze vor der List des Bösen. Und **Er** machte **Seinen** Bruder zum Herrn des Mondes und der Sterne und zum Schutzherrn der Nacht.

Und **Er** sah, dass es gut war. Und nachdem **Er** **Sein** Werk vollendet in Fünf Tagen, da legte **Er** sich nieder, um am sechsten Tage zu ruhen. Seine Geschwister aber erprobten ihre neuen Kräfte und machten sich selbst zu den Herren der Welt. Und sie fanden Gefallen an ihrer neuen Macht und an der Demut der Völker, die da lebten auf der Öritten der Sphären und beschlossen, sie nicht mehr herzugeben. Und sie sahen ihren schlafenden Bruder und beschlossen, ihn zu töten, denn sie fürchteten, dass **Er** ihnen ihre Kräfte wieder nehmen könne.

Und am Morgen des siebten Tages überfielen sie ihren Bruder und fesselten Ihn mit Ketten, die **Ingerimm** geschmiedet hatte und **Rondra** schlug Ihn nieder mit all ihrer Kraft. Doch als sie ihr mächtiges Schwert erhob, Ihn zu erschlagen, da erhob **Brajan** als Ältester seinen Einspruch, denn der Alleine hatte ihn gelehrt, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Und so ließen sie ab von ihrem Tun, aber ihre Tat ward begangen und sie fürchteten sich vor **Seiner** Strafe. Da meldete sich der Schlaueste unter ihnen zu Wort und riet, **Seinen** Namen zu zerschlagen, denn er besaß **Seine** Schläue und wusste um die Macht, die in **Seinem** Namen lag.

Er erwachte, als ein Schwall kalten Wassers über ihn ergossen wurde. Er fand sich in stehender Haltung wieder, seine Handgelenke und Fußfesseln steckten in eisernen Halterungen, seine Arme und Beine waren weit gespreizt.

„Schön, dass du dich entschlossen hast, noch ein Weilchen bei uns zu bleiben. Wir haben noch einiges, das wir dir gerne zeigen würden. Es sei denn, du hast dich inzwischen entschlossen, mir etwas zu sagen?“

Thallian gewährte eine Neunschwänzige in Garthais Hand. Er wusste, was kommen würde und er fürchtete sich davor, doch war er weit von dem Verrat entfernt, den der Ork von ihm verlangte. Verächtlich spuckte er aus, wohl wissend, dass die Tat seine Qualen nur noch mehr verschlimmern würde, aber auf eine perverse Art und Weise nahm sie ihm einen Teil seiner Angst. Er schaffte es sogar, sich zu einem Grinsen zu zwingen, das Garthai noch mehr zu reizen schien. Wütend schlug Gharthai zu. Die Knoten und Dornen an den Enden der Lederschnüre rissen die dünne Haut seiner Brust auf. Es schmerzte niederhöllisch. Wieder und wieder fraß sich das Teufelswerkzeug in sein Fleisch, bis Thallian dachte, vor Schmerz wahnsinnig werden zu müssen. Plötzlich blieb der nächste Schlag aus. Es dauerte einen Augenblick, bis seine Sinne sich wieder auf die Umgebung konzentrieren konnten und er den Tumult im Hintergrund hörte. Garthai drückte die Peitsche einem der Wächter in die Hand und Thallian hörte die Weisung: „Ich gehe selbst, um nachzusehen, was da los ist. Sorgt dafür, dass er noch am Leben ist, wenn ich wiederkomme.“ Beim Hinausgehen zischte er Thallian ins Ohr: „Ich hoffe, du amüsiert dich auch ohne mich. Wenn ich wiederkomme, nehme ich dich Stück für Stück auseinander und verfüttere dich an die Hunde. Hier fange ich an.“ Garthai zog sein Messer und setzte die Klinge an Thallians Oberschenkel. Er ließ sich Zeit, als er zwei tiefe Schnitte vollführte und ein blutiges Stück Fleisch heraustrennte. Thallians Entsetzensschrei ging im Gelächter des Orken unter. Dann schwanden ihm abermals die Sinne.

*

Mitternacht war vorüber, doch die Stadt war taghell erleuchtet. Das Dach eines Hauses hatte Feuer gefangen und die Flammen griffen auf die benachbarten Dächer über. Die halbe Stadt war auf den Beinen. Verzweifelt versuchten die Menschen, Herr der Flammen zu werden, während hoch am Himmel die Ursache des Brandes zu sehen war: ein leibhaftiger Drache, der brüllend und Feuer speiend seine Kreise zog. Die Besatzer waren außer sich. Kopflos rannten sie durcheinander, bis Sharraz Garthai erschien und sie auf die Mauern jagte, die Geschütztürme zu besetzen. Wohl wusste auch Garthai nicht zu sagen, ob die Geschütztürme den Drachen überhaupt erreichen würden, doch das Ungeheuer musste vertrieben werden. Die Orken schossen ihre Pfeile und Geschosse ab, ohne zu treffen. Zu groß war ihre Angst vor dem tobenden Ungetüm, als dass sie sich die Zeit genommen hätten, richtig zu zielen.

Von Ferne lenkte Phelian seine Schöpfung, nicht ohne ein gewisses Maß an Stolz zu empfinden. Die Illusion war ihm prächtig gelungen. Die Garnison war nur noch schwach bewacht, die meisten der Besatzer rannten auf den Mauern umher, oder kämpften in der Stadt gegen das rasch um sich greifende Feuer. Phelians Stirn war nass vom Schweiß. Ein letztes Mal spie der Drache Feuer, dann verglühte er in einem gleißenden Feuerball - für Thorn das Zeichen zum Handeln. Nun musste er nur noch dafür sorgen, dass die Krieger keine Zeit fanden, in die Garnison zurückzukehren. Rasch zog er den fehlenden Strich in dem unvollständigen siebenzackigen Stern, ehe er Richtung Tor davonrannte. Der Schweiß rann ihm in dicken Bächen den Körper hinab, seine Beine zitterten. Der letzte Zauber hatte ihn viel Kraft gekostet, auch wenn er die Entität nur gerade gerufen, nicht unter seinen Willen gezwungen hatte. Hoffentlich ging Thorns Plan auf. Schaudernd dachte er an die hilflosen Menschen, die durch seine Tat ums Leben kommen konnten und betete zu den Göttern, dass der Dämon sich auf die Schwarzpelze stürzen würde. Mit kraftlosen Fingern entkorkte er den Astraltrank und schluckte die enthaltene Flüssigkeit. Ein schadenfrohes Grinsen huschte über sein Gesicht, als ein vielstimmiger Schrei aus orkischen Kehlen an sein Ohr drang, während ein Teil seiner Kraft zurückströmte. *Shruuf* war erschienen und würde ein blutiges Gericht halten. Ein Schrei

Rufe vor ihnen zwangen seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne. Die Orken waren ihnen auf den Fersen, andere versuchten, das gesprengte Tor zu blockieren. Da zischte ein Armbrustbolzen durch die Nacht und durchbohrte den ersten Schwarzpelz, weitere Geschosse folgten und rissen die Krieger von den Beinen. *Braver Ighim, gut gemacht*, dachte Thorn. Einen Lidschlag später ritten sie durch das Tor. Nur Torben verharrte kurz vor der Stadtmauer, ein freies Pferd am Zügel führend. Einen kehligen Schrei auf den Lippen, sprang eine kleine, bärtige Kugel von den Zinnen und landete um Haaresbreite im Sattel. Lachend trieb Ighim das Pferd zum Galopp und folgte den anderen.

Sie ritten, bis den Pferden der Schaum vor den Mäulern stand. Sie wussten, dass sie verfolgt wurden und trachteten, größtmöglichen Abstand zwischen sich und die Schwarzpelze zu bringen. Das Bauernhaus, das plötzlich vor ihnen auftauchte, bot einen ärmlichen Anblick. Eine einfache Hütte mit Stroh gedecktem Dach, eine Scheune für die Schweine und die Kuh, ein paar grob zusammengesammelte Hühnerställe und eine Umzäunung für die Ziegen. Die Frau mit den roten Haaren, die hier lebte, schien nicht recht in diese Umgebung zu passen, entschied Thorn. Dennoch war er froh, dass sie auf sie getroffen waren. Das Feuer im Kamin der Hütte hatte hoch gebrannt, fast als hätte die Frau zu dieser späten Stunde noch Besuch erwartet. Er nahm einen letzten Schluck aus der Schale mit dem heißen Tee, bevor er wieder in seine halbtrockenen Sachen schlüpfte. Sie mussten weiter.

„Ihr könnt ihn nicht mit euch nehmen“, sagte die Frau, als er zu den anderen trat. Sie hatte sich über Thallians reglosen Körper gebeugt und untersuchte die Wunden. „Er würde es nicht überleben.“

„Wir können nicht bleiben. Wir werden verfolgt“, erwiderte Thorn. „Wie viele?“, fragte er Torben, der gerade zur Tür herein kam.

„Fünfzehn, vielleicht zwanzig. Sie reiten schnell.“

„Ihr müsst gehen“, entschied die Frau. „Ich werde mich um ihn kümmern.“

Thorn blickte unentschlossen zu Boden.

„Sie werden ihn nicht finden“, sagte die Frau, als habe sie seine Gedanken erraten.

Schließlich nickte er. „Die Zwölfe mit Euch, gute Frau.“ Die Männer verließen das Haus und stiegen auf die Pferde, ein stummes Gebet auf den Lippen.

*

66

Es klopfte. Verärgert streute Sinister Löschsand auf das Pergament, das er gerade schrieb, und legte die Feder beiseite. Wer konnte es wagen, ihn zu dieser Stunde zu stören?

„Herein!“, rief er barsch in Richtung Türe. Ächzend wurde die schwere, bronzene Klinke herabgedrückt und die Tür schwang knirschend auf. Herein trat ein Eleve, der verlegen von einem Bein aufs andere trat.

Mit stillem Vergnügen nahm Sinister die Angst des Jungen zur Kenntnis. Er wusste nur zu gut, welche unheimliche Geschichten über ihn in den Schlafsälen der Schüler die Runde machten. Sicherlich waren die wenigsten davon wahr, doch würde er sich hüten, diesen Gören ein anderes Bild von sich zu vermitteln. Sollten sie ihn ruhig fürchten. Sinister liebte den Geruch von Angstschweiß in der Luft.

Wie um den Jungen noch mehr einzuschüchtern, gab Sinister seiner Stimme eine ungehaltene Färbung, als er fragte: „Was gibt es?“

„Ich, äh...“, begann der Knabe.

„Nun, was? Heraus mit der Sprache!“ drängte der Magier.

„Ich soll Euch sagen, dass die ehrenwerten Magister *Dantomil*, *Lowanger* und *von Gratenfels* soeben aus Drakonia zurückgekommen sind. Spektabilität von Rommilyls wünscht Euch bei der Begrüßung im großen Konvent dabei zu haben.“

Unmerklich zuckte Sinister bei der Nennung der Namen zusammen. Dantomil! Magister Extraordinarius Travin Dantomil, Spektabilität Minor der *Akademie der Grauen Stäbe zu Punin*, sein alter Widersacher. Die Galle stieg in ihm hoch, wenn er auch nur an diesen selbstgerechten, akkuraten „Mustermagus“ dachte.

Alle Welt trägt diesen aufgeblasenen Schnösel auf Händen! Dabei steht Dantomil nur auf einem goldenen Sockel, weil Spektabilität von Rommilyls ihn hinauf gehievt hat. Ich hätte damals den Auftrag in Drakonia erhalten sollen, aber nein...

„Richte seiner Spektabilität aus, dass ich wenigen Augenblicken eintreffen werde.“

„Jawohl!“ Froh, den düsteren Arbeitsraum wieder verlassen zu können, machte der Eleve kehrt und zog die Tür hinter sich zu.

Gefasst raffte Sinister seine Robe und griff nach seinem Stab. Sein Urlaubsgesuch musste noch ein Weilchen warten. Es gab Dinge, die hatten Priorität.

*

Sinister platzte vor Wut. Seit einer geschlagenen Stunde schwatzte dieser Angeber nun schon von den Wundern der sagenhaften Akademie Drakonia. Dazu all diese widerlichen Schmeichler um ihn herum, die wie gebannt an den Lippen von Magister Dantomil hingen, dem man, als Leiter der Expedition, das Wort erteilt hatte. Was Sinister aber am meisten ärgerte, war die Tatsache, dass er sich dabei ertappte, wie er selbst, fasziniert und ungläubig zugleich, den Worten seines älteren Rivalen lauschte.

„...doch reichen Worte allein nicht aus, um die schiere Größe und Pracht dieses Ortes zu beschreiben, zu bescheiden ist doch das Vermögen des menschlichen Geistes, sich allein die bloßen Größenordnungen vorzustellen. Ich gestehe, Collegae, dass das, was ich gerade in knappen Worten schilderte, sich auch in meinen Ohren unglaublich anhören würde, wenn meine Augen nicht selbst Zeuge dieser Pracht geworden wären.

Der größte Schatz aber sind die Wände selbst. Über und über von drachischen Runen bedeckt, bergen sie Geheimnisse, die wohl bis an den Anbeginn der Zeit zurückreichen mögen. Selbst die Wände des unüberschaubar großen Höhlensystems unterhalb des sichtbaren Bauwerkes, die vielleicht sogar einmal das eigentliche Drakonia gewesen sein mögen – nicht einmal Großmeister Di’Ariarchos selbst wusste zu sagen, welcher Teil zuerst da gewesen war – sind mit diesen Glyphen überdeckt. Es scheint sich hierbei um eine uralte Abart der drachischen Schrift zu handeln, die sich deutlich von den, den Magiern bereits bekannten, Glyphen unterscheidet

und die man nur schwer zu lesen vermag. Hier gebührt vor allem Collega Lowanger Dank, dem es nach immerhin sechs Monaten intensiver Forschung und magischer Analyse gelang, das erste Dutzend jener Glyphen eindeutig ihrer Bestimmung zuzuweisen.“

Magister Dantomil machte eine kleine Pause, um dem Publikum ausreichend Zeit zu geben, der Leistung von Magister Lowanger gebührend zu huldigen.

Sinister kochte inzwischen. Gerade das hasste er am meisten. Konnte Dantomil nicht wenigstens ein kleines bisschen Arroganz und Selbstbeweihräucherung an den Tag legen, wie es einem Magus nun einmal anstand?

Dadurch aber, dass er jeden Verdienst auf seine Mitstreiter zurückführte und sich selbst hinter einem Wall aus Bescheidenheit verbarg, würden ihm diese Narren nur noch mehr Heldentaten andichten, als sie es jetzt ohnehin schon taten.

Als der Applaus abebbte, fuhr Magister Dantomil fort: „Inzwischen sind schon mehr als zweihundert der neuen Glyphen bestimmt und Magister von Gratenfels hat die Magier des Konzils soweit in der magischen Analyse und der mathematischen Induktion, die für die Identifizierung der Runen von immenser Bedeutung ist, unterrichtet, dass den Collegae vom Konzil fast jeden Tag ein neuer, bahnbrechender Erfolg beschieden sein dürfte.

Abschließend möchte ich nun anmerken, dass die investierte Zeit unserer Expedition ein absoluter Reingewinn für die *Academia* war. Unsere Gruppe hat nicht nur eine Unmenge an historischen Texten entschlüsselt, die ein völlig neues Licht auf die Geschichte unserer Welt werfen werden, sondern auch einige Meisterthesen, von denen wir zumindest einen Teil der Öffentlichkeit zugänglich machen werden. Ich bedanke mich für die Aufmerksamkeit des Auditoriums. Für weitere Fragen stehe ich gerne ab dem morgigen Tage wieder zur Verfügung.“

Ein Raunen war durch den Saal geglitten, als der Magister endlich doch noch das angesprochen hatte, worauf jeder im Saal insgeheim gehofft hatte: neue Formeln!

Nun stand seine Spektabilität von Rommilys von seinem Sitz auf und gebot mit lauter Stimme Schweigen. Seine Worten verrieten ein beträchtliches Maß an Unwillen, als er fragte: „Was meintet Ihr damit, werter Collegae, als ihr sagtet: *einen Teil?*“

Magister Dantomil, der schon dabei gewesen war, vom Rednerpodest in der großen Konventhalle hinab zu steigen, wandte sich noch einmal dem Sprecher zu. Mit fester Stimme und einem kampfeslustigen Blitzen in den Augen, das Sinister bislang noch niemals an dem friedlichen Magister aufgefallen war, verkündete er: „Eben das, was meine Worte implizierten, Eure Spektabilität. Einen Teil der vorhandenen Menge.“

Gereizt setzte von Rommilys nach: „Darf ich Euch darauf hinweisen, Collegae, dass Ihr im Auftrag der *Academia Arcomagica Scholaque Arcania Puniensis* diese Expedition unternommen und Euch im Vorfeld dazu verpflichtet habt, alle Früchte dieser Expedition der Akademie zu überantworten?“

Sinister bewunderte im Stillen die Gelassenheit seines Rivalen. So viel Courage im Kampf für eine Sache hätte er Dantomil nie zugetraut. Immerhin drohte ihm eine Anklage vor dem Gildengericht, falls er von seinem Kurs nicht abweichen und seine Worte wahr machen würde.

„Das ist mir sehr wohl bewusst, Euer Spektabilität. Dennoch habe ich keine Wahl. Ein Teil der Thesen scheint mir zu gefährlich, als dass ich sie ruhigen Gewissens in fremde Hände geben könnte. Hinzu kommt, dass manche der Formeln in der Tiefe ihrer astralen Muster Komponenten aufweisen, die wir nicht zu entschlüsseln imstande waren. Bevor wir also...“ weiter kam er nicht, denn zornig herrschte ihn der Akademieleiter an: „Genug!“

Schlagartig herrschte Schweigen im Saal.

„Der Vortrag ist beendet! Ich bin sicher, ein jeder hat noch ein ordentliches Stück Arbeit zu tun.“

Das galt allen Hörern im Raum. Wie auf Samtpfoten verließen die anwesenden Magier die große Konventhalle. Spektabilität von Rommilys war für seine gelegentlichen Wutausbrüche bekannt und niemand lenkte dann gerne dessen Aufmerksamkeit auf sich. Erst als die

seine Energie fließen ließ. ‚TRANSVERSALIS‘, brach sich das Echo seiner Worte an den Wänden des Raumes.

Nur kurz nahm Sinister das gewohnte graue Wabern des näheren Limbus wahr, dann materialisierten sich rings um ihn herum wieder Wände, Stühle, Regale voller Bücher, Boden und Decke. Er hatte es geschafft. Wie angenommen, hatte sein argloser Collega wahrscheinlich noch nicht einmal mit dem Gedanken gespielt, seinen Arbeitsraum gegen Eindringlinge zu schützen.

Dennoch galt es schnell zu handeln, denn Dantomils Unterredung mit seiner Spektabilität würde nicht ewig dauern. Er ließ den Blick quer durch das Zimmer schweifen und wurde auch prompt fündig.

Dieser Narr! Konnte es so viel Einfalt tatsächlich geben? Gleich neben der Türe lag, sorgfältig aufgestapelt, das Reisegepäck des Magisters. Wie er seinen Kollegen kannte, hatte dieser sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, die Thesen zu verstecken. Folglich mussten sie sich noch in einer dieser Taschen befinden.

Sinister streckte die Hand aus, den Stab als Verlängerung nutzend und wirkte abermals einen Zauber. ‚PENETRIZZEL‘! durchschnitt seine Stimme die Stille des Raumes, doch die gewünschte Wirkung stellte sich nicht ein. Sinister fluchte über sich selbst. Er hatte in der Eile ganz vergessen, dass man mit dem PENETRIZZEL zwar durch Gegenstände hindurchsehen, aber auch nur etwas erkennen konnte, sofern genügend Licht vorhanden war. Und im Innern eines Rucksacks brannten für gewöhnlich keine Kerzen... .

Also musste er eben auf die herkömmliche Art und Weise suchen. Und tatsächlich! In Travins großer Reisetasche wurde er fündig. Sorgsam verstaute lagen zwischen den magischen Gewändern der Magisters, wohl um sie vor Erschütterungen zu schützen, sechs irdene, dickbauchige Behältnisse. Vorsichtig nahm Sinister sie heraus und stellte sie auf den Schreibtisch. Anschließend untersuchte er sie von allen Seiten auf mögliche Schutzzeichen oder andere Runen, doch er fand keine. Dafür waren drei der Krüge um ihren Äquator mit einem Gürtel aus Wachs verschlossen. Diese konnte er also nicht öffnen – zumindest nicht, ohne Spuren zu hinterlassen.

„Dann eben diese hier!“, knurrte er. Auch wenn er keine Runen oder sonstigen Zeichen gefunden hatte, galt es doch, besonders vorsichtig zu sein. Präventiv wirkte er daher einen Hellsichtszauber, der ihm schützende Verzauberungen offenbaren würde. Das Ergebnis seiner Analyse rang ihm abermals ein unwilliges Kopfschütteln ab. Travin hatte die Behältnisse tatsächlich nicht geschützt.

„Dieser Narr! Das geht fast zu leicht.“ Sinister öffnete die Behälter und entnahm jedem ein zusammengerolltes Pergament. Travin hatte die Thesen bereits ins Bosparano übersetzt, wie er erfreut feststellte. Ein letztes Mal beanspruchte er an diesem Abend seine arkane Kraft. Endlich zahlte es sich seine Entscheidung aus, so viel Zeit auf das Erlernen des ETERNIA MEMORABILIS verschwendet zu haben, wie es viele seiner Collegae verächtlich genannt hatten. Aber selbst wenn Sinister über hundert Jahre alt werden sollte – es gab Dokumente und Formeln, die er niemals vergessen würde. So auch diese hier.

Schweiß perlte von seiner Stirn, als er endlich fertig war. Vorsichtig schob er die Schriftrollen wieder in ihre Behälter zurück und verstaute alles so, wie er es vorgefunden hatte. Dann konzentrierte er sich, suchte in seinem Innersten nach jener Türe aus schierem Schmerz, hinter der sich ein tiefer, sprudelnder Quell der Macht verbarg. Es war nicht das erste Mal, dass Sinister die verbotenen Quellen öffnete, und doch zögerte er, wohl wissend um die Gefahr, die der Quell barg. Schritte drangen an sein Ohr, wie durch Watte gedämpft, wurden lauter. Jemand näherte sich. Entschlossen öffnete Sinister das Tor. Pure, astrale Kraft strömte heraus, durchflutete ihn, und er genoss das pulsierende Gefühl von sendendem Schmerz und Fleisch gewordener Kraft in seinen Adern, bevor er auf demselben Weg wieder verschwand, wie er gekommen war. An diesem Abend hatte er gesiegt. Er würde immer siegen!

Damit verließ Travin den Raum, und ließ einen immer noch zornigen, aber auch nachdenklichen Thalion von Rommilys zurück.

*

„Ihr ersucht mich um Beurlaubung, Magister Zurryaga? Gerade jetzt, wo wir mit der Auswertung der drakonischen Schriften alle Hände voll zu tun haben?“

Spektabilität von Rommilys runzelte vorwurfsvoll die Stirn und wies mit der Hand auf ein Stück Pergament, das ausgebreitet auf seinem Schreibtisch lag.

„Falls Ihr mich nur deswegen habt rufen lassen, Euer Spektabilität, so lautet meine Antwort ja'. Ich habe alles sorgfältig erwogen und bin mir der außergewöhnlichen Umstände bewusst, unter welchen ich meine Bitte äußere. Doch wie Ihr sicherlich meinem Schreiben entnommen habt, ersuche ich Euch um eine Freistellung zum Zwecke eines Forschungsauftrags, nicht einfach um der Zerstreung Willen.“

„Aber um eine Freistellung von unabsehbarer Dauer, Collega!“ Von Rommilys war Rande des Zusammenbruchs. Verloren denn alle in dieser Akademie langsam den Verstand?

Beschwichtigend hob Sinister die Hände. „Euer Spektabilität mögen bedenken, welch großer Nutzen der Akademie aus einem Erfolg meiner Expedition erwachsen würden.“

„Was gäbe es denn da zu Bedenken, Collega? Ich weiß ja noch nicht einmal, wonach Ihr eigentlich sucht! Nach dem Stein der Weisen etwa?“

Sinister setzte ein entwaffnendes Lächeln auf. Er wusste zwar nicht genau, was sich zugetragen hatte, aber seit Collega Dantomil jenes Streitgespräch mit Seiner Spektabilität geführt hatte, war eine Veränderung in dem alternden Magister vorgegangen. Er war nicht mehr die schneidige Führungsperson von einst. Er war jetzt verwundbar, wie Sinister verächtlich feststellte. Es machte fast keinen Spaß mehr, mit ihm zu streiten.

„Nein, Euer Spektabilität. Ich bin kein Träumer. Doch glaubt mir, wenn ich Euch sage, dass die Suche lohnt.“

Von Rommilys hatte sich zum Fenster gedreht und starrte hinunter auf den Hof, wo die Eleven des dritten Lehrjahres gerade eine Übungsstunde im Stockfechten absolvierten. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Kehle. Sinister fragte sich, was wohl in ihm vorgehen mochte. Er hatte noch nie erlebt, dass sich die Spektabilität so hatte gehen lassen.

„Euer Spektabilität?“

Schweigen.

„Ihr billigt also mein Gesuch?“

Ein einfaches Nicken war die Antwort.

„Meinetwegen. Ich wünsche Euch viel Glück bei Eurer Suche, Collega. Wisst Ihr denn wenigstens, wo Ihr mit Eurer Suche beginnen wollt?“

Sinister lächelte hintergründig. „Ja, Euer Spektabilität. Mein erstes Ziel sind die Zyklopeninseln.“

*

Երևոյ

Ես ար էր զորքի վերահսկողը։ Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։ Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։ Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։

Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։ Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։ Երեսնականները հարկադրված էին լքել հայրենի երկիրը՝ քանզի Երեսնականների զորքը հաղթանակ էր տարածել հայրենի երկրում։

„So ist's Recht, Männer“, lachte der Kapitän, der in diesem Augenblick das Deck betrat. „Bei Efferd, das lasse ich mir gefallen! Lasst die Mädchen wissen, dass wir kommen! Sie sollen ihre Mieder lockern und ein kühles Bier bereiten!“ Wieder lachte der Kapitän, lang und schallend. Irgend jemand stimmte in sein Gelächter ein und vereinzelte Beifallsrufe erklangen. Zufrieden stapfte er weiter über die Planken, von dem Monotonen ‚Tocktocktock‘ begleitet, das sein Holzbein den Planken entlockte. An der Reling am Bug gewahrte er den einzigen Passagier des Schiffes. Ein seltsamer Mensch, dieser Mann: schweigsam, geheimnisvoll – düster. Die Matrosen munkelten, er sei ein Zauberer. Doch trug er nicht die Abzeichen seines Standes, falls er einer war. Und er hatte gutes Gold für die Überfahrt bezahlt. Also hatte der Kapitän keine Fragen gestellt – über die offensichtliche Eile, die den Fremden trieb, zum Beispiel. Obschon nächste Woche ein Passagierschiff ausgelaufen wäre, hatte er nicht warten wollen. Nun denn, der Kapitän war's zufrieden. Sein Gast hatte sich ohne zu murren mit der Unterkunft und der kargen Verpflegung abgefunden und hatte bislang keinerlei Störung bedeutet.

„Na, in ein paar Minuten haben sie uns an Land gezogen, dann ist es geschafft, was?“ Sinister, denn kein Geringerer verbarg sich hinter der Maske jenes geheimnisvollen Passagiers, drehte den langsam den Kopf und fixierte mit kühlem Blick erst die Stelle, wo ihn der Kapitän berührt hatte, dann den Mann selbst. Die Augen verengten sich zu schmalen Schlitzeln. Das feiste, wettergegerbte Gesicht des Kapitäns und der kugelförmige Bauch, der sich so weit über die Leibesmitte wölbte, dass sich Nabel und Gürtelschloss wohl jeden Morgen begrüßen konnten, erregten ein Gefühl des Ekels. *Abschaum*, schoss es ihm durch den Kopf. Wie konnte es dieser widerwärtige Mensch wagen, ihn zu berühren?

„An Land gezogen, versteht Ihr?“, wiederholte der Kapitän in einem verzweifelten Versuch, seinen verunglückten Witz noch zu retten und fuchtelte gestikulierend mit den Armen in Richtung der Ochsenspanner, die das Schiff an mächtigen Seilen in den Hafen zogen. *An Land gezogen, wie einen dicken Fisch!* wollte er ausführen, doch der eisige Blick seines Passagiers ließ ihm das Wort im Halse stecken bleiben.

Der Magister spürte, wie ihm der Ekel in den Hals kroch, denn der Kapitän schien bereits in seiner Kajüte dem Alkohol zugesprochen zu haben und dünstete nun wie ein angebrochenes Bierfass. Er unterdrückte ein Würgen, als der Kapitän ausatmete und eine säuerliche Dunstwolke, gemischt mit dem Geruch von ranzigem Schweiß seine Nase beleidigte. Er gab sich keine Mühe, seine Abscheu zu verbergen, als er mit einem Kopfnicken in Richtung der Brücke sagte: „Muss nicht jemand euren Männern die nötigen Anweisungen geben, damit beim Einlaufen kein Fehler passiert, Kapitän?“ Seine Stimme klang scharf und schneidend und duldete keinen Widerspruch.

Die unverhohlene Aufforderung, sich zu entfernen, war dem Kapitän nicht entgangen. Sein Mund stand eine Zeit lang offen, während seine knollige Nase sich derart in die Länge streckte und unschlüssig von einer Seite auf die andere wippte, als wüsste sie nicht, ob sie über die Antwort schmunzeln oder wütend sein sollte. Noch nie hatte es jemand gewagt, auf seinem eigenen Schiff so mit ihm zu sprechen. Schließlich schien sein geliebtes Riechorgan eine Entscheidung gefällt zu haben, denn es kehrte in seine Ausgangslage zurück und der Mund klappte zu und öffnete sich wieder, um zu einer ärgerlichen Entgegnung anzusetzen. Da lief es dem Angesprochenen plötzlich kalt den Rücken herunter. Er fühlte den bohrenden Blick des düsteren Fremden tief in seinem Hirn brennen, fühlte, wie sich eine kalte Hand um sein Herz legte und mit der Kraft einer Stahlklammer zudrückte. Nach Luft schnappend, taumelte der Kapitän einen Schritt zurück und fing sich nur mit Mühe. In seinem Blick spiegelten sich Angst und Unverständnis, dann gewahrte Sinister zufrieden, wie der Kapitän Richtung Achterdeck flüchtete, während sein zweites Bein ein gehetztes ‚Tocktocktock‘ trommelte. Wie um sein Unbehagen zu verscheuchen, brüllte er dem ersten singenden Matrosen, der seinen Weg kreuzte, zu, gefälligst die Klappe zu halten, doch es dauerte noch eine ganze Weile, ehe das flau Gefühl in der Magengegend wich. Die kurze Begegnung hatte ihm die gute Laune so gründlich verdorben, dass sie auch in den späten Abendstunden nicht wiederkehren wollte. An diesem Tag sollte die Mannschaft der ‚Stolz von Hylailos‘ keine positive Zuwendung seitens ihres sonst so gutmütigen Kapitäns mehr erfahren.

Was Sinister anging, so hatte ihn das seltsame Gespräch in höchstem Maße amüsiert. Doch nur wer den Magister gut genug kannte, mochte um seine Lippen ein feines Lächeln erkennen. Ansonsten zeigte er mit keiner Regung, was in ihm vorgehen mochte. Sein Blick hatte sich wieder den festlich geschmückten Häusern Grangors zugewandt, ohne sie jedoch wirklich wahrzunehmen. Seine Gedanken hatten sich tief in sein Inneres zurückgezogen und beschworen Bilder herauf, die weit in die Vergangenheit reichten.

Fast vier Jahre war es her, dass er in Grangor ein Schiff bestiegen hatte, das ihn auf die Zyklopeninseln brachte. Lange Monde hatte er vergeblich nach einer Spur gesucht. Nach über zwei Jahren, die ihm nichts als Unkosten eingebracht hatten, war er kurz davor gewesen, aufzugeben. Es war in Hylailos gewesen, wo er auf ein Schiff gewartet hatte, als ihm wenige Tage vor Anbruch des neuen Jahres im Traum offenbart wurde, wo er zu suchen hatte. Sinister glaubte nicht an Zufälle. Irgendetwas - oder jemand - schickte ihm diese Träume. Und tatsächlich war er fündig geworden - in den tiefen Kavernen des Amran Nemoras, der unter den Einheimischen als verflucht galt. Niemand, der es gewagt hatte, die Höhlen zu betreten, hatte je wieder die oberirdische Welt betreten, hieß es. Bald sollte Sinister auch das Geheimnis erfahren, das hinter dem Volksglauben steckte. Wer nicht den giftigen Schwaden erlag, die die Gänge des unterirdischen Labyrinths füllten, wurde vermutlich *sein* Opfer. Einem kleinen Pflänzlein mit Namen Cajubo, deren Knospen es erlauben, lange Zeit ohne Atemluft auszukommen, hatte Sinister es zu verdanken, dass er seit mehr als zwei Jahrzehnten der erste Sterbliche war, der *ihn* zu Gesicht bekam. Gewaltige Hammerschläge hallten durch den dunstigen Gang, dem er folgte. Rötlicher Feuerschein erhellte die dahinter liegende Höhle. Die Luft war heiß und trocken, aber atembar, da nur mehr mit Rauch anstelle von Schwefel geschwängert. Ungläubig hatte er am Eingang der Kaverne verharret, gebannt auf den kolossalen Schatten starrend, den die tanzenden Flammen im Rhythmus der Hammerschläge auf den

Höhlenboden warfen. Dann sah er *ihn*. *Kyr’okul* war ein Angehöriger des geheimnisvollen Volkes der Zyklopen. Sie lebten so zurückgezogen, dass viele nicht mehr an ihre Existenz glaubten. Doch Sinister hatte sie gesehen. Und *Kyr’oKul* war so viel mehr als nur ein riesenhafter Schmied: er war der Nachfahre des sagenhaften *Gil’pathar*, des Erschaffers seines Desiderats. Obwohl in des Zyklopen einziger Augenhöhle ein tiefes Loch klaffte, traf jeder seiner Hammerschläge um Haaresbreite sein Ziel. Ob es daran lag, dass er ein Unsterblicher war, oder der Nachfahre *Gil’pathars*, oder ob seine Erblindung etwas damit zu tun hatte, wusste Sinister nicht zu sagen. Aber *Kyr’oKul* sah mehr, als er mit seinem sterblichen Auge vermocht hätte. Vielleicht nicht einmal mehr – aber er sah anders.

Kyr’oKul hatte ihn bereits erwartet. Der Alleine, wie *Kyr’okul* sich ausdrückte, hatte im Traum zu ihm gesprochen. Also kam es, dass Sinister nicht in die Reihen seiner Sklaven eingegliedert, sondern gastfreundlich empfangen wurde. *Kyr’oKul* wusste um Sinisters Suche. Die Blutsbande, die ihn mit *Gil’Pathar* verbanden, ließen ihn den Aufenthaltsort Seulasslintans erspüren und er offenbarte ihn bereitwillig – für einen lächerlich geringen Preis, wie Sinister fand: was bedeutete ihm schon die kleine Zehe seines linken Fußes? Nicht mehr als eine Wunde, die in wenigen Wochen verheilt sein würde. Nichts im Vergleich zu der Macht, die er bald in Händen halten würde. Nun kehrte er wieder, sein Ziel zum Greifen nahe. In wenigen Wochen schon würde er das Schwert in Händen halten.

Inzwischen war das Schiff an der Kaimauer angelangt und flinke Hände warfen kräftige Taue, die an den Pollern festgemacht wurden. Das Lied der Seeleute war aufgeregtem Geplapper und emsiger Geschäftigkeit gewichen. Sinister hatte seine Schuld gegenüber dem Kapitän bereits beglichen, so dass es für ihn keinen Grund gab, noch länger an Bord zu verweilen. Sobald die hölzerne Rampe zum Kai ausgelegt war, ging er an Land. In einer kleinen Wirtstube gönnte er sich eine Stärkung. Von dem Wirt des Gasthauses ließ er sich den Weg zu einer Stellmacherei beschreiben, um noch am selben Nachmittag einen Zweispänner zu mieten. Wohl ahnte der Mann, der ihm Pferde und Wagen für drei Wochen überließ, dass er sein Gespann niemals wieder sehen mochte, doch überzeugte ihn ein Blick in Sinisters kalte Augen davon, dass er besser damit beraten sei, dieses verlockende Geschäft zu tätigen. Noch am Abend verließ der Magier die Stadt Richtung Mittelreich. Sein Ziel war Greifenfurth.

*

Ende erstes Buch

